This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

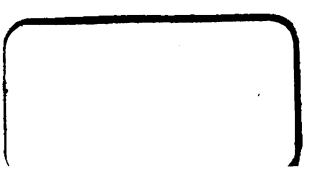
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

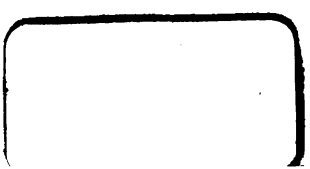
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07496029 9



NYG
Sfume



NFG
SEUME

J. G. Seume's

sämmtliche Werke.

8851
839-76

Vierte rechtmäßige Gesammtausgabe

in acht Bänden.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Sechster Band.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY CIRCULATING

Leipzig,
Joh. Friedr. Hartknoch.
1839.

439826

Inhalt des sechsten Bandes.

Dem Herrn Grafen G. A. D. von Igelström zu seinem sechzehnten Geburtstage . . . . . S. 1

Ueber Bewaffnung 11

Vorrede zu Rob. Percival's Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig 1805 . . . 75

Die Impertinenzen 85

Kurzes Pflichten- und Sittenbuch für Landleute. Nachlaß, mitgetheilt von M. Joh. Sam. Vertraug. Schieck 97

Bruchstück einer Predigt, gehalten zu Knauthayn 253

Dem

Herrn Grafen

G. A. O. von Igelström

zu

seinem sechzehnten Geburtstage.

Παντων των κτηματων βελτιστον φιλος αγαθος.

Liebſter Freund!

Es iſt ſchon jetzt mein Stolz und wird es, hoffe ich, künftig noch mehr ſeyn, daß ich Sie mit dieſem Namen nennen darf; und ſo wie Sie mich kennen, werden Sie glauben, daß Jemand einigen Werth darauf zu legen Urſache hat, wenn ich ihm denſelben in dem ganzen Sinne des Wortes von meiner Seite zugeſtehe. Man pflegt gewöhnlich an feierlichen Tagen, wie Ihnen der heutige iſt, einander mit Verſen zu bewirthen; da ich aber der leidigen Produkte dieſer Art ſchon ſattſam gebrechſelt habe, will ich verſuchen, zu Ihnen ein herzliches Wörtchen in ſchlichter Proſa zu ſprechen. Von den Verhältniſſen, in denen ich ehemals mit Ihnen ſtand, bleibt mir noch die nämliche Stimmung meines Herzens, das mich damals doppelt feſt und heilich an meine Pflichten band; ein Herz, das gewiß gut, brav und redlich iſt, und deſſen mehr als gewöhnlich freundſchaftliche Theilnehmung mich vielleicht mehrmals aus der Mittelſtraße der kalten Ueberlegung zog! Meine engern, rechtlichen Pflichten ſind längſt gelöſet; aber wehe dem Menſchen, der weiter keine Verbindlichkeiten kennt, als diejenigen, die ihm von den Geſetzen und Kontrakten aufgelegt werden. Ich ſetze jetzt alle Verbindlichkeiten bei Seite, die ich Ihrem würdigen Vater, Ihrem vortrefflichen Onkel, und noch manchem rechtſchaffenen Manne aus Ihrer Familie ſchuldig bin: ſie erzeugen meinen individuellen Dank; aber ſie können meinen Gefühlen gegen Sie nichts zuſetzen und nichts abnehmen. Meine Seele wird und muß immer ohne gröbern Eigennutz ſeyn, ſo ſehr ich auch übrigens überzeugt bin, daß Egoismus, man

nehme, modificire und verfeinere ihn nach Belieben, wie man wolle, der Grund unserer Moralität ist. Wir wollen aber lieber in der gewöhnlichen Welt bleiben, als in dem Nebel der Metaphysik herum greifen. Wir wissen mit dem schlichten Menschensinn gewiß genug, um in den meisten Fällen des menschlichen Lebens bestimmt gut zu handeln; und zum Edlen und Großen wird uns das Gefühl der Philanthropie erheben, das durch kalte, tiefe Spekulationen oft mehr abgestumpft, als geschärft wird. — Sie treten jetzt wahrscheinlich bald auf den großen Schauplatz der Welt, und Ihre Geburt, Ihr Alter, die Wahl Ihres Standes, Ihre ganzen Verhältnisse werden Sie mehr, als Andere, in den Wirbel ihrer Geschäfte ziehen. Seyn Sie nicht zu kühn; aber zittern Sie nicht! In beiden Extremen laufen Sie desto eher der Gefahr in die Arme. Beide sind schlechte Kriegsmänner, derjenige, der seinen Feind zu viel, und derjenige, der ihn zu wenig fürchtet; und die Feinde, die im Felde mit Stahlwaffen Ihnen entgegen rücken, sind Zwerge gegen diejenigen, die unter tausend lachenden Gestalten überall Sie umringen. Verzeihen Sie, Lieber, der Ergießung eines freundschaftlichen Herzens! Sie wissen, ich bin kein galliger Misanthrop, und Niemand hat einen höhern Genuß an glücklichen, fröhlichen Gesichtern, als ich: aber meiner Liebe für Sie ist bange, wenn ich mir alle Klippen denke, an denen Ihre Jugend scheitern könnte. Ich kenne Sie; und eben weil ich Sie kenne, fürchte ich. Es werden Gefahren um Sie herschwärmen, welche wie Bienen Honig zu tragen scheinen; aber ihr Stachel ist giftiger, als Bienenstachel. Hier lockt die Wollust, je feiner, desto gefährlicher; dort lodert der Ehrgeiz; hier vergiftet die Schmähsucht, dort das schmeichelnde Lob; hier reizen Beleidigungen, dort mischt der Zorn über dem Becher der Freude die Zwietracht. Freund, hören Sie mich; ich sage Ihnen nichts Neues. Sie haben Alles gewiß schon oft besser gehört und gelesen. Aber wenn das ernste Wort eines Freundes, an einem feierlichen

Tage gesprochen, aus dem Herzen zu dem Herzen nicht mehr Eingang findet, nicht mehr Nachdruck hat, als alle Weisheit der Alten und Neuen, so habe ich mich in dem Menschen überhaupt, so habe ich mich in Ihnen traurig geirrt. Sie sind gut; aber Sie sind leidenschaftlich. Treten Sie nicht in die Welt mit dem enthusiastischen Gedanken, nothwendig Ihr Glück machen zu müssen! Sie haben gewiß diesen Ausdruck längst philosophisch gewürdiget. Der vernünftige Mann hat sein Glück schon gemacht, und sein Antipode wird es nie erreichen. Alles unter dem Monde ist ungewiß und unbeständig. Setzen Sie nie in Etwas außer Sich Ihre ganze Glückseligkeit! Sie stellen ein Gebäude auf Rohrstäbe, Sie verlieren Ihre Kraft, Ihre Selbstständigkeit gegen die Schläge des Schicksals, und nichts ist jämmerlicher, als ein Mann, der unter der Last seiner Leiden wimmert. Hoffen Sie nichts mit Angst, und Sie werden nichts fürchten. Leben Sie brav, und hartnäckig rechtschaffen! Ihr Wort sei Ihnen fester und unverbrüchlicher, als Eidschwüre! Prüfen Sie Alles mit eigenen Gründen, und lassen Sich nicht das Avtosepha des Ansehens niederwiegen; aber bringen Sie nie Ihre Meinung Andern zum Maßstabe ihrer Handlungen auf, so wenig als Sie anderer Urtheil zur Richtschnur der Ihrigen machen! Selbstüberzeugung sei Ihnen das Heiligste; dadurch erhalten Sie Ihre Selbstschätzung: und wer diese verloren hat, hat einen unersetzlichen Verlust erlitten. Suchen Sie nie die Gunst der Großen, und Sie werden sie gewinnen durch Ihr Talent und durch Ihre Rechtschaffenheit; wenn nicht dadurch, so ist sie des Suchens nicht werth. Bücken Sie Sich nie tiefer, als sich ein Mann bückt, der vernünftig über seine Verhältnisse denkt, der den Werth seines Kopfs und seines Herzens fühlt; aber urtheilen Sie nie von diesem Werth zu gespannt, und Sie werden nie Gefahr laufen, anmaßlich und eingebildet zu seyn. Suchen Sie wenig Bekanntschaften, und seien behutsam wenn man die Ihrige sucht!

Freundschaft ist eine Pflanze, die nicht in jedem Herzen gedeihet. Handeln Sie mit Höflichkeit mißtrauisch, und prüfen stark den Charakter, ehe Sie aufnehmen, oder Sich anketten! Nur die Tugendhaften sind Freunde; die Uebrigen nur Schwärmkameraden und Spießgesellen. Sprechen Sie ohne Winkelzüge, offen wie ein freier Mann; aber immer mit Würde und Feinheit! Wenn Sie auch mit dem Geringsten reden, denken Sie Sich, als ob der strengste Richter Ihre Worte aufschriebe und beurtheilte! und Sie gewinnen einen Ton, den Sie sonst fast nie zu ändern brauchen. Wägen Sie jeden Ausdruck; denn oft hängt Leben und Tod an einem kleinen Wörtchen. Die Wahrheit sei Ihnen stets unverletzt und heilig, und nie entfahre Ihnen auch nur im Scherz die geringste Unwahrheit! Wiederholungen machen Gewohnheit; Gewohnheit führt zum Leichtsinn, dieser zur Unbesonnenheit; Unbesonnenheit stürzt in Gefahr. Schonen Sie des Charakters Anderer, auch wenn er nicht zu schonen wäre, wo Sie nichts Gutes wirken und wo Sie nicht Ihre Pflicht zwingt! Wir kennen meistens nicht die Verhältnisse, die Bewegungsgründe, welche die Handelnden bestimmten. Nur der Allwissende kann kompetent über Moralität urtheilen. Seien Sie immer strenger gegen Sich selbst, als gegen alle Uebrige! es ist heilsam und weise, und das Gegentheil ist Schwachheit. Seien Sie aufmerksam auf Tadel und Lob! Dieses kann Ihnen oft mehr schaden, als jener. Prüfen Sie beides und fragen genau, von wem es kam! So lange Sie über jedes Lob blind Sich kützeln, ist es ein sicheres Zeichen, daß Sie es nicht verdienen; und den Tadel verdienen Sie, so lange Sie darüber empfindlich werden. Untersuchen Sie beides und nehmen es nicht ausgedehnter, als es gegeben wird. Beweisen Sie nie mit Beispielen! Beispiele sind Beweise für Leute, die nicht denken können, oder absichtlich nicht denken wollen. Sie erregen und erheben unsere Gefühle, und sind eben so oft verderblich, als nützlich. In Ungewißheit und Unent-

schlossenheit giebt es Beruhigung, wenn man sieht, daß ein allgemein anerkannt braver Mann in ähnlichen Fällen eben so gehandelt hat; aber Bürgschaft für Recht kann es nicht leisten. Lieben Sie Friede und Ruhe! Nur der Wildling findet Vergnügen an Hader und Streit. Die Wahrheit gewinnt niemals durch Hitze; und Hitze verleitet, zumal bei Ihrem künftigen Handwerk, sehr oft zu blutigen Händeln. Weder Furchtsamkeit noch Tollkühnheit, sondern Grundsätze müssen das Betragen bestimmen. Es ist ein größerer Ehrenpunkt, Händel mit Klugheit und Würde vermieden, als sie mit Heftigkeit ausgefochten zu haben. Es wird Ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, Ihren Muth und Ihre Standhaftigkeit zu zeigen, wo Sie Ihre Pflicht verbindet; und dann nur verdient man Beifall, Lob und Bewunderung. Es ist edler, kleine Beleidigungen zu verachten, als große dafür zurück zu geben; besser, den Zwist durch einen Händedruck, als einen Lungenstoß, zu schlichten. Denken und handeln Sie bei jedem ähnlichen Vorfalle kalt und ruhig, als Philosoph; und fast nie wird der Fall eintreten können, wo Sie im Extrem Ihre Argumente mit der Degenspitze, oder der Pistolenkugel führen müßten. Ihr Stand, wenn Sie in demselben fortfahren, fordert in diesem Punkte doppelte Behutsamkeit. Die Vernunft hat das Vorurtheil der alten Barbarei noch nicht auswurzeln können. Griechen und Römer, die doch wahrlich nicht Memmen waren, haben kein einziges Beispiel vom Zweikampf; die Spitze der Phalangen und Legionen im Treffen war der Probestein ihrer Tapferkeit, wohin auch der einzige Tribun, welcher gefordert wurde, seinen Gegner vor das Angesicht der Armee beschied. Ich weiß, Sie haben bestimmte, richtige Grundsätze über diesen Artikel; aber wachen Sie jeden Augenblick ernsthaft über Sich! Denn Ihr Blut kocht: und schaffen Sich nicht zu der Thorheit noch den quälenden Gedanken, daß Sie der unglückliche, unbesonnene Veranlasser des Zwistes waren! Der junge Mann, der nicht sein eigener

Führer zu seyn im Stande ist, unterliegt schon halb der Gefahr. Wenn ihn sein Charakter und seine Grundsätze nicht bewachen, so wacht umsonst das Argusauge des besten Mentors. Die Gesetze, die Sie Sich selbst vorschreiben, müssen eben so strenge seyn, als ein anderer sie Ihnen vernünftig vorschreiben kann. Sie treten nun in die Jahre, in welchen unser Geschlecht oft durch seine Thorheit die Beute des weiblichen wird. Ich bin überzeugt, daß Sie schon richtig genug über einen so wichtigen Gegenstand zu urtheilen fähig sind. Das Geschlecht kann weder der Gegenstand ihrer Verachtung, noch ihrer heißen Verehrung seyn. Der Uebergang von einem Extrem zum andern ist hierinne sehr gewöhnlich. Höflichkeit und Artigkeit fordert die Feinheit des Betragens; und eine gleichgültige unbefangene Aufmerksamkeit ist die beste Sicherheit gegen die Gefahren der Sinnlichkeit. Sie wissen, was Sie Sich, was Sie ihrem Charakter und ihrer Familie schuldig sind. Um künftig Mann in dem edelsten Sinne des Worts zu seyn, erniedrigen Sie Sich nie zum Weibersklaven; Verführer und Verführter sind gleich verächtlich. Ehren Sie die Religion, und alles, was auf dieselbe Bezug hat! Wohl dem, der in ihr seine Beruhigung findet! Sollten Sie Zweifel, oder andere Ueberzeugung in mehreren ihrer Punkte haben, so behelligen Sie nie Andere mit Ihren zudringlichen Belehrungen, und hüten Sich ernstlich, jeden Schwachsinn zu beunruhigen! Es ist grausam und menschenfeindlich, den wohlthätigen Glauben zu stören, auch wenn er Irrthum wäre. Zeigen Sie Ihre Religion durch Tugend, und überlassen es den Herren der Katheder über das System zu urtein! Sprechen Sie lieber zu wenig, als zu viel, und halten Konsequenz in Reden wie in Handlungen! Legen Sie Gewicht in jedes Wort, und Sie wirken mit Kürze mehr, als mit langen diffusen Perioden. Fliehen Sie den Kram der Gelehrsamkeit, und sprechen Vernunft mit ihrer verborgenen Hülfe! Schulpedanterei und Bücherstaub ist in

der Welt, was ein Marmorbild ohne Politur in der Werkstatt des Künstlers ist. Suchen Sie Ihre Kenntnisse zu erhalten und zu erweitern, ohne damit zu Markte zu ziehen! Schützen Sie Sich vor geschmacklosen oder gefährlichen Gesellschaften mit einem gewählten Buche! Langweile ist nur die Qual der Schwachköpfe. Scheuen Sie nie Gefahr, aber suchen Sie sie nicht! Ohne katonische Strenge halten Sie sich immer ernsthaft, und Sie vermeiden manche Gelegenheit zu Unannehmlichkeiten. Haschen Sie nie nach Witz, wenn ihn nicht der Gegenstand bietet; und hüten Sich, durch stachliche Persönlichkeiten irgend jemand zu beleidigen, welches manchen Groll erzeugt. Opfern Sie nie die Wahrheit einem schönen Einfalle auf, und legen auf ein richtiges Urtheil mehr Werth, als auf die zierlichsten Spielwerke der Laune! Halten Sie die festeste Ordnung in allen ihren Geschäften! Begegnen Sie immer Ihren Untergebenen und Bedienten mit Güte und Freundlichkeit, selten oder nie mit Vertraulichkeit und Freundschaft! Thun Sie alles mit möglichster Kürze und Bestimmtheit! Merken Sie auf Alles, was Ihnen Ihre Obern sagen, mit der größten Genauigkeit! Aufmerksamkeit und Gegenwart des Geistes ist die Seele aller Geschäfte; vorzüglich bei ihrem Stande, wo die Minuten am theuersten sind, und wo von der guten, oder schlechten Ausführung eines Befehls Wohl und Wehe von Tausenden abhängt. Ueberall kann man ohne Gefahr bessern; aber bei dem Krieger folgt meistens die fürchterlichste Strafe sogleich auf den Fehler, den der Feind schon benutzt, sobald er begangen ist. Hüten Sie Sich vor Borgen und Leihen. Durch beides verwirren Sie Ihre Geschäfte, und gerathen oft selbst mit Freunden in Verdrüßlichkeiten.

Verzeihen Sie, Lieber, ich habe gepredigt, als ob ich den Sirach und Salomo zu diesem Behuf gelesen hätte. Meine Apologie ist mein Herz. Ich liebe Sie so sehr ohne alle Rücksicht, daß ich gern das schwerste Opfer bringen würde, wenn ich Ihnen einige

Fehler, die Ihnen in jedem Ihrer künftigen Verhältniſſe ſchädlich werden können, wegnehmen könnte. Halten Sie es nicht für Hofmeiſterton! ich habe dazu längſt die Neigung und das Recht verloren, und dadurch halb unwillig hierinne meine Ruhe geſichert: aber wenn die Stimme eines Freundes bei Ihnen etwas vermag, eines Mannes, der kein Intereſſe hat, Ihnen das geringſte Unangenehme zu ſagen, eines Mannes, der ſelbſt bisher ſchon unter ſo mancher Zone als ein Ball des Schickſals herumgeworfen worden iſt, wenn Sie den Eintritt in die Welt nicht für unwichtig halten, ſo gehen Sie nicht mit Ihrer gewöhnlichen Leichtigkeit über Worte hin, in die ich Seele gelegt zu haben glaubte! Ich ſpreche nicht, um Ihnen neue Wahrheiten zu ſagen, ſondern nur um Ihnen eine feierliche Erinnerung an alte zu Herzen zu führen. Muſtern Sie nicht die Kompoſition; ich bin nicht Stiliſt, und konnte es noch weniger in der Eile ſeyn: fühlen Sie das Geſchenk der Freundſchaft! Ich kann Ihnen nichts vorbringen, was Ihnen nicht Ihr guter Verſtand eben ſo gut ſelbſt ſagte; aber wird Ihr Kopf nicht zuweilen ihren Leidenſchaften unterthan, nicht der Sklav Ihres Herzens werden? Ich beruhige meine Furcht in Ihren vortrefflichen Grundſätzen; und hoffe und wünſche, daß Sie dann erſt recht glücklich ſeyn mögen, wenn man auf einem großen, oder kleinen Kirchhofe mit meinen Knochen gegen die Leichenſteine wirft. Leben Sie wohl, und lieben und ſchätzen mich, ſo wie Sie finden, daß ich es verdiene, und ſeien Sie verſichert, daß ich trotz den tiefſten Gefühlen meines Herzens gegen Sie das nämliche thun muß! Die Hoffnung täuſcht mich gewiß nicht, daß mein Herz gegen das Ihrige ſich nie wird umſtimmen dürfen.

Ueber

Bewaffnung.

Seiner Majestät

Alexander dem Ersten,

Kaiser und Selbstbeherrscher aller Reußen,

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

aus wahrer Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet.

Vor mehreren Jahren schrieb ich zu einem akademischen Behufe in einer kleinen lateinischen Abhandlung eine kurze Vergleichung der alten und neuen Waffen. Da diese Blätter ihrer Natur nach nicht weiter dazu geeignet waren, in das größere Publikum zu kommen, dürften sie schwerlich noch anderswo, als in den Staubwinkeln einiger Antiquare, zu finden seyn; ob ich gleich glaube, daß sie einige Winke enthielten, deren Beherzigung in der Kriegskunst nicht ganz unwichtig seyn möchte. Seit dieser Zeit habe ich über diesen Gegenstand ein wenig mehr gesehen, gehört, gelesen und gedacht, und halte es daher nicht für ganz unnütz, meine Gedanken darüber dem militärischen Publikum zur nähern Würdigung mitzutheilen, ob nicht vielleicht doch etwas davon zu brauchen sei; ehe mir diese Sache ganz obsolet wird, da meine unterbrochene kriegerische Laufbahn nun wol auch geendiget seyn dürfte. Ich setze auch in dieser kleinen Schrift Leser voraus, denen die Kriegsgeschichte und das Bewaffnungssystem der Alten nicht unbekannt sind; da ich hier unmöglich alles schulgerecht ausführen kann ohne sehr zu ermüden, und doch dadurch nicht viel pragmatischen Nutzen zu gewähren hoffen darf.

Den antiquarischen Theil der Untersuchung werde ich daher so kurz fassen, als es die Deutlichkeit der Sache zuläßt, und will

meine Leser darüber auf Montfaucon, Lipsius, Nast, Rösch und die übrigen gründlichen Schriftsteller in diesem Fache verweisen: dafür aber bei dem Punkte etwas länger verweilen, ob wir, durch die Erfindung und den Gebrauch des Schießpulvers veranlaßt, immer durchaus zweckmäßige Veränderungen in dem Kriegssystem vorgenommen haben; oder ob Zeitumstände und falsche Ansichten uns nicht vielleicht in mancher Rücksicht zu neuen Fehltritten verleiteten, anstatt uns auf den richtigen Weg des Alterthums zurückzuführen. Wenn es sich nun nach mechanischen und strengen mathematischen Beweisen fände, daß die Bewaffnung der Alten in manchen Stücken, auch noch bei dem völligsten Gebrauch des Schießpulvers, noch zweckmäßiger und wirksamer wäre, als die unsrige, warum sollten wir uns vor dem Gedanken fürchten, zu ihr zurückzukehren, in so fern es frommt, um die ganze Wirkung hervorzubringen, die unsere physischen und moralischen Kräfte leisten können und hier durchaus leisten sollen? Der Dichter, der Philosoph und sogar der Physiker tragen kein Bedenken, in manchen Dingen von ihren schimmernden Hypothesen zu den großen Mustern der Alten zurückzukehren und sich auch an frühere Erfahrungen der Vorzeit zu halten; warum sollte es nicht auch der Kriegsanführer thun, wenn er sieht, daß hier oder da diese oder jene Alten den Vorzug verdienten? Aber ich will nicht vorgreifen: Jeder urtheile, wenn der Vortrag zu Ende seyn wird!

Die Alten theilten, wie bekannt, ihre Waffen ein in Schutzwaffen und Angriffswaffen; und es wäre schwer, den Beweis zu führen, auf welche von beiden Arten sie mehr hielten. Zu den Schutzwaffen gehörten vorzüglich der Helm und der Schild; denn der Panzer und die Beinschienen gehören wohl mehr zu den Waffenkleidern. Dichterisch und antiquarisch hat der unbekannte Caryophilus den Schild gut genug behandelt, obgleich auch in dieser Rücksicht vielleicht noch Manches nachzutragen wäre: aber militä-

risch verdiente er wohl eine noch gründlichere Untersuchung in seinen verschiedenen Veränderungen aus den verschiedenen Perioden der Kriegsgeschichte. Die Alten setzten in ihren Erzählungen bei ihren Zeitgenossen mit Recht als bekannt voraus, was wir nun aus vielen einzelnen, oft dunkeln Stellen erst zusammenlesen müssen: und ihre eigentlichen sogenannten militärischen Schriftsteller sind bei weitem nicht diejenigen, aus denen man den meisten Unterricht zu hoffen hat. Vegez und Frontin werden nicht viel Trost geben, wo uns Polybius und Cäsar verlassen: und Polyän hat das magerste Stoppelwerk aus der Geschichte zusammengetragen. Die Armee wäre zu beklagen, deren General erst aus ihm seine Kriegslisten lernen sollte. Ein großer Verlust für die Kriegsalterthümer ist, daß wir das Paraskevastikon des Griechen Aeneas nicht mehr haben, der höchst wahrscheinlich zu Ende des peloponnesischen Kriegs lebte und schrieb. Seine Bemerkungen über Belagerung und Vertheidigung der festen Oerter lassen schließen, daß seine Abhandlung über die Waffen sehr praktisch gewesen seyn müssen, und daß er das Lob verdient, das ihm der feine Bemerker Polybius an einigen Stellen giebt.

Ich übergehe der Kürze wegen die große Menge der verschiedenen Arten von Schilden bei verschiedenen Nationen und den verschiedenen Arten Soldaten, die nach ihnen verschiedene Namen hatten, und verweile nur etwas länger bei den beiden Hauptarten, dem griechischen ehernen Schilde, der Aspide, und dem großen mit Leder überzogenen der Römer, der von seiner Gestalt bei den Griechen den Namen Thyreos hatte und von seiner Hauptmaterie im lateinischen scutum hieß. Mit diesen beiden Schildarten waren weder die persischen, noch irgend ein anderer Schild der Morgenländer an Festigkeit und Brauchbarkeit zu vergleichen. Die Aegypter, welche in dem Kriege gegen Cyrus fochten, und die, nach dem Xenophon, ein furchtbares Truppenchor ausmachten, waren in dieser Rücksicht

ziemlich altgriechisch bewaffnet; obwol Xenophon hier vielleicht nicht ganz als historisch strenge gelten kann.

Die Aspide war der alte schwere, eherne, furchtbare griechische Schild, den die Lateiner clypeus nannten, und der von den Zeiten der Heroen herab, bis nahe an den Untergang der griechischen Macht durch den römischen Koloß, bei allen griechischen Völkerstämmen, vorzüglich in Europa, und auch von einigen andern Nichtgriechen geführt wurde. Homer, Hesiodus, die Tragiker und der römische Virgil erwähnen seiner immer mit Ehrfurcht, und erschöpfen in dessen Beschreibung die Kräfte ihrer Phantasie. Materie und Gestalt waren zwar periodenweise etwas verschieden; aber immer zeichnete er sich durch seinen festen ehernen Beschlag und durch die große Fläche aus, mit welcher er den ganzen Körper vom Halswirbel bis unter die Knie deckte. Die mannichfaltigen Verzierungen der äußerlichen Oberfläche sind aus den Dichtern bekannt. Daß die etwas hohle, innere Seite sehr geräumig gewesen seyn müsse, zeigt die Gewohnheit, daß man die Getödteten zur Ehrenbezeugung auf ihren Schilden aus der Schlacht trug; weßwegen auch jene Spartanerin ihrem Sohne sagte, als sie ihm den Schild zum Feldzuge übergab: Kehre mit diesem zurück, oder auf demselben! Denn nichts war größere Schande, als seinen Schild verloren zu haben. Aristophanes, der in skoptischen Ehrentiteln und Schimpfnamen unstreitig der stärkste seiner Nation ist, nennt, so viel ich mich erinnere, nach den Euryprokten sogleich die Rhipsaspiden, die Schildwegwerfer, um feige, schlechte, weggeworfene Menschen anzuzeigen: und Horaz würde bei ihm mit seiner jovialischen Wendung, relicta non bene parmula, schwerlich so glimpflich durchgekommen seyn. Philopömen, der berühmte Heerführer des achäischen Bundes, war bekanntlich der Erste, der den Schild etwas leichter machte, um seinen Kriegern mehr Leichtigkeit der Bewegung zu geben. Das scheint indeß sehr lokal gewesen zu seyn und nicht durchaus Nachah-

mung gefunden zu haben: denn wir finden die ältern Schilde noch hier und da bei ernsthaften Gelegenheiten.

Die zweite Hauptart des Schildes war das scutum, vorzüglich den Römern eigen: denn wir lesen nicht, daß bei den Römern je die eherne griechische Aspide allgemein im Gebrauch gewesen sei. Es ist also unrichtig, wenn man zuweilen den Schild des Herkules von Hesiodus in Uebersetzungen ein Skutum nennen hört; es war durchaus eine Aspide. Zwar werden auch bei ziemlich genauen alten Schriftstellern die Aspide und der Thüreos, oder der Clypeus und das Skutum oft verwechselt: aber bei den Griechen muß man im allgemeinen immer den ersten, und bei den Römern immer den letzten annehmen. Das Skutum war noch größer, als die Aspide, hieß von seiner Thürform Thüreos, und war mit starkem oft vielfachem Rindsleder überzogen; daher bei den Dichtern auch der Schild der Heroen zuweilen eine siebenfache Rindshaut genannt wird. Dieses konnte von der Aspide nicht gelten, welches durchaus von Erz war. Der silberne Schild zu Paris, der in der Rhone gefunden worden ist und den man, ich weiß nicht mit welchem Grunde, für den Schild des Scipio hält, ist eine Aspide. Er kann vielleicht ebensowohl dem Marius, oder einem cimbrischen Heerführer gehört haben, da bekanntlich dort in der Gegend Marius ein cimbrisches Heer fast zu Grunde richtete. Auch bei den Römern scheint die Aspide mehr der Schild vornehmer Anführer gewesen zu seyn, da sie sich durch größere Festigkeit und größeren Werth auszeichnete, wenn sie, wie es dann der Fall war, von edleren Metallen gearbeitet wurde. Das Skutum war der Nationalschild der Römer und den Legionariern eigen. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß er ganz ohne ehernen Beschlag gewesen sei, vorzüglich an den Ecken und in der Mitte; da auch bei den Lateinern oft des eisernen Umbo Erwähnung geschieht. Auch die gemeine Aspide der Griechen hat vielleicht zuweilen unter dem Metalle, über einem hölzernen

Gerippe ein Futter von Leder. Uebrigens waren die Schilde bei den verschiedenen Nationen von verschiedener Materie und Gestalt, worüber den Geschichtschreibern und vorzüglich bei Herodotus viele Stellen vorkommen. Die Parma der Reiter war natürlich kleiner und leichter, weil sie auf dem Pferde das größere Skutum, oder die schwerere Aspide weder führen konnten, noch zur Bedeckung nöthig hatten. In welchem Ansehen der Schild bei allen alten Nationen, vorzüglich des Morgenlandes, stand, zeigen auch verschiedene sprichwörtliche Ausdrücke der heiligen Bücher. Du bist mein Schild und Horn, hieß es, weil bei vielen alten Nationen die Schilde wirklich von Horn verfertigt wurden. Von dieser Urmaterie der vorzüglichsten Schutzwaffe nennen vielleicht die Griechen alle Waffen ὅπλα, welches ursprünglich Hufhorn bedeutet. Die Spartaner hatten, nach dem übereinstimmigen Zeugniß Aller, unstreitig von allen Arten die strengste und weiseste Kriegszucht; und in ihrer Geschichte kommen mehrere Beispiele vor, daß Krieger und sogar Feldherrn gestraft wurden, die in der Hitze und Uebereilung der Schlacht ohne Schild gefochten hatten, auch wenn sie den Sieg davon trugen.

Die zweite Schutzwaffe war der Helm, von dem es vielleicht noch mehrere Arten giebt, als von dem Schilde. Das allgemeine Wort, Perikephalăa, Kopfdecke, von welchem Einige spaßhaft genug, unsern Ausdruck Perrücke herleiten, findet man seltener als Korys, das vermuthlich des nämlichen Ursprungs ist und das nämliche bedeutet. Daß man in den ältesten Zeiten verschiedene Thierexuvien, und vorzüglich Hundsfelle und Wolfshäute dazu nahm, zeigt das griechische Kynea, und ähnliche Namen, die man zuweilen dem Helme nach dem Materiale gab, mit dem man ihn überzogen hatte. Selbst das lateinische galea scheint diesen Ursprung zu verrathen und nichts als ein Katzenfell anzudeuten, obgleich nachher weiter keine Rücksicht auf die Ableitung genommen wurde. Der Lophos, oder die Crista war eine bloße militärische Zierde, die Erscheinung

groſser und furchtbarer zu machen. *Γοργοτερους ἐποιει ἰδειν τοις πολεμιοις ὁ λοφος τους ὁπλιτας*, drücken ſich die Griechen zuweilen ſehr charakteriſtiſch bildlich aus: *ἡδε ὄψις ἦν καλη και καταπληκτικη τοις ἐναντιοις*. Die nämliche Wirkung ſollen ohne Zweifel wohl unſere Federbüſche, Bärenmützen, Kaſkenbogen mit Wolle oder Pferdehaar haben: obgleich von dieſen letztern vorzüglich die Abſicht gilt, daß ſie Säbelhiebe abhalten ſollen. Die Galea der Römer entſprach der Kynea der Griechen, und war meiſtens nur von Leder, vielleicht mit eiſernen Backenſchienen und eiſernen Bogen; gehörte aber auch nur den Leichtbewaffneten — **levis armaturae militibus** — welche bei den Griechen mit einer eigenen militäriſchen Litotis *γυμνοι*, die Nackten, oder *ψιλοι*, die entblößten genannt wurden, und die nur ſehr ſelten mit in der Linie fochten. Was die eherne Korys der Griechen war, war bei den Römern die ſchwerere Caſſis; ob ſie gleich hier und da mit der leichtern Galea auch von den genaueſten, ſelbſt militäriſchen Schriftſtellern verwechſelt wird, ſo wie das Skutum auch oft für den Clypeus geſetzt wurde.

Der Helm, als das hervorragendſte, war gewöhnlich in der Ordnung das erſte, das der Krieger zum Anfall oder zur Vertheidigung ergriff, — ohne Waffenkleidung, das iſt, ohne Thorax und Beinſchienen, wenn es die Noth erforderte —; daher wird behelmen, *κορυσσειν*, bei den Griechen auch faſt immer von einer ſchnellen muthigen Bewaffnung zum Kampfe gebraucht. Homer, deſſen feiner Takt in Austheilung der ſchicklichſten Attribute bekannt iſt, nennt Hektor, den Tapferſten und Edelmüthigſten der Trojaner, faſt immer mit dem Ehrennamen Korythaolos, den Helmſchwinger oder Chalkokoryſten, den Eiſenbehelmten, und er ſcheint damit in ihm den Charakter des Muths und der Ordnung zugleich von allen ſeinen Landsleuten zu bezeichnen. Denn es war auch ſpäter nachher bei den Griechen und Römern ein Zeichen ver-

wegener, sträflicher Tollkühnheit, wenn sich jemand ohne Helm in das Gefecht wagte, welches die strenge Ordonnanz der beiden Nationen nicht selten gerügt hat. Nur selten zeigten sich Feldherrn ohne Helm im Kampf, um durch den Anblick den Ihrigen sogleich bekannt zu seyn und ihren Muth anzufeuern. Daß die alten Heerführer Schildträger hatten, lesen wir sowohl bei den Griechen und Römern, als auch in der mittlern Geschichte weit herab: und diese Gewohnheit läßt sich aus ihren Geschäften erklären, die oft sehr große Eile erforderten, in welcher sie das schwere Waffenstück gehindert hätte. Wir lesen im Polybius sogar, daß Scipio vor Karthago in Spanien drei Schildträger um sich hatte. Aber ich erinnere mich nicht irgendwo gefunden zu haben, daß sich einer den Helm habe nachtragen lassen. Man muß also füglich annehmen, daß auch die ersten Anführer auf dem Marsche meistens ihre Helme hatten. Daher finden wir zuweilen in militärischen Reden, daß sich nicht selten Helden und Krieger rühmen, mit Muth und Ausdauer in den heißesten Gegenden, in der brennendsten Sonne viele Feldzüge den Helm getragen zu haben. Es ist leicht zu begreifen, daß dieses eine der schwersten Anstrengungen der alten Kriegszucht seyn mußte. Ein unter dem Helm grau gewordener Krieger ist also bis auf die neuesten Zeiten, wo der Helm ganz verschwand, immer ein Gegenstand der Ehrfurcht geblieben. Wir haben in unserer jetzigen Kriegsordonnanz durchaus kein so schönes Bild mehr, als der gemeine Mann war, der dem durstenden Feldherrn, oder dem ermatteten Freunde einen Labetrunk aus der Quelle in seinem Helme brachte: und noch rührender war es, wenn ihn der Feldherr jenem auf gleiche Weise selbst reichte.

Noch will ich nur einige Waffenstücke erwähnen, die man aber vielleicht besser Waffenkleider nennt; nämlich den Harnisch, oder das Bruststück und die Beinschienen. Es wird für meine Absicht zu weitläufig seyn, hier gelehrte Untersuchungen anzustellen, da in

Anordnung vorzüglich dieser Stücke vermuthlich zu verschiedenen Zeiten viel Phantasie und also viel Verschiedenheit herrschte. Am reichsten ist Herodot in Beschreibung der persischen Armee, und Homer in seinem Mustergesange. Daß die Bruststücke, oder Thorakes von verschiedenen Stoffen, zum Beispiel, von Eisenblech und Eisendraht, dicht geschlagener Leinwand und andern Materien gewesen seien, lesen wir hier und da in den Alten: auch der lateinische Ausdruck Lorica zeigt an, daß er oft aus einem Flechtwerk bestanden haben müsse. Auf die Verfertigung und die Pracht der Beinschienen scheinen vorzüglich die alten Griechen große Sorgfalt gewendet zu haben, da sie Homer fast beständig die wohlbeschienten Achäer nennt.

Ich gehe nun zu den Angriffswaffen, unter denen als eine Mittelwaffe für den Kampf in der Ferne die Lanze wohl den ersten Platz verdient. Unter diesem Geschlecht war vorzüglich bei den macedonischen Griechen die Sarisse, und bei den Römern das furchtbare Pilum. Die griechische Sarisse hatte, nach Angabe einiger Schriftsteller, die ungeheure Länge von sechzehn griechischen Spannen. Wir finden zwar, daß nachher ihre Länge um einige Spannen abgenommen hatte, weil man sie wahrscheinlich zu unbequem zu führen fand; man mag aber die Berechnung annehmen, wie man will, so muß sie immer noch beträchtlich länger gewesen seyn, als unser jetziges sogenanntes Kurzgewehr. Polybius giebt an, daß die Sarisse des dritten Gliedes in der Phalanx noch weit über die Front des ersten Gliedes vorgeragt und also das Ganze im eigentlichen Verstande einen Lanzenwald gebildet habe. Das Homerische, allgemeinere Dory, daß man ziemlich unbestimmt auch in den übrigen Schriftstellern gebraucht findet, scheint der Sarisse ziemlich nahe zu kommen; und das poetische Enchos ist ohne Zweifel auch nichts anderes, da es in den meisten Fällen durch das Beiwort der Länge bezeichnet wird. Wie furchtbar selbst den Römern die

Sariſſe geweſen ſei, bezeugen die Kriege gegen Pyrrhus und Perſeus. Nur ihre Schilde ſchützten ſie gegen das Eindringen der ſchrecklichen Phalanx, und mit ihren ſchweren Gladien — denn wir haben kein deutſches, entſprechendes Wort für dieſes lateiniſche — zerhieben ſie endlich mit unerſchütterlichem Muth und heroiſcher Anſtrengung die Schäfte der Sariſſen: und vorzüglich dadurch, daß ſie die Macedonier zerſtreut in die Seite nahmen, alſo durch eine dem Tirailliren ähnliche Methode, waren ſie glücklich, wie beſonders Plutarch in dem Leben des Paulus Aemilius erzählt.

Das römiſche Pilum zeichnete ſich durch ſeine Schwere und die ſchreckliche Wunde aus, die es gewöhnlich ſchlug. Alle römiſchen Schriftſteller, ſowohl die Herren von der Toga, als Militäre von Profeſſion, ſprechen davon mit gehörigem Nachdruck. Es war nach ihrer Angabe nur ungefähr fünf Fuß lang, aber von einem furchtbarem Gewicht. Ich geſtehe, daß ich mir aus allen Vergleichungen der Schriftſteller mit aller Aufmerkſamkeit bis jetzt noch keine vollkommene Vorſtellung davon machen kann, wenn ich nicht der Phantaſie eine kleine Freiheit dabei geſtatte. Die Griechen nannten es Hyſſos, welches freilich wörtlich wol, etymologiſch von Hys, einen Eberfänger bedeutete und von der Jagd gebraucht wurde. Für dieſe Beſtien muß man ſich ſchon einen ziemlich ſchweren Spieß denken; aber er gewann hernach gewiß noch mehr an Gewicht, da er Schild und Bruſtſtück durchbrechen ſollte; und das griechiſche Wort muß im Polybius und Plutarch überall durch das Pilum überſetzt werden, ob es gleich unmilitäriſche Lateiner nicht immer genau beobachten. Mir iſt wenigſtens keine Stelle vorgekommen, wo es etwas anderes hätte bedeuten können. Die römiſchen militäriſchen Schriftſteller geben jedem Soldaten gewöhnlich zwei dergleichen ſchwere Spieße: aber über ihren Gebrauch giebt uns keine einzige Stelle, ſo viel mir bis jetzt bekannt iſt, hinlängliches Licht. Denn wozu eigentlich der Riemen an dem

Schaft des Pilums war, kann ich nicht deutlich finden. Meine beste Vorstellung davon ist, daß dieses Lorum an dem untern Ende des Schaftes befestigt seyn mußte: der Spieß wurde sodann, mit dem Ende dieses Riemens in der Faust, ziemlich in der Mitte gefaßt, so daß er nach dem Wurf zur Wiederholung zurückgezogen werden konnte. Diese Maschinerie ist, wenn man die Uebung des jungen Soldaten vor dem hölzernen Bilde dazu nimmt, sehr begreiflich, und die Wirkung im Gefecht muß allerdings furchtbar gewesen seyn. Aber ich erinnere mich aus allen alten Geschichtschreibern und militärischen Schriftstellern keiner einzigen Stelle, wo diese Art das Pilum zu brauchen deutlich vorgestellt und beschrieben wäre: und doch kann ich keine andere bessere Vorstellung davon fassen. Bei dem Homer kommen einige Stellen vor, vorzüglich eine bei einem Gefechte des Diomedes, die nach dieser Vorstellung sehr leicht erklärt werden kann: es fehlt aber noch viel zur endlichen Deutlichkeit und Gewißheit, die man auch bei dem alten Dichtern wohl nicht suchen darf. Die militärischen Schriftsteller, Vegez und seine Kollegen, geben eben so wenig einen befriedigenden Aufschluß. Das den Lateinern eigene lora solvere, die Riemen lösen, für: sich zum Kampfe fertig machen, bringt die Vorstellung nicht weiter. Auf Monumenten und Münzen ist, so viel ich davon gesehen habe, das Pilum in seinem Gebrauch im Gefecht nicht zu finden. Auf diese Art, wie ich mir ihn denke und angegeben habe, war es allerdings die fürchterlichste Mittelwaffe, quo eminus et cominus in pugna stataria uterentur. Nach dieser Vorstellungsart müßte nun das Pilum gegen die macedonische Sarisse entschieden haben; aber die Historiker erzählen einstimmig, daß dieses der Gladius that. Wenn meine Vorstellung von dem Pilum auch nicht faktisch aus der Geschichte hinlänglich erwiesen ist, so ist sie doch mechanisch richtig, und ich bin überzeugt, daß auf diese Weise mit gehöriger Uebung eine schreckliche Waffe geschaffen werden könnte. Die Schleuderde-

gen der heutigen italieniſchen Räuber ſind ein kleines Bild davon.

Die Wurfwaffen der Reiter waren kürzer und leichter, und wurden veruta, oder mit dem allgemeinen Namen jacula genannt. Man war auch ſchon zu jener Zeit überzeugt, daß die Stärke der Reiterei bloß in ihrem furchtbaren Angriff mit dem Degen in der Fauſt beſtehe.

Die Haſta, als die vorzüglichſte Waffe im Angriff, hatte auch noch die Ehre das Symbol der höchſten Gerechtigkeit zu ſeyn, ſowohl im Felde, als in der Stadt. Sie war im Lager vor dem Prätorium oder dem Feldherrnzelte aufgepflanzt, und in der Stadt vor dem Tribunal des Prätors; und nur die Beile des Konſuls gingen ihr an Anſehen vor. Daher kommt auch noch in der Gerichtsſprache unſer deutſches ſubhaſtiren, obgleich übrigens in der äußern Methode der Sache nicht die geringſte Aehnlichkeit mehr geblieben iſt.

Die älteſte Art des Schwertes bei den Griechen war gewiß die kleinere, die wir jetzt Dolche nennen. Die Griechen nannten ſie ſpäter ἐγχειριδια, in den frühern Zeiten aber μαχαιρας, der größte Ehrenname, den man je irgend einer Art von Waffen geben könnte: denn augenſcheinlich iſt doch keine andere Etymologie dazu, als ἀπο του αἰρειν τας μαχας, quia finiebant proelia, ſie waren die Streitentſcheider.

So wie die Kriegskunſt ſtieg war man auch nicht mehr mit dieſem kleinen Handgewehr zufrieden, und es entſtand das große wichtige ξιφος, der Enſis der Lateiner, das Heroenſchwert: denn ξιφος kann nie durch Gladius überſetzt werden, der ſich mehr der μαχαιρα, oder dem Dolche näherte. Daß die Alten, bis weit in die goldenen Zeiten der Kultur herab, neben dem großen Schwerte auch noch dieſe kleinere Dolchart trugen, die ſie dann nicht allein im Gefecht, ſondern auch zu verſchiedenen Behufen im Lager als

Messer brauchten, zeigen viele Stellen: ungefähr wie jetzt im Kleinen unsere Jäger neben dem grösern Hirschfänger noch ihre kleineren Waidmesser haben. Vorzüglich bei Opfern und Mahlzeiten hatte, nach dem Homer und andern Alten, dieser kleine Gefährte des großen Schwerts im Schneiden und Austheilen seine Geschäfte. Das Schwert war nach der Hasta die entscheidende Waffe im feststehenden Kampf, nicht allein der Heroenzeit, sondern auch nachher herab durch das ganze Alterthum und die mittlere Zeit bis auf die neuere Veränderung des Kriegssystems: und ad gladios res pervenit ist ein Ausdruck, der immer ein hartnäckiges Gefecht anzeigte.

Der Gladius war nur den Römern eigen, und die Griechen hatten kein ähnliches Instrument. Vielleicht nur die Kopis der Perser, die in Xenophons militärischen Schriften öfters vorkommt, war ihm ziemlich nahe. Die Veränderung des Chabrias und der Philopömen brachte die griechischen Seitengewehre dem römischen Gladius etwas näher; aber ich erinnere mich in der ganzen griechischen Sprache keines Worts, das den eigentlichen Gladius der Römer ausdrückte. Das Heroenschwert, das ξιφος der Griechen, der Ensis der Lateiner, war den Legionern zu schwer zum großen geschlossenen Angriff; und die ξιφιδια und μαχαιραι waren zu klein und unzulänglich. Wenn Polybius die Gladien durch μαχαιρας übersetzt, so nahm er in der Verlegenheit nur das nächst verwandte Wort. Man wählte zwischen dem Heroenschwerte und der Dolchart eine Mittelgröße von gehörigem Gewicht, eine Waffe, welche ein Mann unter dem Schutze des Schildes mit muthiger Behendigkeit auf Stich und Hieb brauchen konnte. Auch die neuern haben kein Instrument, das dem römischen Gladius gleich wäre. Nur einige russische Grenadierregimenter trugen auf Befehl des Fürsten Potemkin furchtbar wichtige Seitengewehre, die so ziemlich die Natur des römischen Gladius hatten, die sie aber, wie

alle Seitengewehre nicht zum Gefecht brauchten, sondern zum Faschinenbinden, zum Wegehauen und zu andern Kriegsbedürfnissen in und außer dem Lager. Nach den Erfordernissen der Zeit scheint auch der Gladius nach der verschiedenen Ordonnanz der Heerführer von verschiedener Gestalt gewesen zu seyn. Wir lesen, daß die Römer ihre Gladien nach spanischer Weise mit einer Spitze versehen haben, da sie vorher vorn stumpf und nur zum Hieb brauchbar gewesen zu seyn scheinen. Daher denn auch der wiederholte Befehl Cäsars, der unter allen Feldherren des Alterthums vielleicht jeden kleinen Umstand am besten zu benutzen wußte, „ut non caesim, sed punctim ferirent milites.“ Nicht allein mathematisch ist der Stich vortheilhafter, als der Hieb, so wahr von einem Punkte zu dem andern die gerade Linie kürzer ist, als jede andere; sondern auch noch die Art und Weise, wie Cäsar stechen hieß, „ut ora hostium peterent,“ mußte den Feinden die furchtbarste Erscheinung seyn, da man gewöhnlich gegen Gesicht und Auge die größte Sorgfalt und Zärtlichkeit hat. Nicht allein in seinen gallischen Kriegen, sondern auch vorzüglich in der pharsalischen Schlacht, die ihm die Welt gewann, hat ihm kein Strategem so viel genutzt als dieses. „Adversoque jubet ferro contundere vultus,“ sagt Lucan, indem er von eben diesem Befehl bei dieser Schlacht spricht.

Wenn der Gladius gleich beträchtlich kleiner war, als der Ensis, so war er doch wol wahrscheinlich nicht so klein, als wir ihn auf Monumenten und Statüen finden. Denn wir dürfen annehmen, daß die Künstler zu ihren Werken alle Waffen etwas kleiner machten als sie wirklich waren, um die Hauptgegenstände, nämlich ihre Figuren, zu heben. Vorzüglich gilt dieses auch wohl von dem Schilde, der auf keinem Monumente so groß ist, als ihn nicht allein die Dichter, sondern auch die ernsthaftesten Geschichtschreiber faktisch angeben. Es läßt sich leicht begreifen, daß ein Schild, der

fast die ganze Figur decken könnte, gegen den Zweck der Kunst wäre, und vielleicht auch neben dieser Figur etwas unästhetisch liegen, oder stehen würde.

Noch einige der ältesten Angriffswaffen darf ich nicht übergehen, nämlich den Bogen und die Schleuder, die wir auch bei Griechen und Römern noch in der Periode finden, wo ihre Kriegskunst die größte Höhe erreicht hatte.

Nur in der Heroenzeit konnte der Bogen eine Hauptwaffe seyn, wo man noch mehr im wilden Handgemenge focht, und wo Muth, Stärke und Behendigkeit dem Einzelnen sogleich eine Auszeichnung im Heere erwerben mußte, die bei geordneter Taktik nicht so schnell folgen konnte. Wir sehen auch, daß der Bogen aus den entscheidenden Waffen verschwand, so wie Ordnung und Kunst gewann: und man brauchte sodann beide, die Bogenschützen und Schleuderer, nur zu den Vorgefechten und Velitationen, ehe der ernsthaftere Angriff mit den stataischen Waffen begann. Alle Völker, die sich in wilden zerstreuten Gefechten auszeichneten, bedienten sich noch spät des Bogens, unter denen die Scythen und Parther die vorzüglichsten waren. Es ist allerdings furchtbar, wenn man im Plutarch ihre Angriffe auf die Römer unter Krassus liest; aber nur die Menge, die Freiheit des Kampfplatzes, und persönliche, hartnäckige, zerstreute Kühnheit konnte endlich gegen die höhere, römische Disciplin den Vortheil gewinnen. In jeder andern Art des Streits, als in diesem, wären die Parther verloren gewesen: das wußten sie selbst sehr wohl und vermieden weislich jedes nahe Gefecht, das die Römer so sehnlich wünschten. Daß übrigens die Kreter die besten Bogenschützen und die Balearen die besten Schleuderer waren, ist aus der Geschichte hinlänglich bekannt. Es wird sogar erzählt, daß die Bleikugeln, von dem Arm eines solchen Mannes geschleudert, in der Luft geschmolzen seien, so gewaltig sei die Wirkung der Schnelligkeit gewesen; wobei ich indessen mit einem

Dichter zum andern sagen möchte: „Credat Judaeus Apella!“ Die Bogen und Schleudern waren auch wohl schon deßwegen in geschlossenen Schlachten nicht zu gebrauchen, weil ihre Handhabung zuviel Raum erforderte.

Das Tormentenwesen berühre ich noch kürzer, da es hier zu meiner Absicht nicht gehört und nur mit unserer Artillerie verglichen werden kann. Es sind auch in diesem Artikel mehr Schwierigkeiten zu lösen, als vielleicht in irgend einem andern des alten Kriegswesens. Weder Lipsius, noch Guischard haben sie hinlänglich erklärt, und es gehört jetzt vielleicht unter die unnützen Untersuchungen, da unsere Kanonen mit so leichter Mechanik so überlegen schreckliche Wirkungen hervorbringen. Schon eine flüchtige Vergleichung des Thucydides und des Cäsar zeigt, daß die Römer in ihrer Maschinerie viel von den Griechen hatten. Diese beiden Schriftsteller und Xenophon und Polybius sind unstreitig für den Krieger, der die Alten in militärischer Hinsicht studieren will, die wichtigsten und weit reichhaltiger, als die sogenannten Scriptores rei militaris, der magere Vegez und seine Kollegen. Ueber diesen Punkt geben aber die Belagerungen von Platäa und Syrakus bei den Griechen im peloponnesischen Kriege, und von Sagunt und Numantia bei den Römern gewiß die besten Aufschlüsse.

Ich übergehe alle Arten der Waffen bei den verschiedenen Nationen des Mittelalters, da es doch wohl mathematisch entschieden ist, daß sie, mit den unsrigen, oder mit den alten aus der schönen Zeit verglichen, wenig brauchbar waren. Kolben und Aexte mit allen ihren Unterarten konnten nur gegen eine ganz verfallene Disciplin wirken, wo Unwissenheit und Ungeschicklichkeit fast die alten, rohen Heroenzeiten zurückgeführt hatten. Die Erfindung des Schießpulvers hat bekanntlich dem ganzen Kriegssystem eine neue Wendung gegeben, und nach und nach Alles, oder doch das Meiste, auf das Feuer zurückgebracht.

Die Eintheilung in Schutzwaffen und Angriffswaffen ist dadurch bei uns völlig weggefallen. Schutzwaffen sind in unserm System nicht mehr zu finden: und es ist hier vorzüglich meine Absicht, in der Kürze zu untersuchen, mit welchem Vortheil diese Veränderung geschehen sei. Schilde haben wir gar nicht mehr, und unsere verschiedenen Arten von Kasken sind nur noch eine schwache Idee von Helmen. Unsere Degen und Säbel sind bekannt genug, und möchten als Surrogate des Gladius immer gelten, wenn nur bei unsern jetzigen Einrichtungen diese Art von Waffen nicht gänzlich unbrauchbar wäre. Die Lanze hat sich erst seit dem spanischen Successionskriege völlig aus dem Waffensysteme verloren.

Die einzige, allerdings sehr furchtbare Waffe, aber auch die einzige, ist für unsern Soldaten das Gewehr, vorzugsweise so genannt, weil mit demselben verglichen, in unserm System vielleicht nichts mehr diesen Namen verdient. Weder Griechen, noch Lateiner, noch irgend eine andere alte Nation hatten unter ihren Wurfwaffen eine einzige von so schrecklicher Wirkung. Ob aber dieses Gewehr vorzugsweise nun auch die einzige Waffe zu seyn und zu bleiben verdient, ist eine andere Frage.

Man hat seit einigen Jahrhunderten Alles gethan, diesem sehr zusammengesetzten Instrument nach und nach das entscheidende Uebergewicht zu geben, das es nun ohne Widerspruch behauptet. Daß man das Schießpulver eher zur großen Maschinerie brauchte und daß also unser einfacheres Geschütz eher das verwickelte Tormentenwesen der Alten durchaus verdrängen mußte, war ganz natürlich. Auch finden wir wirklich ein ganzes Jahrhundert eher die Artillerie, als kleinere Feuergewehre. Die Erscheinung dieses Feuers mit so furchtbarer Wirkung, daß es dem Himmel geraubt zu seyn schien, mußte allerdings ein panisches Schrecken unter Völkern verbreiten, die von dem chemischen Prozeß dieser neuen Erfindung entweder gar nicht, oder nur sehr wenig unterrichtet waren. Die Wirkung

ist noch bis jetzt stark genug, da man die Verfertigung doch überall kennt und der Kosak und asiatische Hordenbewohner sich oft sein Pulver zur Jagd und zum Kriege selbst bereitet. Lange Zeit begnügte man sich mit den einfachsten Feuerröhren, ohne weitere Vorkehrung, bis Erfahrung, Kunst und genaue Berechnung die Wirkung immer mehr zu verstärken wußten. Daß man Anfangs lange keine Maschinerie hatte, das Pulver sehr schnell und ohne Gefahr zu entzünden, verzögerte das Allgemeinwerden der Feuergewehre in den Händen der Infanterie, nachdem das alte Tormentenwesen schon längst verdrängt war: aber beständig war schon ein Trupp mit Donnerbüchsen den Feinden, die nichts Aehnliches entgegensetzen konnten, sehr furchtbar. Die Art der Ladung, die man, wie jetzt noch die meisten Jäger, das Pulver und das Blei getheilt aus Flaschen und Hörnern nach einander sehr langsam behandelte, und sodann den Schuß mit der Lunte löste, die man nicht ohne alle Gefahr sicher bergen konnte, mußte das Feuern nothwendig sehr weitläuftig und unbehülflich machen. Auch konnten wirklich, wie die Erfahrung lehrt, vor der Erfindung der Schlösser und Patronen die Schießgewehre keinen allgemeinen Gebrauch gewinnen. Das Schloß gab dem Feuergewehr, vermöge der dadurch bewirkten Schnelligkeit und Bequemlichkeit, das Uebergewicht und das darauf gepflanzte Bajonett befestigte seine Herrschaft im Kriegssystem. Seit dieser Zeit hat man von allen Seiten mit allgemeinem Wetteifer dahin gearbeitet, diese Waffe zu der Vollkommenheit zu bringen, daß sie bei der größten Wirkung so geschwind, als möglich behandelt werden könne: und das größte Verdienst des Soldaten bestand nun, nächst den schnellen und richtigen Evolutionen und Veränderungen des Marsches vorzüglich in der verhältnißmäßigen Uebung und Fertigkeit, dieses einzige Instrument gegen den Feind zu gebrauchen. Es ist bekannt, wie viel man unter Friedrich dem Zweiten dafür gethan hat. Die hölzernen Ladstöcke waren schon

lange vorher, aus Mangel an Haltbarkeit, gegen eiserne vertauscht worden. Es wurde nun diesen eisernen die cylindrische Form gegeben, damit man nicht mehr nöthig hätte, sie erst bei dem Gebrauch umzukehren, sondern die Ladung mit der größten Geschwindigkeit in lauter geraden Linien beendigen könnte. Doch kann der Ladstock eigentlich immer noch kein reiner Cylinder seyn, sondern muß an dem obersten Ende, wo er zum Ausschnellen gefaßt wird, noch eine ziemliche Verdickung haben, weil er sonst unmöglich ohne übermäßige Kraftanstrengung herausgeworfen werden könnte: zumal da es leicht, vorzüglich bei neuen Schäften, kommen kann, daß er durch irgend ein mechanisches Hinderniß nicht sogleich gehörig locker und gelöst sitzt. Doch fordert man billig mit Strenge von jedem geübten Soldaten, daß er bei seinem eigenen eingearbeiteten Gewehr kein solches Hinderniß eintreten lasse. Das Gewicht des Gewehrs gewann durch die Verdickung des Ladstocks beträchtlich. Man suchte daher aus mechanischen Grundsätzen, durch die möglichst gerade Linie, die man ihm gab, es leichter und gemächlicher zum Tragen zu machen. Sodann suchte man durch die trichterförmige Einrichtung der Zündlöcher es möglich zu machen, das Aufschütten des Pulvers auf die Pfanne zu ersparen. Dadurch wurde in der That sehr viel gewonnen. Nach dem Schuß konnte der fertig abgerichtete Mann mit einem einzigen Griff den Hahn in die Ruhe setzen, die Pfanne schließen und das Gewehr zur neuen Ladung herumwerfen, und nun ohne alle Hindernisse weiter arbeiten. Man hat viel für und gegen diese Einrichtung gesprochen und geschrieben. Man hat vorzüglich dagegen eingewendet, daß man dadurch im Verhältniß mehr an Kraft verliere, als man an Zeit gewinne. Daran muß ich aber zweifeln, ohne eben eine sehr genaue Berechnung angestellt zu haben: denn ich bin überzeugt, daß hier in dem Moment des eilenden Angriffs der Gewinn der Zeit mehr ist, als die Erhaltung der Kraft der Pulverwirkung. Wenn man

in einer gewissen Entfernung ohne weitere Annäherung das Gefecht bloß durch Füsiliren ausmachen wollte, so würden allerdings die Gegner der neuen Einrichtung völlig Recht haben. Aber es ist, denke ich, doch wol nun mathematisch ziemlich festgesetzt, daß man besser so schnell, als möglich, zur endlichen Entscheidung durch Handangriff eilt, und, so zu sagen, nur im Vorbeigehen die Vortheile mit benutzt, welche die Feuerwaffen in der Ferne geben können. In dem letzten furchtbar entscheidenden Augenblicke des Faustangriffs, wo die Kraftäußerung wieder in ihre strengen Rechte tritt, haben die Wurfwaffen nichts mehr zu thun. Man wirft der Einrichtung ferner vor, daß sich das größere Zündloch dennoch leicht verschleime, und sodann das Auslaufen des Pulvers und die Entzündung des Schusses hindere. Daran ist meistens die schlechte Beschaffenheit des Pulvers Schuld, die außerdem dem Schusse sehr schadet, und die man also nach dem Beispiel der südlichen Nationen Europas verbessern muß. Die Methode des Aufschüttens bleibt, wenn es nöthig ist, immer noch frei. Die Anklage ist aber übertrieben. Ich selbst habe aus einem solchen Gewehr funfzehnmal ohne beträchtliche Unterbrechung und ohne jede fernere Vorkehrung gefeuert und es hat kein einziger Schuß versagt. Eine größere Anzahl ununterbrochener Schüsse sind gewiß nicht nöthig, oder die ganze Disposition des Angriffs müßte sonderbar eingerichtet seyn. Ueberdieß ist ein Pfannenräumer von starken Borsten, irgendwo befestiget, auf alle Fälle ein Instrument, das in Geschwindigkeit seinen großen Nutzen haben kann. Das wissen die Engländer, wo ich es bei einigen Regimentern ziemlich allgemein gesehen habe, sehr gut, ob unter ihnen damals gleich noch nicht die konischen Zündlöcher eingeführt waren, und es, soviel ich weiß, jetzt noch nicht sind. Wer den Menschen kennt und seinen Ideengang und seine Affekten berechnet, wird leicht begreifen, die thätige Wirkung des Schusses abgerechnet, welche Bestürzung bei dem Feinde allein

ſchon dadurch angerichtet wird, daß die Gegenpartei im Feuern beſtändig den Vorſprung hat. Das paniſche Schrecken des Donners ergreift, und ſchlägt den Muth nieder ohne daß der Blitz tödtet. Es iſt alſo, pſychologiſch und pathologiſch genommen, auch ohne Rückſicht auf wahrſcheinlich größere Wirkung, ſchon ein weſentlicher Unterſchied, ob ein Trupp viermal, oder ſiebenmal in einer Minute feuert: und in dieſer Hinſicht liegt wirklich etwas Wahres in dem Sprichwort des gemeinen Mannes bei der preußiſchen Armee: „Wenns man pollert!“

Der tödtlichſte Theil unſers Gewehrs iſt unſtreitig das Bajonett. Die Anwendung dieſer ſo alten, und einfachen Stoßwaffe ſcheint ſo leicht und ſo natürlich zu ſeyn, daß man ſich faſt wundern muß, wie man das Feuergewehr ſo lange ohne dieſe Vollendung brauchte, ohne auf den ſo nahe liegenden Gedanken zu kommen, eine Feuerpike daraus zu ſchaffen. Noch mehr Befremdung und Verwunderung verdient es, daß die Türken und faſt alle Morgenländer, trotz dem überwiegenden und in die Augen ſpringenden Vortheile, bis jetzt dieſes Inſtrument noch nicht aufgenommen haben. Die Annahme deſſelben könnte eine den Europäern ſchreckliche Veränderung im Kriegsſyſtem hervorbringen: und es iſt leicht zu fürchten, daß irgend ein innerer Stoß auf einmal bewirkt, was Bonneval und Andere wiederholt umſonſt verſucht haben. Dieſer einzige Umſtand würde den Türken Taktik geben, die ohne denſelben ſchwerlich merklich vorwärts kommen wird. Die einzelne Waffe ſelbſt, der urſprüngliche Dolch, gewinnt durch dieſen Gebrauch eine ſo ſonderbare Erſcheinung, daß die Alten ſie gewiß kaum wieder erkennen und wirklich keinen Namen dafür haben würden. Daß die neuern Lateiner ihn mit Caſtrucci Bonamici*) pugio militaris nennen,

*) Caſtrucci Bonamici in ſeinem ſehr gut geſchriebenen Buche „de rebus ad Velitras geſtis“ nennt das Bajonett beſtändig pugio militaris. Aber er

ist nur ein sehr dürftiger Nothbehelf, und zeigt bei weitem nicht seine ganz veränderte Gestalt an. Die Machâra und das Enchiridion der Alten waren eben sowohl pugiones militares, verhielten sich aber in ihrem Gebrauch zu unserm Bajonett fast nur, wie eine kretische Schleuderkugel zu unserm Sechspfünder. Es war vielleicht, nachdem das Feuergewehr einmal da war, die leichteste und einfachste, aber auch die schrecklichste Erfindung in der neuern Kriegskunst, und verdrängte daher sogleich jede andere Stoßwaffe, die sich bis zu der Zeit noch hier und da erhalten hatte. Die Franzosen, deren Beiträge in der Kunst zu morden so reich sind, haben nichts Tödtlicheres gegeben, als den Gebrauch dieses einfachen Instruments. Nun wetteifern die Nationen mit einander in der zweckmäßigsten Einrichtung und dem angeblichen besten Verhältniß desselben zum Gewehr. Mir scheint es ausgemacht zu seyn, daß die längsten und leichtesten Bajonette die besten sind, soviel nämlich die nothwendige Solidität Leichtigkeit erlaubt. Daß man die Bajonette ungewöhnlich stark und sogar plump macht, und gehörige Proportion zum Gewehr vorschützt, hat mir nie recht einleuchten wollen. Wenn das Gewehr in sich selbst hinlänglich proportionirt ist, so verändert der Zusatz des Bajonetts, vorausgesetzt, er geht nicht ins Ausschweifende, wenig oder nichts. Denn bei jeder Veränderung faßt der Mann leicht durch Uebung den neuen Schwer-

---

hat dergleichen Nothbehelfe noch mehr; vorzüglich wo er die militärischen Stellen unserer heutigen Ordonnanz mit einem alten Namen ausdrücken will. So ist Tribunus und Subtribunus ganz etwas Anderes, als Oberster und Oberstlieutenant. Am richtigsten wird noch Centurio und Succenturio durch Hauptmann und Stabshauptmann gegeben. In den übrigen kleinern und größern Stellen findet schwerlich eine ganz richtige Vergleichung Statt. Auch Reichart in seiner Uebersetzung des siebenjährigen Kriegs hat diese Verlegenheit vorzüglich empfunden.

punkt, den er in der ganzen Arbeit durchaus halten muß. Je kürzer und schwerfälliger das Bajonett ist, desto weniger entspricht es seinem Zweck; und je länger und leichter, bei gehöriger Festigkeit, desto besser erfüllt es ihn.

Nach diesem Kriterion sind die deutschen Bajonette unter allen vielleicht die schlechtesten: die besten sind die schottischen und schwedischen. Die Russen, welche sich auf ihre Bajonette und den Gebrauch derselben nicht wenig einbilden, und wirklich auch damit ungewöhnlich geschickt und brav sind, verdanken ihre gute Meinung von sich selbst in diesem Punkte vielleicht auch etwas ihrer Unerfahrenheit. Sie haben das ganze vorige Jahrhundert fast immer nur mit den Türken geschlagen, die bis jetzt noch wenig, oder gar keine Bajonette haben: und da mußte freilich diesem Feinde das ihrige entsetzlich furchtbar seyn. Mit den Schweden und den Preußen ist es nur sehr selten zur Spitze gekommen; schon die Erscheinung den Bajonette bei einem entschlossenen und geschickten Feinde hemmte die übertriebene Kühnheit und machte Bedachtsamkeit nöthiger. Der letzte polnische Feldzug und der französische Krieg hat deutlich bewiesen, daß die Russen etwas zu früh und etwas zu viel auf die Ueberlegenheit ihrer Bajonette trotzten. Friedrich der Zweite hatte also in seinem bekannten Urtheil nicht ganz Unrecht, wenn er, ohne der russischen Nationaltapferkeit und selbst ohne ihrer damaligen Taktik sehr zu nahe zu treten, sagte: „La guerre des Russes contre les Turcs est la guerre des borgnes contre les aveugles.“ Daher die sonderbaren Erscheinungen der ganz ungleichen Gefechte in den Kriegen dieser Nationen. Wie die Türken, als ein sonst so ernsthaftes und verständiges Volk, den Vortheil der neuen Veränderungen in der Kriegskunst, welche seit einem Jahrhundert die Franken gemacht haben, und vorzüglich das Uebergewicht des Bajonetts, nach so vielen Niederlagen von den Russen, nicht einsehen und nachahmen, ist kaum zu begreifen. Bloß dadurch ist der Sieg

für ihre Feinde, trotz aller türkischen Tapferkeit, fast immer mathematisch entschieden.

Nach dieser Vorausschickung will ich es nun wagen, eine kurze Vergleichung zwischen den Alten und Neuern in Rücksicht auf Waffen und Kriegskunst anzustellen. Man scheint durchaus so sehr der festen Meinung zu seyn, daß die Neuern ohne alle Ausnahme, vorzüglich durch die Erfindung des Pulvers und die Anordnung der großen und kleinen Feuerwaffen, den Vorzug vor den Alten verdienen, daß es vielleicht von mir militärischem Schulkrämer eine Anmaßlichkeit scheinen wird, einige Zweifel dagegen vorzutragen. Aber meine Gedanken halten seit langer Zeit fest in meiner Seele, und ich kann nach vielen Ueberlegungen und Untersuchungen nicht glauben, daß unsere Ueberlegenheit hierin wirklich durchaus so gewiß entschieden sei. In den Wurfwaffen aus der Ferne haben wir freilich alle alte Nationen ohne Ausnahme durch den Gebrauch des Pulvers übertroffen; und es kann wohl schwerlich Jemand wieder einfallen, den scythischen oder kretischen Bogen und die balearische Schleuder, oder die Arkubalisten des Mittelalters der Wirkung unserer Feuergewehre entgegenzusetzen. Aber, daß man deßwegen auch zugleich Schild und Speer und Helm und alle Schutzwaffen ohne Ausnahme wegwarf, und die Wirkung des kleinen Feuers ausschließlich für so allgewaltig hielt, daß man ihm nun nur mit nackter Tollkühnheit entgegen gehn müsse, dieß wird mir nur aus der damals fast ganz verfallenen Kriegskunst begreiflich. Die Pflicht des Feldherrn ist es, der Tapferkeit des Heeres durch Wissenschaft und Strategie zu Hülfe zu kommen, so wie es der Charakter eines braven Soldaten ist, trotz allen Schwierigkeiten, durch Muth und Anstrengung den Mangel an Kunstbildung zu ersetzen. Diesen Charakter hatten die Krieger des Mittelalters in hohem Grade. Sie selbst suchten mehr Gefahren, und ihre Heerführer achteten weniger die Sicherheit. Sie verachteten den Tod, aber der anhalten-

den Mühseligkeiten des Lebens im Felde waren sie nicht mehr gewohnt. Die großen festen körperbedeckenden Schilde waren bei ihnen zu Turniertartschen herab geschwunden; und der Helm, unter dessen eherner Last ehemals selbst die Feldherrn in der glühenden Zone geschwitzt hatten, war ein schöner Kopfputz geworden. Die Lanze und das Schwert allein entschieden schon längst in den Treffen gegen halb nackte Feinde, die noch nachlässiger bewaffnet waren. In dieser Periode erschien die furchtbare Erfindung. Alles gerieth in panischen Schrecken und griff in der Angst ohne weiteres Sinnen zu den nämlichen Waffen, mit denen man grimmig wüthen sah. Man hatte nicht die Einsicht und nicht die Kraft, vielleicht nicht einmal den Gedanken, mit langer Anstrengung zu dem Genius der alten festen schweren Schutzwaffen zurückzukehren, um dem neuen Dämon zu begegnen. Die Schilde verschwanden, weil Niemand mit ausharrender Kraft sie zu ihrer alten Würde zurückzuführen wagte. Anstatt die alte furchtbare Stärke des Heers — robur exercitus, το ὁπλιτικον — wieder zu schaffen, bog sich alles vor dem Feuer; und Jedermann glaubte, man könne das Feuer nur durch das Feuer besiegen. Alle Wissenschaften lagen damals im Staube; man hatte aber immer noch mehr Muth als Kraft, mehr Raschheit als Besinnung, mehr Kühnheit als Anstrengung. Die neue Erfindung gewann überall mehr Fuß; man suchte sie von allen Seiten zu benutzen, ohne ihr entgegen zu arbeiten. Wäre sie zu Cäsars Zeiten, oder in den persischen Kriegen unter Miltiades und Aristides gemacht worden, sie hätte wahrscheinlich das Kriegssystem sehr modificirt, aber nicht umgeschaffen. Unstreitig that auch etwas das große, schwere, mächtigwirkende, obgleich langsame Handfeuergewehr, das man unmittelbar nach der Erfindung fast allgemein brauchte, und das man jetzt nur noch hier und da unnütz in alten Rüstkammern findet. Die Ordnung war gelöst, die Taktik lag mit den übrigen Wissenschaften tief in

Papieren, die für das Jahrhundert ohne Vorbereitung unbrauchbar waren. Die Umgestaltung war schnell ohne weitere Besinnung geschehen und Niemand zweifelte, daß sie nothwendig, daß sie das einzige Gegenmittel gewesen sei. Mir wird es erlaubt seyn, daran zu zweifeln; meine Gründe sind folgende.

Ich nehme das Kriegssystem der Alten, wie es in der schönen Zeit der Kunst war, nicht wie wir es bei der eintretenden ersten Erscheinung des Schießpulvers finden. Von diesem letzten Zustande habe ich so eben ganz kurz gesprochen. Wenn wir von den alten Waffen und von dem alten Kriegssystem sprechen, so ist es vorzüglich bei den Griechen von dem Ende der Heroenzeit herab bis zu dem achäischen Bunde, und bei den Römern von den punischen Kriegen bis höchstens auf die Zeiten Justinians. Belisar ist vielleicht der letzte Feldherr der griechischen und römischen Kunst. Die Bewaffnung ist hier für die Griechen aus dem Homer, Herodotus, und hernach noch mehr aus dem Thucydides und Xenophon und überhaupt aus den guten Schriftstellern der goldenen Zeit der Nation zu sehen. Die spätern geben wenig Licht; und auch der gute Plutarch, den für Politik, Lebensphilosophie und Moral oft ein wahrer Schatz ist, gewährt im eigentlichen Kriegsfache weniger Befriedigung. Für die Römer sind Polybius und sein Uebersetzer und Abschreiber Livius, und Cäsars Tagebücher die ergiebigsten Quellen. Der Unterschied zwischen den griechischen und römischen Waffen ist, wie schon aus dem oben Gesagten erhellet, nicht sehr wesentlich; und in der großen Zeitentfernung können wir, bei der geringen Abweichung der verschiedenen Stücke, in unserer Betrachtung ohne großen Irrthum sie füglich zusammen nehmen. Der kleine Unterschied und die verschiedenen Vorzüge Beider zeigten sich vorzüglich in den Kriegen gegen Pyrrhus und Perseus. Ich mag nun den Hopliten der Griechen oder den gravis armaturae militem der Römer nehmen, er sei Princeps, Hastatus oder Triarius, der Unter-

ſchied unter allen war weiter nicht weſentlich. Die Aſpide und noch mehr das Skutum hatten wenigſtens vier Fuß und deckten die ganze Hauptmaſſe des Körpers. Der Kopf, der zum Umherſchauen Freiheit haben mußte, und ſich nicht immer hinter dem Schilde verbergen konnte, war durch den ehernen Helm geſchirmt. Wenn die Schilde und Helme in dem dreizehnten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung noch die nämliche Größe und Feſtigkeit gehabt hätten, die ſie im ſechſten Jahrhunderte nach Roms Erbauung hatten, und man noch die Geſchicklichkeit und Standhaftigkeit beſeſſen hätte, ſich ihrer in Verbindung mit den Angriffswaffen zu bedienen; ſo würde höchſt wahrſcheinlich das neu erfundene Feuergewehr wenig Wirkung hervorgebracht und wenig Veränderung veranlaßt haben. Ich bin davon nach reiflicher Ueberlegung faſt mathematiſch ſo feſt überzeugt, daß es unter meine Glaubensartikel gehört, eine ächte römiſche Legion und ächte griechiſche Phalanx würde eine gleiche Anzahl Soldaten unſerer jetzigen Regimenter niederrennen, als ob es Velites wären. Unſere kleinen Kugeln würden durch die großen, ſchweren, mit Eiſen beſchlagenen, feſten Schilde wahrſcheinlich ſelten ganz durchgedrungen ſeyn, oder wenigſtens hinter denſelben nur unbeträchtlichen Schaden gethan haben. Ich nehme Mauvillons Berechnung der Wirkung des Schießpulvers als richtig, aber auch zugleich als das Höchſte an, was dieſe Kompoſition leiſtet. Nur ſelten iſt der Mann in der Diſtanz der größten Wirkung: aber auch dann würde die Kugel, die durch ein ehernes Schildbeſchläge und die Unterlage gedrungen wäre, dem Körper ſelbſt wahrſcheinlich noch ſeltener eine tödtliche Wunde ſchlagen. Nur die Füße würden der Gefahr der Verwundung vorzüglich ausgeſetzt geweſen ſeyn; und dieſe nehmen auch ſchon ohne alle Vorkehrung ſo wenig Raum ein, daß häufige Verletzungen derſelben im Allgemeinen bei einem ſchnellen Angriff nicht ſehr wahrſcheinlich wären. Den alles beſchirmenden Schild am linken Arm, und die

furchtbare lange Lanze, so oder so geformet, in der nervigen Rechten, welche Linie unserer besten Truppen würde dem Einbrechen einer so schrecklich stürmenden Waffenlast widerstehen können? In einem hartnäckigen langwierigen Pfeilgefechte, worunter ich unser ganzes jetziges kleines Feuergewehr zähle, würden freilich die schweren statarischen Waffen am Ende unterliegen müssen, und es würde auch der besten Armee nicht anders gehen, als dem Krassus bei Karrä. Aber welcher vorsichtige Heerführer wird sich in die furchtbare Lage setzen, sich bei seinem wahren Uebergewichte so ohne alle Hülfe zu Grunde richten zu lassen? Krassus ließ sich durch die Vorspiegelungen eines treulosen Fremdlings unbesonnen in unbekannte weite Sandgegenden locken, wo die Parther, deren Anzahl schon so überlegen war, sehr weislich alle Vortheile benutzten, ohne daß die Römer sich durch die ihrigen retten konnten. Krassus, nicht die Römer, litt die Niederlage. Wenn ich von der Ueberlegenheit der alten statarischen Waffen spreche, verstehe ich durchaus nur den Moment des letzten ernsthaften entscheidenden Angriffs mit der Faust, von welchem Jeder bekennen wird, daß ohne ihn unter braven Kriegern die Sache noch nicht völlig entschieden ist. Unser Schießen ist doch weiter nichts, als Velitation und Psilomachie, oder, mit dem letzten Faustangriff verglichen, nur Scharmützel. Bloß der Faustangriff giebt den gewissen Sieg, oder zeigt die Unmöglichkeit desselben. Na tschto tam mnogo strehljat? Na stúkach nadobno prinimjat. Wozu so viel Schießen? Man muß aufs Bajonett nehmen; sagt der russische Grenadier, und hat in seiner Seele ohne Zweifel ein richtiges Resultat militärischer Erfahrungen.

Schild und Helm hat man schon längst als ganz untauglich weggeworfen; vermuthlich weil man die Mühe und Kraftanstrengung scheute, sie wieder zu ihrer alten ehrwürdigen Solidität zu erheben: aber die Lanzen hat man hier und da noch lange nachher

gebraucht, und bis in den ſpaniſchen Succeſſionskrieg ſogar eigene Kriegsleute gehabt, die wie die alten Haſtaten von dieſer Waffe den Namen führten. Die Pike, welche durchaus nichts anderes, als die alte Lanze iſt, behauptete auch noch in der Eröffnung des letzten polniſchen Feldzugs, der ſich mit dem Untergang der politiſchen Exiſtenz der Nation endigte, ein Gewicht, das in Erſtaunen ſetzte. Koſciusko, der anfangs nicht gleich Gewehre genug hatte, oder ſeine Leute wenigſtens nicht ſchnell genug in dem Gebrauch derſelben hinlänglich üben konnte, hatte einige tauſend Bauern mit Piken bewaffnet, und dieſe griffen in dem erſten Gefecht bei Krakau einige ruſſiſche Grenadierbataillone mit ſolchem Nachdruck an, daß ſie dieſelben in kurzer Zeit gänzlich warfen. Es war den ſieggewohnten Ruſſen eine ſeltene furchtbare Erſcheinung, daß ein beträchtliches Korps aufs Haupt geſchlagen wurde, und alle ſeine Kanonen verlor; und das von einem Feinde, den man ſo geringe geachtet hatte und deſſen Exiſtenz man kaum geſtehen wollte. Die Feldzüge des ganzen vorigen Jahrhunderts hatten nur einige ähnliche Beiſpiele. „Les paysans armés de piques," ſchrieb der General Tormaſow, welcher ruſſiſcher Anführer bei dem unglücklichen Gefecht war, an den Chef der Armee in einem Privatbriefe, „les paysans s'avancèrent avec une contenance tout à fait incroyable, et nos grenadiers jettèrent les armes et commencèrent à fuir comme des miserables." Und das waren Leute, die vorher bei mehrern Gelegenheiten ſehr brav geweſen waren, und es nachher wieder geweſen ſind. Mit der Senſe, die Koſciusko ſtatt der Pike auf den Schaft pflanzen ließ, ging es nicht ſo glücklich; und es ließe ſich leicht mathematiſch beweiſen, daß die Pike vor dieſem Inſtrument den Vorzug verdient, das mit dem Bogen geführt werden muß, ſo wie die gerade Linie der kürzeſte Weg von einem Ort zum andern iſt, und alſo dem Stiche vor dem Hiebe der Vorzug gebührt. Die Pike hat deßwegen keinen allgemeinen

Gebrauch wieder gewinnen können, weil man nicht zugleich hinlängliche Schutzwaffen mit ihr verband, damit nicht in die Ferne reichte, und unbedeckt durch den Feuerhagel mit großer Gefahr den Faustangriff wagen mußte. Auch waren die neuen Lanzenträger überhaupt zu wenig mit dem Kriege bekannt; und zu dieser Waffe gehören mehr Vertrauen. Das eingeführte Feuergewehr behielt also auch hier wieder sein Uebergewicht.

Ehe ich es nun wage, eine Idee vorzutragen und etwas auseinanderzusetzen, die zwar vielleicht nicht neu ist, von deren Richtigkeit ich aber sehr fest überzeugt bin: muß ich noch Einiges von dem wesentlichen Unterschied zwischen den beiden Angriffsarten sagen, dem furchtbaren Faustangriff mit den schweren statarischen Waffen — ὁπλοις ἀγχεμαχοις — und der Wurfentscheidung, wie nun fast alle unsere Gefechte sind, und welche die Griechen nur leichte Akrobolismen und Grosphomachien nannten. Die Schlachten der alten Griechen und Römer waren in der Regel alle von der ersten ernsthaften Art des Angriffs; und es wird nur selten als ein Beispiel, wie wenig der Feind Achtung verdiene, angeführt, daß schon die Velites die Sache entschieden haben.

In den medischen Kriegen, in den punischen Kriegen der Römer, in den Kriegen gegen Pyrrhus und Philippus und Perseus und Mithridates, und in den bürgerlichen Kriegen der Römer selbst hören wir von nichts, als von jenen furchtbaren Faustangriffen. Polybius beschreibt im siebzehnten Buche seiner Geschichte die Ueberlegenheit der macedonischen Phalanx und der Sarisse über die römische Legion und das Pilum, und zeigt sodann die Ursachen, warum dessen ungeachtet die Römer über die Griechen den Sieg davon getragen haben. Aus dem Ganzen erhellet, daß die Macedonier in den Ebenen den Vortheil der Waffen, die Römer aber durchaus den Vortheil der Taktik hatten. Ihre Gladien und Pilen durchbrachen meistens ziemlich einzeln die Phalanx der Griechen in der

Flanke; und war dieſe einmal durchbrochen, ſo konnte es die ſchwere Aſpide und die ungeheuere Sariſſe mit dem Skutum und Gladius an Beweglichkeit nicht mehr aufnehmen. Auch in Gallien und Spanien fanden die Römer bei den ſogenannten Barbaren meiſtens Bewaffnungen, die auf den Fauſtangriff berechnet waren. Wie furchtbar noch ſpät die Cimbrer den römiſchen Legionen in der ſchönſten Periode ihrer Kraft zur Zeit des Marius waren, iſt hinlänglich bekannt; und die behoſeten Völker wußten ſich in nicht geringe Achtung zu ſetzen. Nur die Spanier ſcheinen vor und unter dem Sartorius den Römern durch leichte ſchnelle Velitationen vielen Schaden gethan zu haben.

Der einzige ſehr berühmte Feldzug, wo man bloß aus der Ferne focht, und wo die Römer eine der ſchrecklichſten Niederlagen erlitten, die ihre Geſchichte enthält, iſt die Unternehmung des Kraſſus gegen die Parther. Dieſer iſt vielleicht ein Vorbild der ganzen neuern Kriegskunſt. Man ſucht, wie die Parther, die Handentſcheidung zu vermeiden, und den Feind ſo viel als möglich mit Wurfwaffen aus der Ferne zu Grunde zu harcelliren. Die Natur des Kriegs kann auch bei uns, nach der jetzigen Einrichtung unſerer Waffen, keine andere ſeyn, zumal da das Tormentenweſen in unſerer heutigen Geſchützkunſt eine ganz andere und zwar weit furchtbarere Wendung genommen hat. Denn die blinden Verehrer der Alten mögen noch ſo viel von den übertriebenen Wirkungen der Widder und Balliſten und Katapulten der Griechen und Römer erzählen, ſo wirkt doch wohl ein einziger Kartätſchenſchuß aus einem unſerer Sechspfünder mehr, als mehrere ſolche Maſchinen in einigen Minuten. Von der fürchterlichen Maſchinerie des Archimedes gegen die Römer vor Syrakus haben wir nur eine ſehr mangelhafte unbefriedigende Beſchreibung.

Mit dem angenommenen Uebergewicht des kleinen Feuergewehrs wurde das ganze neuere Kriegsſyſtem auf das Tirailliren

zurückgeführt; und die Franzosen sind in den vergangenen Feldzügen nicht die ersten, die sich dieser Methode mit Vortheil zu bedienen wußten: sie verwebten sie nur mit vieler Feinheit in das System. Die ganze Taktik vor Karl dem Fünften lief mehr oder weniger darauf hinaus: und man hat hinlänglich fast mathematisch gezeigt, daß sie bei einiger Ueberlegenheit der Anzahl und mit Vorsicht in der Wahl des Kampfplatzes durchaus die vortheilhafteste ist. Auch bei gleicher und vielleicht sogar bei geringerer Anzahl ließe sich in manchen Fällen ihr Nutzen noch erweisen. Sie fordert indessen nicht weniger Berechnung und militärische Geschicklichkeit, als das geschlossene Gefecht. Denn es gehört ein hoher Grad von Fertigkeit dazu, sich mit dem größten Vortheil schnell zu zerstreuen, und, wenn es nöthig ist, eben so schnell sich zum Angriff in der Linie zu vereinigen, und alle erforderlichen Wendungen und Veränderungen der Taktik mit Eile und Bestimmtheit auszuführen. Daß man auf diese Weise, wenn man nur noch Stärke genug übrig hat, sich einigermaßen den Wendungen des Feindes entgegen zu setzen, den Vortheil gewinne, ist mathematisch entschieden. Alle Kugeln, welche auf den geschlossenen Feind geschossen werden, haben die Wahrscheinlichkeit zu treffen, weil sie sich concentriren und ihre Wirkung in dem kleinen Raume nicht leicht verfehlen können: und alle Kugeln, welche von den Geschlossenen heraus in die Weite unter die Tirailleurs geschossen werden, haben mehr die Wahrscheinlichkeit zu fehlen, weil sie sich zerstreuen, der Feind nur dünne steht und in einen großen Raum sich ausdehnt. Die Schwärmer arbeiten von außen einwärts konvergirend koncentrisch; die Geschlossenen von innen auswärts divergirend excentrisch: die mechanische Folge ist klar. Aber der größte Vortheil dieser Verfahrungsweise ist, daß man gewöhnlich dadurch den Feind von mehrern Seiten in Bestürzung und Verwirrung setzt, den Hauptangriff verbirgt und auf den Punkt leitet, wohin man ihn haben will

und wo man ihn am beſten durchſetzen kann. Aber immer gehört dazu einige Ueberlegenheit, der Anzahl oder der Stellung, und ſehr geübtes Kriegsvolk.

Nun kommt der entſcheidende Moment des Hauptangriffs. Hier ſtehen wir allerdings gegen die Alten mit einem bewundernswürdigen Muth und einer Verwegenheit da, welche bei ihnen vielleicht für unbeſonnene Tollkühnheit gehalten worden wäre. Wir ſtellen unſere bloße Bruſt und unſern unbedeckten Schädel unbedingt dem Zufall hin, ohne Schutz und ohne Wehre, und laſſen jede Kugel, welche faßt, ruhig unſere Knochen zerſchlagen. Und hier habe ich mich nun oft gewundert, daß man bis jetzt noch nirgends wieder daran gedacht hat, durch eine Miſchung von Altem und Neuem die Hauptſtärke des Heers zu bilden, das, zu Schutz und Trutz gleich bereit, den furchbarſten Angriff aushalten und ausführen könnte. Es muß allerdings zugegeben werden, daß die tiefere Schlachtordnung, wie zum Beiſpiel die macedoniſche Phalanx war, gegen die größere Front im Nachtheil iſt; und ſo wie die Kriegskunſt ſtieg und auf einfachere Grundſätze zurückgeführt wurde, vermehrte ſich die Front und verminderte ſich die Tiefe. Das iſt aus der Geſchichte bekannt. Schon die Griechen hatten den Anfang gemacht und die Römer gingen darin immer weiter: und Julius Cäſar gewann ſeine meiſten Vortheile in Gallien und in den bürgerlichen Kriegen dadurch, daß er mit ausgedehnter Front den Feind ſchnell und entſchloſſen mit Nachdruck umflügelte, oder ſonſt umging. Eine größere Ausdehnung, als wir nun gemacht haben, iſt nicht wohl möglich, wenn die Front nicht alle Stärke und Wirkung zum Angriff und Widerſtand verlieren ſoll. Deßwegen braucht man zwei Glieder nur bei leichten Gefechten; und bei jedem ernſthaften Vorfall, wo es auf Nachdruck in Aushalten und Wirkung ankommt, braucht man überall noch drei Glieder. Man würde unſtreitig, wie ehedem geſchah, noch viere brau-

chen, wenn man mehr als drei Mann zugleich in ungehemmte Thätigkeit bringen könnte. Man ersetzt also durch mehrere Linien, oder sogenannte Treffen und Reservekorps, was der Stärke einer einzigen Linie fehlt. Ich darf als ausgemacht aus der alten und neuen Kriegsgeschichte annehmen, daß nur allein der Faustangriff die endliche Entscheidung der Sache gebe, und dazu nur die statarischen Waffen die wirksamsten sind. Polybius sagt von den Griechen des achäischen Bundes *), daß sie dieser Meinung gewesen und deßwegen sich immer nur der statarischen Waffen bedient haben. Das Nämliche sagt er bei Zama von den Römern **). Es ist

---

*) Ἀχαιοι — διο και συνετιθεντο προς σφας, μητε ἀϑηλων βελων μηϑ' ἑκηβολων χρησασϑαι κατ' αλληλων, μονην δε την ἐκ χειρος και συσαδη, γιγνομενην μαχην ἀληϑινην ὑπελαμβανον εἶναι κρισιν πραγματων. Polyb.

**) Ἐτι δε του καϑοπλισμου σκεπην και ϑρασος παρασκευαζοντος, και δια του μεγεϑου τοσυ ϑυρεου και την της μαχαιρας ὑπομονην των πληγων δυσμαχοι γιγνονται και δυσκαταγωνισοι δια τας προειρημενας αἰτιας. Polybius, bei Zama. Vielleicht verdient in der ganzen Weltgeschichte keine Katastrophe solche Aufmerksamkeit, wie diese Schlacht. In der Rede vor derselben an den Römer Scipio erscheint Hannibal größer, als der Sieger am Thrasymen und bei Kannä. Dort erzwingt er Bewunderung; hier fühlt man freiwillig Ehrfurcht. Oft habe ich mir die Folgen für die Menschheit geträumt, die ein Friede bei Zama wahrscheinlich würde gehabt haben. Die Römer hätten Europa beherrscht, die Griechen Asien bis Aegypten, die Karthager Afrika. Die Kultur stand auf einer hohen Stufe; die Vernunft hätte mit dem schönen Gefolge ihrer Tugenden nach und nach ihre Rechte behauptet; Gerechtigkeit und Freiheit hätte gesiegt. Die Eifersucht, in billigen Gränzen, hätte die herrschenden Nationen gegenseitig in Furcht gehalten. Die Römer hätten die Wohlthat der Aufklärung nordwärts getragen, die Griechen nach Osten, die Karthager nach Süden: in Kurzem würden keine Barbaren mehr gewesen seyn und am Senegal wäre ein neues Tyrus entstanden. Die Despotie hätte ihr Medusenhaupt nicht empor gehoben, und die fromme Hirn-

also meine ernstliche Meinung, daß wir, trotz unserm Feuergewehr, den alten, ächten ehrwürdigen Schild mit seiner ganzen Begleitung, Helm und Bruststück und Lanze wieder aufsuchen. Ich will mich näher erklären.

Man brauche den Vortheil, den uns die Feuerwaffen in leichten Gefechten und in der Ferne geben, und nehme die statarischen Waffen zur Faustentscheidung! Es ist eben nicht mein Vorschlag, daß man die Phalanx, oder die Legion in ihrer alten Gestalt wieder einführe. Die mathematische Berechnung möchte zeigen, daß die ausgedehnte Front, wie sie die Römer zu Julius Cäsars Zeiten und schon früher annahmen, besser war, und durch verschiedene Veränderungen und Vereinigungen unserm System immer näher kam. Folard hat weit mehr Kolonnen gesehen, als im Polybius stehen, wie ihm schon Guischard sehr gründlich gezeigt hat. Aber es ließe sich aus unserm kleinen Feuergewehr und der alten ächten triarischen Bewaffnung ein robur exercitus bilden, dessen Angriff sehr furchtbar seyn müßte, und das bei seiner ersten Erscheinung gegen alle unsere Linien entschieden das Uebergewicht hätte.

Was Friedrich der Zweite in seiner Epistel von den drei Gliedern sagt, hat für das Feuergewehr allein seine unumstößliche Richtigkeit. Aber andere Waffen fordern andern Gebrauch. Man bilde also vier Glieder: die zwei vordersten mit alten und die zwei letzten mit neuen Waffen! Ich nehme die alten aus der goldenen

---

muth hätte nicht den Menschenverstand mit Schande gebrandmarkt. Noch nie ist in der Geschichte ein so großer Zeitpunkt wieder erschienen, und erscheint vielleicht in Jahrtausenden nicht wieder. Scipio war zu groß als Römer und nicht groß genug als Mensch, um die Vorschläge des Karthagers in diesem Lichte zu sehen. Ob, was ich so oft träumte, auch wirklich nothwendig erfolgt wäre, ist eine andere Frage. Unsere Seele hält sich an Wahrscheinlichkeiten.

Zeit der griechischen und römischen Geschichte, wie wir sie im Polybius und Cäsar finden; und die neuen, wie sie das beste preußische Regiment hat, auf allen Fall mit schottischen, oder schwedischen, oder auch nur russischen Bajonetten. Der Schild, die Aspide, oder der Thyreos, der Helm, von diesem durchaus nur die Kassis; denn jede andere Art würde dem Zweck nur sehr wenig entsprechen, und die Lanze, länger als das römische Pilum, und kürzer, als die macedonische Sarisse, vielleicht von der Länge unserer Kurzgewehre. Die Kniestücke könnte man bei guten Stiefeln füglich entbehren; da, wenn sie von einigem Gewicht wären, sie die Beweglichkeit beträchtlich hindern würden. Diese zwei vordersten Glieder, auf diese Weise ziemlich alt klassisch bewaffnet, würden eine eherne Mauer bilden, durch welche nur selten eine kleine Kugel dringen würde, und hinter welcher also die ganze Schlachtordnung ziemlich sicher wäre. Wenn man einem guten Feuergewehr seine völlige Ladung giebt, so dringt die Kugel, nach gemachten Erfahrungen, im Kernschuß einige Zoll tief in einen eichenen, oder buchenen Klotz. Man nehme an, daß ein Schild, vierthalb bis vier Fuß lang und dritthalb Fuß breit, ein leichtes bretternes Gerippe habe, daß er sodann mit doppeltem Leder überzogen und darüber mit Eisenblech beschlagen sei, so wird zwar eine scharfe Kugel vielleicht durchdringen, aber hinter demselben dem Mann gewiß keinen gefährlichen Schaden mehr zufügen. Schwächere Kugeln prallen ohne allen Schaden ab, oder bleiben wenigstens in der Masse selbst sitzen. Es ist wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß jeder gute Anführer seine Leute so bald als möglich ins Gefecht, und in dem Gefecht so bald als möglich zur Faustentscheidung bringen müsse, wenn auch die Leute wirklich gut sind, nachdem er vorher alles so genau als möglich berechnet hat. Cäsar tadelte als Sieger diese Saumseligkeit an Pompejus in der pharsalischen Schlacht, und macht dabei die allgemeine Bemerkung, daß man das natür-

liche Feuer der Leute so viel als möglich vorwärts benutzen, aber nie zurückhalten müsse *).

Durch diese Vereinigung gewänne man nicht allein den Schutz vor den feindlichen Kugeln aus der Ferne, sondern man verlöre auch nichts an dem eigenen kleinen Feuergewehr, welches ich mit Recht zu den bloß velitarischen Waffen gezählt habe. Die beiden vordersten schwer bewaffneten Glieder mit Schild und Helm und Lanze würden, wie jetzt auch unser erstes Glied thut und wie schon die Griechen in der schönen Periode der Kunst thaten, auf die Kniee niederfallen und so mit ihren Schilden sich und ihre Hinterleute gehörig decken, und diesen Platz machen, über sie und ihre Schilde mit ihrem Feuergewehr hinzuarbeiten. Dadurch würde die Wirkung des Feuers über die stataricschen Waffen hinweg die gewöhnliche seyn, und sobald der Schüß geschehen wäre, erhöbe sich auch die ganze Linie der Schildträger wieder, um ihre Hinterleute in der neuen Ladung ihres Feuergewehrs desto sicherer zu decken. So wie es nun endlich zum eigentlichen Faustangriff käme, würden sie ganz allein entscheiden: denn ich sehe nicht ein, warum auch bei uns nicht Stärke und Muth und Geschicklichkeit, wie ehemals, wieder allein bestimmen sollten. Was wir jetzt vielleicht für poetischen Schmuck halten, war wirklich nichts als wörtlich die Wahrheit und würde es wieder seyn.

Ἀσπις ἀρ' ἀσπιδ' ἐρειδε, κορυς κορυν, ἀνερα δ' ἀνηρ.

Oder wie der Lateiner spricht:

Concurrunt, haeret pede pes, densusque viro vir, und
Densi cuneis se quisque coactis adglomerant.

*) Est quaedam animi incitatio atque alacritas naturaliter innata omnibus, quae studio pugnandi accenditur: hanc non reprimere sed augere imperatores debent. Caesar. Das verstand in neueren Zeiten Niemand psychologisch besser, als Suworow; etwas zu sehr auf Kosten der strengern, guten Disciplin.

Homer und Maro trugen ohne Zweifel diese Züge aus den Erfahrungen ihrer Zeit auf die Helden ihrer Gedichte zurück. Lukans einfache Worte, stetit omne coactum circa pila nefas, werden dadurch zugleich ein furchtbar schönes Gemälde der Geschichte und des Kriegs und des sterbenden Patriotismus. So schwülstig und überladen sonst dieses Dichters Erzählung ist, so viel Kürze und Nachdruck liegt in diesem einzigen Zuge. Und überhaupt seine ganze Darstellung der pharsalischen Schlachtordnung verdient Aufmerksamkeit und Würdigung; obgleich einige kleine Unrichtigkeiten darin sind, die dem unterrichteten Militär nicht entgehen werden. Sie ist im Ganzen nach den Kommentaren Cäsars gearbeitet, dessen überlegenen Geist der Dichter, trotz seinen heftigen Invektiven, doch anerkennen muß *).

Der Schild, als die Hauptwaffe, würde bei der Annahme dieses Systems, das aus dem unsrigen und dem alten leicht gemischt wäre, noch vorzüglich auch diesen großen Vortheil gewähren, daß man mit ihm und durch seine Veränderung rechts oder links, die Flanke in jeder Wendung besser decken könnte. Jedermann weiß, wie sehr, besonders bei unserer Blöße und der großen Wirkung unserer Feuerwaffen, bei einem Angriff von der Seite zu fürchten ist. Er war zwar den Alten auch gefährlich; aber bei weitem nicht in dem Grade, wie uns. Durch den Schild würde hier

---

*) Pompeii densis acies stipata catervis
Iunxerat in seriem nexis umbonibus arma,
Vixque habitura locum dextras ac tela movendi
Constiterat, gladiosque suos compressa timebat:
Praecipiti cursu vesanum Caesaris agmen
In densos agitur cuneos, perque arma per hostes
Quaerit iter, qua torta gravis lorica catenas
Opponit, tutoque latet sub tegmine pectus.

Lucan.

alles wieder auf den alten Fuß kommen. Kraft und Muth und Geschicklichkeit würden entscheiden; und der panische Schrecken kann nie ein großes Heer ergreifen und niederdrücken, so lange es noch sein Schicksal von seiner Tapferkeit und seiner Anstrengung abhängig weiß, und sich noch nicht in den Händen des blinden Glücks denkt. Bei dem Rückzug wird sodann der Schild, eben so, wie er es bei den Alten war, noch wohlthätiger, indem er den eindringenden Feind so unschädlich als möglich macht: wenn man vorzüglich dabei, so oft die Gelegenheit es erlaubt, auch das Feuergewehr der zwei übrigen Glieder, eben so wie bei dem Vorrücken, geschickt und besonnen und unerschrocken braucht. Auf diese Weise muß der Rückzug weit weniger gefährlich werden: und es ist leicht begreiflich, wie die Griechen unter Xenophon, aus dem tiefen Asien hervor, einen so langen Weg mitten unter Feinden bis in ihr Vaterland aushielten, ohne von der Uebermacht aufgerieben zu werden. Bei unserm jetzigen System würde eine solche Unternehmung an die Unmöglichkeit gränzen. Auch noch diesen Vortheil würden die Schilde geben, daß man hinter ihnen alles etwas besser vor dem Feinde verbergen könnte, was man eben in dem Moment vor ihm geheim halten will. Mit gesenktem Gewehr kann man hinter einer Fronte von Schilden alle mögliche Veränderungen machen, ohne daß man in einiger Entfernung auf der Ebene etwas davon gewahr werden könnte; welches hinter einem Treffen bloßer Männer nicht so leicht geschehen kann. Auch könnte man den Schild zur bessern Fußung unten vielleicht mit einer etwas scharfen Spitze versehen und die σιδηρα κογχος, oder den ferreus umbo ebenfalls mit einer scharfen Kegelspitze erhöhen, damit das Eindringen desselben desto gefährlicher und der Widerstand gegen denselben desto schwerer würde. Polybius sagt von diesem Schildbuckel — σιδηρα κογχος, ἡ τας ὁλοσχερεις ἀποστιγει πληγας λιθων και σαρισσων, και καθ' ὁλον βιαιων βελων. Diese Ab-

ſicht würde auch bei uns noch nicht ganz wegfallen, da dieſer Theil des Schildes die edelſten Theile des Körpers bedeckt; ſo daß alſo hier der größeren Gewalt der Kugel eine größere Stärke des Widerſtandes entgegen geſetzt würde. Ueberdieß ſcheint dieſe Vorkehrung bei den Alten auch noch eine andere Urſache gehabt zu haben, die ich weder bei dem Polybius, noch bei irgend einem andern Schriftſteller angeführt finde. Nämlich, da der Schild vermittelſt des Porpax am linken Arme hing, ſo ſcheint dieſer fereus umbo durch ſeine Schwere das Centrum gemacht und alſo zum beſſern Gleichgewicht beigetragen zu haben: zumal da auch an dieſer Stelle, nach der ganzen Maſchinerie der Waffe, die größte Gewalt ſowohl im Tragen, als im Schlagen auszuhalten war.

Die größte Wohlthat aber des Schildes, und wo er unſtreitig in ſeiner höchſten Würde erſcheint, iſt die Beſchützung und Rettung einzelner wackerer Männer, die ohne ihn ein Raub des Todes, oder des Feindes wären, oder nur mit Aufopferung mehrerer anderer eben ſo wackerer Männer gerettet würden. Τπερασπιζειν και σωζειν τινας των πολιτων και συμμαχων, ſagt, däucht mich, Polybius; und man kann vielleicht nichts größeres zur Ehre des Schildes ſagen. Die Beiſpiele dieſer Art in der Geſchichte ſind überall ſehr zahlreich, und ich will hier nur das einzige, ſehr bekannte des braven, ehrwürdigen Sokrates anführen, der bei Potidäa ſeinen jungen Freund aus der Schlacht trug. Wir vergeſſen, daß er Alcibiades rettete und vielleicht die Peſt des Vaterlandes zurückbrachte: es iſt genug, er rettete einen Bürger; und es war ſchon damals unter Menſchenkennern ausgemacht, dieſer junge Mann werde, ſei es im Guten, oder im Böſen, nichts Mittelmäßiges werden. So wie das Leben dieſes liebenswürdigen Alten eines der merkwürdigſten und lehrreichſten iſt, ſo iſt vielleicht dieſes einer der ſchönſten Momente dieſes Lebens.

Daß die Lanze durch ihre Länge und Leichtigkeit und Beweg-

lichkeit im Faustgefechte den Vorzug vor unserm Bajonett haben würde, ist wohl kaum zu bezweifeln, da es selbst in der neuern Kriegsgeschichte noch Beispiele des Uebergewichts dieser Waffe giebt, wenn es zum Handgemenge kam. Bei den alten Dichtern stand dieselbe in so großem Ansehen, daß sie oft vorzugsweise einen Krieger nur ἀιχμητης nennen: Shakspeare hat also in dieser Rücksicht einen der schönsten Namen, der Lanzenschwinger. Man denke sich die Stellung: die Linke schützt, die Rechte schlägt; und schon deßwegen wird die Bewegung an Schnelligkeit gewinnen, weil nicht beide Arme mit dem ganzen Körper zugleich nach Einem Punkte hinarbeiten dürfen, sondern bloß die Rechte den Stoß führt und wiederholt. Mich däucht, keine unserer jetzigen Schlachtordnungen würde einer so bewaffneten eindringenden Last widerstehen können, wenn sie ihren Vortheil mit Entschlossenheit, Geschicklichkeit und Behendigkeit zu gebrauchen verstände. Die Behandlung der Lanze mit dem Amentum würde, so wie jetzt die Sachen stehen, gar nicht nöthig seyn; wenn sie aber nöthig würde, so könnte diese Uebung, wodurch man die Waffe einiger Maßen zur fern treffenden machte und sie durch Zurückziehung beständig doch auch zur nahen stataricschen brauchte, ihr noch eine neue Furchtbarkeit geben. Ich spreche überall durchaus nur von dem Faustangriff, den ich allein für entscheidend halte, und der so schnell als möglich herbeigeführt und so schnell als möglich geendigt werden muß.

Vielleicht wendet man hier ein, was schon manche Verfechter des Pulversystems mit anscheinender Humanität vorgebracht haben, daß ein solcher Kampf wieder weit blutiger seyn und unendlich mehr Menschen kosten würde. Diese Einwendung ist Sophisterei. Im Kriege will man Entscheidung; Entscheidung wird bewirkt durch unwidersprechliches Uebergewicht eines Theils; das Uebergewicht durch Vernichtung der größten Menge, oder gänzliche Entkräftung. So lange der Feind Kräfte fühlt und Verstärkung hoffen kann, ist

er nicht besiegt. Der Mann stirbt muthiger und besser und würdiger in dem Gefühl und der freien Anstrengung seiner Kraft, als wenn er das Opfer eines blind fallenden Glücks ist. Es ist mehr Humanität, wenn ein einziger blutiger Tag entscheidet, als wenn Jahre in Druck und Elend hingezogen werden. Wer in dem Moment der großen Krise am besten und sichersten morden kann, ist der beste Menschenfreund; er führt den Zweck des Kriegs, den Frieden, am thätigsten herbei. Diese Krise ist die traurige Kollision der Menschennatur, wo vorher jede gütliche Rechtspflege mit ihren Aussprüchen unkräftig war.

Wehe dem Manne, der diese Momente zur Plage der Menschheit aus irgend einer glänzenden, oder schmutzigen Leidenschaft verlängert! Er verdient, daß kein Rechtlicher ihn achte, daß ihm sein Pfühl keine Ruhe giebt, daß ihm Dolchspitzen aus der Mauer drohen, daß er in jedem Menschenantlitze einen Henker sieht, daß der Genius des Geschlechts alle Harpyien an seiner Seele nagen läßt. Die Menschheit verstummt in dem Moment der Entscheidung, oder der Krieg wäre ein Widerspruch mit seiner Natur: wo sie länger verstummt, als es durchaus nothwendig ist, sind die Krieger feige Niederträchtige, oder wilde Kannibalen. Wir müssen uns dem Glück so viel als möglich zu entziehen suchen; das will unsere Vernunft, das ist das Resultat der besten Psychologie. Nur durch Gebrauch und Anstrengung der Kraft gewinnt der Muth seine Festigkeit und ein Gleichgewicht, das weder Sieg noch Tod aus dem Angel hebt. Man macht der Versuche so viele, die alle auf viel schwankenderen Hypothesen beruhen, als diese Forderung; warum sollten wir nicht auch hier, in einem der wichtigsten Vorfälle des Lebens, einmal unsere ganze Kraft sammeln? wäre es auch nur um zu sehen, wie weit wir die Alten zurück gelassen haben, oder hier hinter ihnen zurück stehen.

Man wende nicht ein, daß das Menschengeschlecht an seiner

Kraft so herabgeschwunden sei, daß unser Schädel den Helm, unser Arm den Schild nicht mehr tragen könne, und unsere Rechte die schwere Lanze nicht mehr zu schwingen vermöge! Eine solche Behauptung wäre Frevel und Blasphemie gegen die plastische Natur. Wir sind gewiß noch die nämlichen, sobald wir nur wollen. Was würde ein alter Liburner Bootsmann von unsern übermenschlichen Kräften denken, wenn er ein englisches Linienschiff der ersten Größe sähe? Der Schild wird unser Gewehr nicht sehr viel überwiegen, das doch ein Mann tagelang in der ungemächlichsten Lage tragen muß. Uebung und Anhaltsamkeit vermehrt die Kräfte unglaublich. Ich bin fest überzeugt, ein römischer Tiro würde es anfangs eben so schwer finden, unser Gewehr zu tragen und zu handhaben, als unsere Rekruten, den römischen Schild zu führen. Beide müssen es lernen. Die alten Waffen hatten vor Allem auch schon den Vortheil, daß ihr Gebrauch die Kräfte des Körpers mehr ins Gleichgewicht setzte. Der Soldat zog sie an, wie seine Kleider, sagt Cicero; und derjenige, von dem man dieses nicht sagen konnte, gehörte gewiß noch zu den Tironen. Arma induere ist nicht allein bei den Dichtern, sondern auch hier und da bei den Geschichtsschreibern, der feierliche Ausdruck, und scheint vorzüglich das Wohlthätige der Schutzwaffen anzuzeigen. Cicero fordert von dem Krieger, daß er seine Waffen mit der nämlichen Festigkeit und Leichtigkeit brauche, als ob sie Glieder seines Körpers wären: und ob er gleich selbst eben kein ausgezeichneter General war, so wußte er doch von der Sache, wie fast von allen Dingen, sehr richtig und gut zu sprechen. Wie sollte er auch nicht eine gültige Stimme über einen Punkt haben, der jedem jungen Römer wie das Alphabet bekannt seyn mußte?

Unser Gewehr hängt mit seinem ganzen Gewichte und seinem ganzen Gebrauch fast allein nur dem linken Arme zur Last, und schwächt daher auch vorzüglich nur die linke Seite. Es ist viel-

leicht, als ein Zeichen dieſer Schwäche, bei unſern Armeen ſchon eine alte Bemerkung, daß der Mann faſt immer nach dem Gewehr hängt, welches ſich auch im Gange zeigt. Aber eine eben ſo gemeine Erſcheinung iſt es auch, daß von dieſer übertriebenen örtlichen Anſtrengung alte Soldaten vorzüglich im linken Arme die Gicht bekommen. Der übrige Körper und beſonders der rechte Arm hat verhältnißmäßig nicht genug zu arbeiten. Uebrigens hat vielleicht die ganze alte Bewaffnung in allen ihren Wendungen keinen ſo ſchwierigen Moment, als wenn bei der unſrigen ein Soldat nur eine Minute im Anſchlage liegen ſoll. Die Sache läßt ſich ſehr leicht mechaniſch berechnen; ich habe Leute von ungewöhnlicher Kraft gekannt, denen dieſe Anſtrengung ſehr viel koſtete. Es giebt bei uns nur ſelten Officiere, die das Mechaniſche der Waffenübungen aus eigener, hinlänglicher Erfahrung kennen und das Weſentliche und Nothwendige von der überflüſſigen, kleinlichen Schulmeiſterei gehörig unterſcheiden; es iſt alſo nicht ſelten, daß eine ganze Kompagnie, bei verdrießlichen Rekrutendemonſtrationen, die man an den Korporal weiſen ſollte, bis zum Angſtſchweiß jämmerlich mit Tempos geplagt wird, die nur erſt durch Schnelligkeit leicht und nützlich werden. Zu dieſen Tempos gehört nun wohl das Anſchlagen nicht ganz, da man doch einen Augenblick Zeit nöthig hat, um dem Schuſſe einigermaßen die nöthige Richtung zu geben, daß die bezweckte Wirkung wahrſcheinlich werde. Aber wenn man es zu ſehr dehnt und auspredigt, werden die Muskeln des linken Arms zu einer furchbaren Ermattung angeſtrengt; und ich weiß mehrere Beiſpiele, daß das Bajonett auch Leuten zu Boden ſank, die keine Schwächlinge waren. Nichts umſonſt! iſt im Kriegshandwerke mehr, als in irgend einem andern ein nothwendiger Grundſatz: und wer das Gegentheil glaubt und thut, gehört auch hier zu den kleinlichen Antoſchediaſten.

Nun wird man mit der Frage kommen: Geſetzt, wir ſichern

uns auch mit rieſenmäßiger Anſtrengung gegen die Wirkung des kleinen Feuers; womit ſchützen wir uns gegen die Artillerie? Artillerie gehört gar nicht mehr zu dieſer Abtheilung des Kriegs; Kanonen ſind ein ganz anderes Feld. Unſer Geſchütz iſt an die Stelle des alten Tormentenweſens getreten; und hier ſind wir durch Hülfe der neuen Phyſik den Alten ohne Zweifel furchtbar überlegen. Gegen Artillerie iſt nur mit Artillerie zu fechten, wenn man ſie beſchwichtigen und nicht mit einem gewagten Fauſtſtreich ſich ihrer bemächtigen will. Gegen Kanonen brauche man Kanonen und gegen Kartätſchen Kartätſchen! Ein Kartätſchenſchuß iſt unſtreitig die entſetzlichſte Erfindung, die von der menſchlichen Natur zu ihrer eigenen Zerſtörung gemacht worden iſt. Die Erfindung iſt freilich ſo leicht und ſo natürlich, daß von der Kugel zur Kartätſche kein anderer Uebergang iſt, als von der Einheit zur Mehrheit; und mich wundert, daß man nach dem Beiſpiel der Jäger, die Kartätſchen bis jetzt noch nicht auf das kleine Gewehr angewendet hat, um die Wirkung deſſelben zu vergrößern. Es iſt der nämliche Grund, und die nämlichen Mittel, freilich nicht ganz ſo mörderiſch, liegen am Tage. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die Humanität das Hinderniß geweſen ſei. Ein Dutzend Wolfshagel über eine Paßkugel würde eine ſtattliche Gewehrkartätſche machen, und die Wirkung des Schuſſes außerordentlich vervielfältigen. Man will ja nicht, daß die Kugel tödte; ſie ſoll nur ihren Mann verwunden, ihn zum weitern Gefecht untüchtig machen, und ihn aus der Linie bringen; und in dieſer Rückſicht würde vielleicht durch Anordnung einer ſolchen Methode die Humanitat noch gewinnen. Der Wunden würden mehr, aber der tödtlichen weniger. Ich habe gehört, daß die franzöſiſchen Jäger im vorigen Kriege bei einigen Gelegenheiten den Anfang dazu gemacht und ihre Kugeln zur Ladung geviertheilt haben. Aber wozu ſo viel Mühe, da man es kürzer haben kann, und da überdieß jede andere Form den Gewehrlauf mehr

angreift und verderbt, als große oder kleine Kugeln? Barbarei wäre es, wenn man dadurch die Wunden nur schmerzlicher und langwieriger machen wollte; denn merklich gefährlicher werden sie nicht.

Gegen Kanonen kann man also in die Länge nur mit Kanonen schlagen. Das ändert aber in der Sache nichts, und hebt den Vortheil der Schutzwaffen gegen das kleine Feuergewehr nicht auf. Ich darf auch hier sogar behaupten, daß ein Kartätschenschuß einer beschildeten Front nicht so viel schaden wird, als einer andern mit bloßer Brust. Eine scharfe Kartätschenkugel wird allerdings durch den Schild schlagen und den Mann darunter schwer beschädigen, oder gar tödten: aber hätte sie wohl weniger gethan, wenn dieser Widerstand nicht da gewesen wäre? Die schwächere wird aber zurückprallen und ohne Wirkung seyn, die ohne diesen Schutz manchen gesunden Knochen hätte zerschlagen können. Die Unordnung, die ein Kartätschenschuß unter den Schilden anrichten kann, ist nicht größer, als sie auch unter unbedeckter Mannschaft seyn würde. Eine kleine Kugel in ihrer Kraft giebt einem Manne unter dem Helme, wenn dieser nur einigermaßen fest ist, einen betäubenden, vielleicht gefährlichen Schlag: aber sie würde in der nämlichen Richtung jeden ohne Helm getödtet haben. Wenn ein Kartätschenschuß den bloßen Kopf trifft, ist wohl jedem Wundarzt die Arbeit erspart: aber wenn ihn der Helm schützt, kann der Mann gegen einen schwächern Schuß vielleicht mit einer Quetschung durchkommen. Die Beispiele sind nicht ganz selten, daß Officiere durch ihre Ringkragen gerettet worden sind, von welchen die Kugel zurückfuhr. Dieses Diminutivschildchen ist höchst wahrscheinlich noch ein Ueberrest des alten Thorax; daher man es auch mit richtiger Analogie im neuern Latein nur pectorale nennt. Der General Dombrowsky wurde im vorigen Kriege in Italien, ich glaube bei Trebia, durch Schillers dreißigjährigen Krieg ge-

schützt, den er in der Tasche des Oberrocks trug und der General Igelström in Warschau durch den Stern auf der Brust, der aus Silberplatten bestand. Beide Vorfälle weiß ich aus dem Munde der Männer selbst, und habe vom ersten in Rom das Exemplar des Buchs selbst gesehen, das die Kugel zwar ziemlich tief, aber doch nicht ganz durchgeschlagen hatte. Wenn solche Kleinigkeiten Rettung geben können, warum sollte man nicht auf Mittel denken, sich wesentlich zu schützen? Muth ohne Gedanken auf Sicherheit ist nicht von der wahren Art, und ziemt höchstens nur dem gemeinen Krieger, der die Sorge für seine Sicherheit in die Hände des Anführers niedergelegt hat, und pflichtmäßig unbedingt dessen Befehl vollzieht. Wenn Schild und Helm ihre Beschwerde haben, so lohnen sie auch reichlich dafür. Man setzt sich dadurch keiner größern Gefahr aus; aber man wendet viele Gefahren ab. Jeder Angriff wird dadurch erleichtert und jeder Rückzug weniger gefährlich gemacht: davon bin ich so fest überzeugt, daß ich mit der Bewaffnung, wie ich sie mir klassisch denke, jeder noch so gut bewaffneten und noch so fertig geübten Linie des neuern Systems, von nicht zu großer Ueberlegenheit, ruhig entgegen gehen würde.

Der Synaspismus der Alten ist bekannt, und muß bei Angriffen und Vertheidigungen den Feinden eine furchtbare, bewegliche, eherne Mauer seyn: und vorausgesetzt, daß wir das Nämliche mit Geschicklichkeit, Kraft und Nachdruck ausführten, müßte das Nämliche gegen Reiterei und Batterien und selbst wol bei Ersteigung der Festungen, wo bekanntlich der Schuß sehr wenig entscheidet, die nämliche unwiderstehliche Wirkung hervorbringen. Nichts würde diesen Synaspismus brechen können, als Kanonenkugeln und der Kernschuß der Kartätschen: aber diese sind ohne ihn von noch weit schrecklicherer Wirkung. Die Lateiner nennten diese Zusammenschildung, deren Wirkung außerordentlich gewesen seyn muß, mit einem sehr originellen Ausdruck Testudo, eine Schildkröte; und,

si parva licet componere magnis, nichts konnte paſſender ſeyn. Wie dieſes Thier unter dem natürlichen Schutze ſo lange gegen ſeine Feinde geſchirmt iſt, bis eine ſtärkere Gewalt ſeine Schale zertrümmert, ſo konnten unter dieſer Anordnung die Krieger mit der ganzen Maſſe ihrer Kraft ſicher auf Einen Punkt wirken, bis eine größere Kraft dieſe Schildmauer brach; welches nicht ſo leicht war, und jetzt, die Artillerie abgerechnet, noch ſchwerer ſeyn würde, als ehemals.

Die gleichen Vortheile der Kanonen mitgenommen, halte ich alſo Schild und Helm und Lanze für das robur exercitus, bei dem die Alten billig ſo kühn und unerſchrocken waren, und denke, daß unſer kleines Gewehrfeuer nur zu den Velitationen gehört; daß es zwar die Schleuderer und Bogenſchützen ſehr übertrifft, aber gegen die Waffen der Hopliten in Männerhänden wenig vermag; man müßte denn auf den Fauſtangriff Verzicht thun, und nur aus der Ferne fechten wollen. Aber dieſe Gefechte ſind eben nichts als Velitationen, und entſcheiden nichts.

Dieſes wäre alſo die Waffe des Fußvolks. Ob die Reiter durch den Gebrauch der alten Waffen der Reiterei gewinnen würden, oder ob der Vortheil dem Aufwand von Koſten und Kräften hinlänglich entſprechen dürfte, darüber wage ich keine Stimme: zumal da ich überhaupt, nach einem ziemlich aufmerkſamen Studium in der Kriegsgeſchichte, nicht ſehr geneigt bin, der Reiterei im Kriege vielen Vortheil zuzugeſtehen. Wenigſtens kann ich mich nicht überzeugen, daß das außerordentlich ſtarke Verhältniß der Reiterei zum Fußvolke, welches man gewöhnlich auf den dritten Theil anſetzt, am vortheilhafteſten berechnet ſei. Von den älteſten Zeiten bis zu den neueſten herab, hat man den Waffen des Fußvolks die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie den Krieg entſchieden. Ueberall, von Cyrus an, bis auf Friedrich den Zweiten, warf die Reiterei nur die Reiterei: und nirgends hat man Bei-

ſpiele, daß die beſte Reiterei, gegen eine gewöhnlich gute Infanterie durchgedrungen wäre, wenn dieſe nicht vorher von der Artillerie ſo eingebreſcht war, daß ſie ſich nicht mehr ſtellen konnte, und alſo außerdem ſchon über halb verloren war. Wo die Infanterie gegen die Reiterei verlor, war ſie entweder ſchon vorher von Kartätſchen zu Grunde gerichtet, oder ſie hatte keine guten Anführer, oder ſie taugte ſelbſt nichts, und konnte oder wollte ihre Schuldigkeit nicht thun. Ueberall finden wir bei dem Cäſar und Polybius, wo in Geſchwindigkeit nur mit Reiterei ein Streich ausgeführt werden ſollte und nicht konnte, die Klage: wir hatten keine Infanterie. Die gegenſeitige Klage über Mangel an Reiterei fand nur ſelten Statt, und hieß dann nirgend etwas anders, als: wir konnten den Vortheil, den wir gewonnen hatten, nicht ſo gut und ſchnell genug benutzen; weil die Reiterei nämlich ſich geſchwinder bewegt.

Man kann vielleicht bemerken, und ich bin nicht der Erſte, der dieſes thut, daß von der Periode an, wo der Gebrauch der Reiterei im Kriege das Uebergewicht über den Gebrauch des Fußvolks erhielt, bei jeder Nation die Kriegszucht bald in Verfall gerieth: und nie waren diejenigen Nationen entſchieden furchtbar im Kriege, deren Stärke vorzüglich die Reiterei ausmachte. Die Zeit der ſpätern Griechen und Römer und unſere Ritterzeit war durchaus nicht die Zeit der ernſten Kriegszucht und der berechneten Taktik, ſo wenig als der liberalen Philoſophie. Wir finden zwar, daß die Athenienſer auf Antrieb ihrer Demagogen zur Zeit des peloponneſiſchen Kriegs es zu einem Glaubensartikel ihrer Politik machten, mehr Reiterei zu haben; und auch Xenophon ſuchte ſich auf ſeinem Rückzuge mehr Reiterei zu verſchaffen; aber bei ihnen waren die Reiter bei weitem nicht in dem großen Verhältniß der Zahl und zu einem andern Behufe, zu dem eigentlichen Zwecke, zu dem ſie ihrer Natur nach zu paſſen ſcheinen: zu ſchnellen Velitationen, zur

Säuberung der Gegend von kleinen Schwärmen der Feinde, zur geschwinden Besetzung wichtiger, leerer, oder schwach vertheidigter Stellen, bis man sie ernster vertheidigen konnte, und um die Nachlese des Sieges zu halten. Wo die Reiterei die Reiterei schlug, war damit noch nie etwas Entscheidendes für die Schlacht gethan; und die Alten und Neuen erwähnen es immer nur als einen Umstand, der gute Hoffnung gab, weil es dem ganzen Heere, der eigentlichen Stärke des Streits, Muth machte, und den Feind etwas in Furcht setzte. Es ist selbst nach dem Geständniß enthusiastischer, sehr guter, muthiger Reiter entschieden gewiß, daß die Reiterei gegen gut eingearbeitete und fest entschlossene Infanterie nie etwas Wesentliches unternehmen wird: und wo es in der neuen Kriegsgeschichte das Gegentheil zu seyn scheint, war das Fußvolk, wie oben erwähnt wurde, entweder schon von der Artillerie zusammengeschossen, oder es war nichts werth.

Mir scheint es hinlänglich erwiesen zu seyn, wenn man einige kleine Vortheile nach dem schon erfochtenen Siege aufgiebt und abrechnet, daß die Reiterei von wenigem Nutzen sei, wenigstens nicht die Dienste leiste, die eine wohl eingerichtete Infanterie mit der Hälfte der Kosten doppelt gewährt.

Das Ueberflügeln der Reiterei kann nichts Fürchterliches haben, wenn die Flügel mit hinlänglichen Batterien gehörig besetzt sind, die von entschlossenen, muthigen Bataillonen vertheidigt werden. Die geworfene Reiterei macht nur desto größere Unordnung und sammelt und formirt sich in der Nähe des Feuers, unter dem panischen Schrecken der Thiere, bei weitem nicht wieder so geschwind, als das Fußvolk, ob sie sich gleich sodann schneller bewegen kann. Der Nutzen der Reiterei besteht also vorzüglich in schnellen Recognoscirungen, im Reinhalten der Gegend von kleinen Streifzügen, in Unternehmung solcher Züge selbst und in Präoccupirung schicklicher Posten, bis man sie durch Infanterie und Ar-

tillerie hinlänglich beſetzen kann. Das ſind die Reiter überall geweſen, wo Taktik und Diſciplin auf einem etwas höheren Standpunkt waren; und nur der Verfall der Kriegswiſſenſchaft konnte ſie im Mittelalter auf die erſte Stelle der Armeen bringen. Das Feuergewehr hat ſie noch mehr in Nachtheil geſetzt, da die Thiere nur mit vieler Mühe in dem Grade zum Angriff gewöhnt werden können, daß ſie ſich bei der mörderiſchen Wirkung deſſelben und dem paniſchen Schrecken davor, mit Richtigkeit und Ruhe behandeln laſſen. Ehemals ſchwieg der Donner, und gegen den Lärm der Schlacht war das Roß noch bald hinanzuzwingen, und ſo konnte der Gladius zuweilen immer noch den Schaft der Lanze des Schildſoldaten entzweihauen und den Vortheil weiter verfolgen. Jetzt iſt es ein Wunder, das an die Fabel gränzt, wenn man erzählt, daß ein Türke mit ſeinem Damascener Säbel einen Gewehrlauf eines ruſſiſchen Grenadiers von einander gehauen habe. Die Fälle ſind gewiß äußerſt ſelten, und machten dann nur den Gewehrlauf zum fernern Feuergebrauch untüchtig, raubten aber nicht dem Manne den Gebrauch ſeines Bajonnets, auf welches hier das Meiſte ankommt.

Die einzige Methode, wodurch die Reiterei auch zur ernſthaften Entſcheidung fähig gemacht wird, iſt, wenn ſie mit ſogenannter reitender Artillerie von hinlänglicher Stärke nnd Fertigkeit verſehen wird; ein Gedanke, deſſen Wichtigkeit man jetzt überall zu faſſen und zu verfolgen ſcheint!

Ob man nun die Reiter zu ihrem jetzigen Behuf ſo bloß, ohne Schutzwaffen, hinſtellen und handeln laſſen ſolle, mag ich nicht entſcheiden. Mir ſcheint es, daß die alten Kataphrakten, wenn man ſie nicht allzu ſchwer machte und aus eben dieſem Grunde mit einem gut eingerichteten Helm verſehe, immer noch von ſehr großem Nutzen ſeyn würden. Auch hört man, daß man hier und da den ge-

hörig modificirten Gebrauch derselben wieder hervorsucht Unser Kuiraß ist zwar nicht ganz der Thorax der Alten; aber für unsern Reiter doch wohl das beste Surrogat desselben, wenn man ihm nicht die Parma zurückgeben will, die ihm vielleicht wenig helfen dürfte, da seine ganze Wirkung mehr auf Schnelligkeit und Gewalt des Angriffs beruht, und da der Mann fast mehr für sein Thier, als für sich selbst besorgt zu seyn Ursache hat. Warum man aber der Reiterei, die man gegen Infanterie brauchen will, nicht die lange Lanze läßt, und sie nicht in dem Gebrauche derselben anhaltsam übt, kann ich nicht begreifen, da es doch leicht einzusehen ist, welchen nicht gewöhnlichen Vortheil eine so entscheidende Waffe, gut geführt, bei Angriffen geben muß. Zur Vertheidigung mit derselben dürfte es vielleicht seltener der Fall seyn: doch fehlt es nicht an Beispielen, daß sich Kosaken und Uhlanen bei einzelnen kleinen Gefechten einen großen Vortheil damit zu verschaffen wußten. Wenn es auf irgend eine Weise möglich ist, mit Reiterei entscheidend gegen Infanterie zu wirken, so muß es mit der Pike, verbunden mit reitender Artillerie geschehen; doch habe ich noch nirgends gehört, daß je etwas Nachdrückliches auf diese Weise schon damit versucht und ausgerichtet worden sei. Man hat zwar einige Mal einige Kosakenpolks abgerichtet, mit der Pike in geschlossener Linie zu reiten und den Angriff zu machen; aber man ist bis jetzt nicht sonderlich glücklich gewesen. Mann und Roß scheint bei dieser gemischten Nation einen so großen, angebornen Respekt vor dem Schusse zu haben, daß man mit einer einzigen Kartätsche zuweilen einem ganzen Regimente die Richtung rückwärts giebt. Auch die preußischen und polnischen Uhlanen haben bis jetzt gegen die Infanterie mit der Pike noch nichts versucht. Was damit zu versuchen wäre, überlasse ich entschlossenen und geschickten Reitern zu erwägen. Wenn es mit dieser Waffe nicht geht, Pistolen und Säbel werden der guten Infanterie nie gefährlich werden; und die Thiere

werden schwerlich jemals dahin gebracht werden, mit dem Choc durch eine festhaltende Feuerlinie mit Bajonetten zu brechen.

Ob dem Kavalleristen nicht auf alle Fälle auch ein guter Stoßdegen vortheilhafter wäre, als die Schneidewaffe, bedürfte einer genauen Untersuchung. Beides zu vereinigen hat man mit Recht hier und da der schwereren Kavallerie noch spitzige Seitengewehre gelassen; aber bei weitem der größte Theil hat Seitengewehre in Säbelgestalt, die zum Stoß sehr wenig geschickt zu seyn scheinen; und doch verhält sich beständig der Stoß zum Hiebe, wie die gerade Linie zur krummen. Freilich gehört zum Stoß, in Vertheidigung und Angriff, mehr Geschicklichkeit und Uebung: aber es ist auch darin mehr Wirkung und Sicherheit, wie die Erfahrung durch mehrere Beispiele lehrt. Noch im siebenjährigen Kriege gaben davon ein Beispiel bei der Armee die sogenannten Bückeburger Eisenmänner, eine Art von Kataphrakten, die den Franzosen anfangs so furchtbar waren, daß man fast kein Kommando gegen sie vorwärts bringen konnte, bis der französische General seinen Dragonern gegen dieselben lange Stoßdegen gab, mit denen sie ihnen Französisch sehr geschickt durch die Schienen die Rippen trafen. Von dieser Stunde an waren sie nicht gefährlicher, als die übrigen.

Daß unserer Infanterie kein Degen und überhaupt kein Seitengewehr mehr nütze, seitdem man das Gewehr mit dem Bajonett bewaffnet hat, ist eine ziemlich ausgemachte und anerkannte Sache. Wenn der Mann sein Bajonett verloren hat, ist er selbst verloren; und es wird ihn wohl schwerlich irgend eine andere Handwaffe retten, die dem Säbel ähnlich wäre. Das hat man so allgemein gefühlt, daß man in den meisten Armeen dem Musquetir dieses überflüssige Instrument abgenommen hat. Zwar setzt sich noch überall der alte eingewurzelte Ehrgeiz gegen die Abgabe; aber warum soll der Soldat ein unnützes lästiges Instrument tragen, das ihm durchaus von gar keinem wesentlichen Vortheil seyn kann? Die Eng-

länder, die Franzosen, die Russen und die Oestreicher haben es nach guter Berechnung abgelegt; und ich zweifle nicht, daß die Uebrigen nach und nach allmählich auch folgen werden. Den Grenadieren läßt man das Seitengewehr zu gewissen Behufen billig noch; aber dann muß man es anders modificiren, als man es gewöhnlich findet. Es muß dem Gladius der Römer näher gebracht werden. Weil sein Gebrauch meistens nur in Faschinenhauen und ähnlichen Verrichtungen bestehen kann, muß es Masse und Gewicht haben. Nur bei wenigen Truppen ist es zweckmäßig dazu eingerichtet. Bei den Russen hatten es einige Grenadierregimenter von dem Fürsten Potemkin erhalten, der überhaupt in dem Wesen des Dienstes mehrere sehr wohl berechnete Einrichtungen getroffen zu haben scheint, die ihm seine Feinde und Neider nicht gern zugestehen wollten. Im Gefecht sind sie von keinem Gebrauch; und so fürchterlich sie aussehen, ist es doch noch keinem Grenadier eingefallen, an sie zu denken, wo er sein Bajonett haben konnte. Aber bei Feldbeschäftigungen zu Faschinenbinden, und bei Verhauen können sie in den Händen der Menge von großem Nutzen seyn. Für den Mann mit dem Feuergewehr ist also, wenn er sein Bajonett verloren hat, wohl das einzige Heil eine besonnene Flucht: aber den Schildträgern würde man, auch auf den Fall des Verlustes der Lanze zum Gefecht, solche gladienähnliche Instrumente immer mit Vortheil lassen, da ihr Schild ihnen den Gebrauch derselben bei mißlichen Lagen sehr erleichtern würde. Wenigstens ist mehr Wahrscheinlichkeit des Nutzens da, als bei Leuten ohne alle Bedeckung gegen die längern Stoßwaffen.

Es sei mir nun noch erlaubt, auch einiges über militärische Kleidung hinzuzufügen, da dieser Gegenstand gewiß einer ernsteren Ueberlegung würdig ist, als es anfangs scheinen möchte. Von den Alten haben wir über militärische Kleidung nicht so viel Nachrichten, als es vielleicht der Antiquar wünscht; denn für die neuen

praktischen Maßregeln dürfte, vorzüglich in unserm Klima, wol wenig davon brauchbar seyn. Daß die Römer ihr kürzeres Kriegskleid hatten, das sie Sagum nannten, ist so bekannt, daß sich jeder Schüler sprichwörtlich daran erinnert. Die römische Nationalfarbe war, wie an der Toga des Friedens, also auch hier, weiß, oder vielleicht ohne Walke, weißgrau, die den Schmutz am wenigsten sehen ließ. Es versteht sich, daß auch die Abzeichnung der Prätexta nach den verschiedenen höhern Militärgraden, wie im Civil, stattgefunden haben wird: und das purpurne Paludamentum war ausschließlich dem Feldherrn eigen. Von den Spartanern lesen wir, daß sie im Felde die rothe Farbe trugen, um das Blut, das nothwendig fließen mußte, weniger in die Augen fallen zu lassen: eine psychologische Maßregel, die dem Muth der Nation keinen Eintrag thut, sondern ihr vielleicht mehr Ehre macht, da sie durch dieselbe sogleich an die Blutfarbe gewöhnt wurde! Mich däucht, daß dieses ein Grund ist, der bestimmen kann, diesem alten, unerschrockenen, kriegerischen Völkchen in diesem Punkte nachzuahmen. Die alten Römer und Griechen trugen in ihrer Zeit keine Beinkleider. Das ist so bekannt, daß die Dichter die Barbaren nur gentes braccatas, behosete Völker nannten: und in diesem Sinne wären freilich Sansculotten ganz ächte Republikaner.

Ich nehme gern an, daß unsere heutige europäische Kleidung auch den Bedürfnissen des Kriegs am angemessensten ist; wenn sie nur so modificirt wird, daß sie dem Entzweck des Feldzugs gehörig entspricht. Daß sie so ästhetisch sei, oder es je werden könne, wie die der Alten es war, läßt sich wohl nicht behaupten. Eine Kleidung, die keinen reichen Faltenwurf erlaubt, kann nie sehr ästhetisch schön werden.

Von der militärischen Kleidung wird vorzüglich gefordert, daß sie den Körper gehörig warm halte und bequem sei, daß sie sich leicht und schnell anlegen lasse, und daß sie den Mann in keiner sei-

ner militärischen Funktionen hindere. Welche von unseren militärischen Kleidungen diesen Forderungen am meisten entspräche, oder wie das Fehlende am zweckmäßigsten ersetzt werden könnte, wäre allerdings eine Untersuchung, deren sich auch ein König nicht schämen dürfte: wenn man nur immer auf das wahre Bedürfniß und den richtigen Entzweck sähe, und nicht vorzüglich hier die Oekonomie bis zur kleinlichen Kärglichkeit triebe. Es ist vielleicht nicht zu tadeln, wenn man, wie es jetzt in dem Preußischen geschehen soll, das Kamisol zu ersparen sucht und nur die Flügel an den Rock näht; aber desto gewissenloser ist es, wenn das Kleidungsstück so schlecht und knapp und ärmlich geliefert wird, daß es kaum die Blöße deckt und vorzüglich den Unterleib leiden läßt, aus welcher Vernachlässigung ganze Kohorten Krankheiten und besonders die fürchterlichen Koliken und Ruhren herkommen, die oft bei den Armeen mit der Wetterveränderung zur Herbstzeit eintreten. Daß in mehreren Armeen die Bekleidung den Hauptleuten überlassen ist, hat noch die üble Folge, daß sie selten strenge nach den Gesetzen besorgt wird. Der Vortheil theilt sich, und die Theilnehmer halten desto mehr zusammen: und es ist in Verwaltung der militärischen Justiz bei gewissen Gelegenheiten noch so wenig Menschlichkeit und Ehrgefühl, daß die Rechtschaffenheit die Zähne knirschen möchte. Jeder gemeine Soldat, der sich bestimmt Gerechtigkeit verschaffen will, muß entschlossen seyn, seinen Kopf für seine und seiner Kameraden Sache in die Schanze zu schlagen, und hat immer noch nicht viel Hoffnung wahrer Hülfe. Es giebt mehrere Beispiele, daß Klagen bei Höheren mit Grausamkeit zurückgewiesen worden sind und daß man der vermessenen Kühnheit, Gerechtigkeit zu fordern, mit der Büttelbespotie der Stockschläge Einhalt that. Die Obern sollten zur Rettung ihrer eigenen Ehre dergleichen Verbrechen an der Menschheit jederzeit streng untersuchen und ahnden, und es nicht der Willkühr derer überlassen, die hier in ihrer eigenen

Sache Richter sind; welches bei allen Völkern, keine Barbaren ausgenommen, für eine Rechtsinkonsequenz gehalten wird. Diese Malversation geschieht vorzüglich mit Hemden und Schuhen, zwei Kleidungsstücke, die dem Manne so wichtig sind, und von deren Güte, oder Untauglichkeit so viel in seinem Wohlbefinden abhängt. Als ich noch bei der Armee bekannt war, habe ich darüber leider Erfahrungen gemacht, die nicht selten mein Gefühl empörten. Oft ist einem Manne das jämmerliche kurze Hemde aus den Beinkleidern gefahren, indem er sich bei irgend einem Tempo, oder zu irgend einem Behuf bücken mußte; und wehe dem, der es gewagt hätte, eine Beschwerde vor der Behörde, vielleicht gar vor der Front, zu bringen, wo doch durchaus rechtlich das Forum des Soldaten ist! Der wäre geradezu ein Meuter und Majestätsverbrecher, den sodann die Schikane zur ewigen Qual verdammt. Die Behörde giebt still einen gelinden Verweis, und der Richter übt in der eigenen Sache willkürliche Barbarei. Es soll mich freuen, wenn man jetzt ähnliche Klagen zu führen nicht mehr Ursache hat.

Von allen Vorkehrungen zur militärischen Kleidung ist mir die russische unter dem Fürsten Potemkin als die beste und zweckmäßigste vorgekommen, weil sie alle Forderungen am besten erfüllte. Es ist bekannt, daß der Fürst nicht allein seinen Einfällen folgte, sondern Officiere um Rath fragte, die mit den Einrichtungen aller guten Heere bekannt waren, und daß also von Allem das Nützlichste und Zweckmäßigste ausgesucht wurde. Das Meiste und Ausgezeichnetste scheint er, mit einigen kleinen Veränderungen von den Engländern und vorzüglich von den Bergschotten genommen zu haben.

Der Mann trug nach der Potemkinschen Ordonnanz auf dem Kopf eine Kaske, deren höchste Zweckmäßigkeit ich nicht untersuchen will, die aber gewiß die beste war, die man in neuern Zeiten irgendwo gebraucht hat. Der hohe eiserne Bogen, mit Pferdehaar oder Wolle umwunden, sicherte ziemlich gegen jeden Säbelhieb, und das

Stirnblech that ziemlich jeder Kugel Wiederstand, die nicht zu scharf war; daß also diese Kaske als Kopfbedeckung und Schutzwaffe zugleich angesehen werden konnte. Ueber dem Kamisol war eine kurze, aber völlige warme Leibbedeckung, Kurtka genannt, die den ganzen obern Körper von allen Seiten reichlich umhüllte und nichts Ueberflüssiges gab. Die Beinkleider bestanden in Schariwary, oder langen, den ungarischen ähnlichen Hosen, und Halbstiefeln. Diese Schariwary schlossen sehr schicklich unten über den Halbstiefeln den Fuß gehörig fest ein, damit ihn auf dem Marsche weder Staub, noch eingefallene Steinchen beschweren möchten; und selbst der Regen konnte nur mit Schwierigkeit und nur erst, wenn er längere Zeit anhielt, eindringen. Es ist für die Fußbekleidung immer eine Hauptsache, daß der Fuß von allen Seiten fest verwahrt sei und vorzüglich nicht von beständig einfallenden kleinen Steinen leide, welches die englischen Fußgänger auch außer dem Militär wohl erwogen zu haben scheinen. Auch die gewöhnlichen Kamaschen erfüllen ziemlich diese Absicht, wenn nur ihr Anlegen nicht zuviel Zeit erforderte, da doch Zeitersparniß bei dem militärischen Anzug eine Hauptsache ist. Das Haar war ordentlich, nicht gar zu kurz abgeschnitten und reinlich gekämmt, so daß ich nie eine ernstere, kriegerischere, männlichere Erscheinung gesehen habe, als ein damaliges russisches Grenadierbataillon, das zum Schlagen fertig unter den Waffen stand. Es ist in der That keine unästhetischere und zugleich zweckwidrigere Erscheinung, als wenn ein Krieger ein schönes Haupthaar sklavisch in einen steifen Zopf gezwungen und in Seitenlocken verwirrt, verkleistert, gebacken und eingemehlt trägt. Bei der Reiterei vermag der dicke Zopf mit einer eingelegten Eisenstange vielleicht noch zuweilen einen Säbelhieb abzuwehren; aber bei der Infanterie ist durchaus kein Zweck dieser Zeit-, Talg- und Mehlverderbung zu finden, die überdieß der Reinlichkeit eben nicht sehr zuträglich ist. Es ist nichts Seltenes, daß ein Soldat über eine halbe

Stunde an seinem Zopfe wickelt und über seinen Locken drechselt, und stufenweise dann von dem Korporal bis zum Hauptmann, oder wol gar von einem Kleinmeistermajor die herbsten Verweise, oder vielleicht thätige Züchtigung erhält, daß er — keine Haarkräuslertalente hat. Es scheint als ob man die Würde und den Ernst eines Kriegers durch dergleichen Quisquilien mit Gewalt zur Kleinlichkeit eines Jungfernknechtes herabsetzen wollte.

Wenn man nun weder Kasket noch Mütze haben will, — unsere Grenadiermütze ist ein solches mißgebornes Kasket, die wol kaum die Absicht erfüllt, das Ansehen des Mannes kriegerisch zu machen — so ist doch immer ein runder Hut jeder dreieckigen Ausgabe vorzuziehen. Abgerechnet, daß er besser gegen Sonne und Regen schützt, da man gegen die Witterung den Soldaten vielleicht absichtlich nicht zuviel schützen will, giebt er ein schönes ästhetisches, leicht bewegliches Ansehen. Aber was das Vorzüglichste ist, er ist durchaus im Tragen und Handhaben des Gewehres nicht hinderlich, welches bei den dreieckigen großen Hüten kaum vermieden werden kann, wenn man sie auch noch so gezwungen auf das rechte Ohr pflanzt. Wenn auch der Mann durch Haken und Schnur und Maschinerie seinen Hut noch mehr befestiget, so wird er doch nicht selten dadurch beschwert, wenn er das Gewehr auf der Schulter so tragen soll, daß es ihm bequem und seinem Nachbar, oder Hintermann nicht hinderlich ist. Es versteht sich, daß der Rand des runden Hutes nicht so groß seyn darf, daß daraus der nämliche Vorwurf entsteht, den man dem dreieckigen macht. Der vorige König von Preußen scheint das Nachtheilige der dreieckigen Hüte empfunden zu haben, da er die beiden Seiten so sehr verkürzen ließ und dafür hinten und vorn einen Aufschlag machte, der die Unbequemlichkeit in der Waffenübung aufhob. Dawider war allerdings durchaus nichts zu sagen: warum er aber nicht lieber gleich die runde Form nahm, anstatt eine so widrige Gestalt zu schaffen, begreife ich nicht

wohl. Am richtigsten und zugleich am geschmackvollsten scheinen die Spanier die Hüte berechnet und genommen zu haben, da sie den runden Rand nur auf einer Seite, nämlich auf der Gewehrseite aufheften lassen. Dadurch erhält er eine der schönsten Gestalten, die nur in Gellerts Hutmetamorphose vorkommen können. Diese auf gestutzte Seite mit einer Feder versehen, wie es bei ihnen gewöhnlich ist, giebt dem Kopfputz eine kriegerische leichte Zierlichkeit, die dem ehemaligen Feuer der Nation und ihrer alten Galanterie ganz entspricht, und in der Waffenübung durchaus nicht hindert.

Wenn man es also auch nicht wagt, zu den alten schweren Schutzwaffen, deren Vorzug doch ziemlich mathematisch klar ist, zurückzugehen; sollte man doch unsere neueren Waffen selbst und die Kleidung noch besser nach der Mechanik und vorzüglich nach der Mechanik des menschlichen Körpers einrichten, um dadurch den größten, möglichen Vortheil zu erlangen.

Ohne meine Gedanken anmaßlich hartnäckig zu behaupten, habe ich sie Kennern und Männern von Einsicht mit der nämlichen Offenherzigkeit zur Würdigung vorgelegt, mit welcher ich über andere, nicht minder wichtige Gegenstände zu reden gewohnt bin.

Jeder giebt seinen Scherf und sucht nach seinen wahren, oder vermeinten Kräften zur Verbesserung dieses, oder jenes Faches beizutragen. Wenn etwas nicht geschieht, ist es deßwegen kein Beweis, daß es nicht geschehen könnte und sollte. Mancherlei Verhältnisse, Verflechtungen und Absichten und Kollisionen erklären, warum nicht immer das Beste gewählt wird.

Vorrede

zu

Robert Percival's Beſchreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung.

Aus dem Engliſchen frei überſetzt.

Leipzig 1805.

Der Verleger gab mir dieſes Buch zum Ueberſetzen, und ich machte es ſo gut ich konnte. Es wäre unſtreitig beſſer geworden, wenn ich mehr Naturhiſtoriker und Geograph geweſen wäre. Ich habe mich ſo viel als möglich treu an den Urtext gehalten, und nur zuweilen einige Pleonaſmen weggelaſſen. Zwar fühle ich wohl, daß die Sprache noch nicht gehörig geglättet iſt; ſie iſt aber auch bei dem Engländer ziemlich koſtbar und ſtattlich, und ein Mittelding zwiſchen dem guten natürlichen Vortrag und dem vornehm gezwungenen Stiel der Diplomatik. Der Wiederholungen ſind nicht wenige, aber ihre Weglaſſung war ohne große Veränderung ſelten möglich. Wie viel wir durch dieſes Werk in der Kenntniß eines wichtigen Strichs der Erde weiter kommen, mögen Kenner entſcheiden. Die Abſicht des Buchs leuchtet in die Augen; ſie iſt patriotiſch engliſch: dazu hat der Verfaſſer die Feinde ſeiner Nation ſo ſchlecht gemacht, als ſich nur mit Ehre und einigem Schein von Wahrheit thun ließ. Ich glaube wohl, daß er ziemlich Recht haben mag; aber dadurch wird die Sache für ſeine Landsleute nichts beſſer; denn wo ſie den Meiſter ſpielten und noch ſpielen, geht es im Ganzen mit eben ſo wenig Mäßigung und Humanität her, als wo die Franzoſen herrſchen. Die Franzoſen wiſſen doch allen ihren blutigen Erpreſſungen unter allen Malverſationen

noch einen Anstrich von Wohlwollen zu geben; wodurch sich freilich nicht leicht ein Sehender blenden läßt. Unser Mann sagt ohne Scheu geradezu, wenn wir das Vorgebirge haben, beherrschen wir den Handel Indiens, folglich den Handel der Welt, folglich — die Folgen sind alle klar. Das ist ächt brittisch; Britania rule the wawes, und durch die Wogen mache den Erdball zinsbar! Freilich kann ein Britte nicht wünschen, daß das Kap in den Händen der Franzosen bleibe, und die daraus gezogenen Inferenzen sind wohl ganz richtig; aber ob irgend eine andere Nation zu wünschen Ursache habe, daß es in den Händen der Engländer sei, ist eine andere Frage. Mich däucht die Folgen von dieser Seite sind eben so klar und noch größer. Der jetzige politische Horizont kommt mir vor, wie die Tage vor der Schlacht bei Zama. Siegt Frankreich, so haben wir wahrscheinlich eine Römerey, vielleicht etwas sanfter und glimpflicher nach dem Geist der Zeiten, im übrigen aber ganz ähnlich. Frankreich hat sich seinen Cäsarn auf Willkühr übergeben, weil es der Freiheit und öffentlichen Gerechtigkeit nicht fähig ist. Wenn England dem Streiche nicht erliegt, ist dadurch nichts gewonnen, als Dauer des Kampfes, zu dem die Andern die Kräfte liefern. Percival hat allerdings Recht, wenn er sagt, das ziemlich alle Nachbarn Frankreichs Zinsleute sind: aber es ist nicht das Verdienst der englischen Mäßigung, wenn ihre Nachbarn nicht englische Tributäre werden. Ihre Navigationsacten sind von eben dem Stempel, wie die französischen Konskriptionen und freiwilligen Anleihen, die man mit Bajonetten ansagt. Siege, welche Partei man wolle, so haben wir Anderen nicht viel erbauliches dabei zu erwarten; wir sind immer in Gefahr ächt biblisch von der Ruthe zum Skorpion zu kommen. Die Energie der Engländer ist nicht zu verkennen, so wenig als ihr Freiheitssinn zu Hause; daß sie sich aber durch Gerechtigkeit, Humanität und reines Wohlwollen als Nation in fremden Welttheilen auszeich-

nen ſollten, wird ihm nicht ſo leicht Jemand glauben, der nur etwas in der Geſchichte geblättert hat. Einzelnen Charaktern der Großmuth wird dadurch nicht widerſprochen. Das Syſtem der Nationen iſt Sklaverei, feiner oder gröber; und alle Spitzköpfe arbeiten mit ihren Werkzeugen, den Plattköpfen, dahin, den alten Fuß ſo ſchlafſüchtig weiter fortzuführen. Rechtliche Leute ſehen vor der Hand die Unmöglichkeit der Vernunft und ſuchen ſich zu beruhigen, wie die Welt durch ein minimum sanae rationis regiert wird. Deſto größer iſt vielleicht die Weisheit der Einzelnen; wenigſtens ihre Klugheit.

Daß ohne England Anarchie in der übrigen Welt ſein würde, iſt von dem Verfaſſer allerdings ſehr patriotiſch geſprochen, aber der Beweis will den Andern nicht ſo recht einleuchten. Daß die Engländer als Nation eine ehrenvollere Rolle in den Konjunkturen der letzten Zeit geſpielt haben, als wir anderen, iſt nicht zu läugnen: aber die Urſachen wären auch leicht aufzufinden, ohne daß eben ihr Verdienſt beträchtlich dadurch gewönne. Wir ſind noch lange nicht dahin, wo wir die Vernunft in das öffentliche Recht tragen dürften; Meinungen beherrſchen immer noch die Welt, immer eine verkehrter als die andere. Obgleich das Meiſte, was der Verfaſſer über den Charakter der Holländer und ihre Regierung ſagt, eine Grundlage der Wahrheit hat, ſo geht er doch wol etwas zu ſtrenge mit ihnen um. Die alte Kraft findet man freilich nicht mehr; aber durch Fleiß, Arbeitſamkeit und Bonhommie ſind ſie noch immer ausgezeichnet; dieſes wird in dem Buche ſelbſt hier und da zugeſtanden. Daß ihre Machthaber im Rohre ſaßen und alſo nach dem Sprichwort für ſich ſchnitten, iſt unter allen Nationen ſo etwas alltägliches, daß es kaum Erwähnung verdient. Das Sklavenweſen mag im Innern am Kap freilich ſtark genug ſeyn, aber ich erinnere mich nie, irgendwo gehört zu haben, daß ſich die Engländer durch Mildheit gegen die Ihrigen auszeichnen. Es iſt

aber keine Ehre für das Christenthum, daß seine Anhänger diesen Schandfleck der menschlichen Vernunft die Sklaverei auf alle Weise tiefer einzubrennen und zu verewigen suchen. Wo der Begriff Sclave noch im Recht gilt, darf man durchaus nicht behaupten, daß man nur die erste Stufe reiner menschlicher Bildung erstiegen habe. Es thut mir leid, wenn dieses Urtheil den alten klassischen Nationen nicht günstig ist; aber es ist, däucht mich, philanthropisch ausgemacht, daß uns der Himmel vor griechischer und römischer Freiheit bewahren müsse, wenn für das allgemeine Heil der Menschheit Hoffnung seyn soll. Nach den Angaben des Verfassers bin ich sehr geneigt, ziemlich vortheilhaft von den Malayen zu denken, weil ich ihren Handlungen psychologisch bessere Gründe unterlegen darf. Sie haben ein tiefes Gefühl natürlicher Befugnisse, aber ohne Läuterung der Vernunft. Wer zu mir sagt, du bist mein Sklave, das heißt, ich gebrauche dich unbedingt als Werkzeug zu meinen Zwecken, der giebt mir für den schicklichsten Moment rechtlich den Dolch in die Hand. Freiheit ist durchaus nichts als Gerechtigkeit, und diese nichts als gleiche Befugnisse mit gleichen Pflichten im Staate: und so lange man sich ein Haar breit von dieser Bahn entfernt, mag man Konstitutionen bauen so viel man will, sie werden blitzende Meteore seyn, aber nicht halten. — Nur die Natur mit ihren Gesetzen ist beständig. Die Sophismen dagegen, die man mit der Geschichte zu beweisen sucht, sind bekannt. Man appellirt an die Leidenschaft der Menschen: eben dieser sollte man auf alle Weise zuwider arbeiten und man thut ihr auf alle Weise Vorschub. Man rede also doch nur von Ordnung und Gesetz; aber nicht von Gerechtigkeit. Sehr gern glaube ich, daß die Engländer sogleich mehr Industrie und Energie in die Kapnation gebracht haben und bringen würden, und daß die Verwaltung der Holländer selbstsüchtig langsam hinbrütend war: aber ich sehe nicht ein, wie man einer feinen polizirten Nation in unsern Ta-

gen ein Verdienst daraus machen kann, daß sie den Ueberwundenen ihr Privatrecht und ihre Religion läßt. Das Gegentheil wäre Barbarey; und wenn es in dem Moment der Eroberung geschähe, noch dazu stumpfer Widdsinn. So weit sollte endlich doch wohl der Menschenverstand gekommen sein, daß von Religion in Völkerverhältnissen nur in so fern die Rede sein kann, als besondere Meinungen Einfluß auf den wahren Staat und die öffentliche Sittlichkeit haben können. So lange noch Religionskriege möglich sind, hat der Despotismus und die Gaunerei wenigstens auf einer Seite gewiß noch gewonnenes Spiel. Ein Gott, für den man fechten muß, ist das erbärmlichste der Wesen.

Uebrigens ist dieses Werk für jeden Unbefangenen Beobachter von nicht geringer Wichtigkeit; wenn er nur sichtet, was der Nationalgeist aufgestellt hat, und was der reine Mensch äußert. Die Hauptzüge in dem Character der Kapländer findet man natürlich schon im Mutterlande; nur scheint der Verfasser etwas mit hogarthischer Feder gezeichnet zu haben. Es versteht sich, daß der Engländer überall von englischen Meilen spricht: und ein englisches Gallon hält ungefähr vier Maaß. Daß der Verfasser nicht bekannter mit dem Hemmschuh war, kommt mir sonderbar vor, da es doch eine Maschine ist, die man fast in ganz Europa braucht. So viel habe ich über das Buch selbst in der Vorrede sagen wollen, da ich den Text nicht gern durch Noten unterbreche. Percival verdient übrigens, auch wo er irrt und den Kontrast patriotisch übertreibt, als ein Mann von ernsthaften wohlwollenden Charakter, unsere Achtung. Nur überlasse ich nach diesen redlichen Aeußerungen jedem Unbefangenen, ob es wahrscheinlich ist, daß aus mir englische Guineen sprechen. Der Pariser Journalist hat unter dieser Rubrik mich, zusammen mit mehrern andern, deren einige allerdings eine solche Beitze verdienen, mit seiner Laverna begossen. Mein Buch, der Spaziergang nach Syrakus, enthält nach meiner Ueberzeugung

nur Wahrheit; und wenn ich darin über Wien und Rom, Neapel und Paris schrieb, so geschahe das ohne alle weitere Absicht, als weil ich eben dort war und sahe, was ich sahe, und darüber dachte, wie ich dachte, und weil ein rechtlicher unbefangener Mann mit Anstand darüber seine Meinung freimüthig zu äußern befugt ist. Wenigstens will ich mir dieses Recht nicht nehmen lassen, so lange ich das Wesentliche meiner Persönlichkeit fühle. Wenn Millionen vor einem einzigen Manne zittern und anbeten, so will ich weder das eine noch das andere; und wenn mich auch ein Schauerchen der Menschlichkeit überfiele, so soll es doch weder in Ueberzeugung noch Handlung etwas ändern. Ich werde nie so verwegen sein, mir irgend einen Einfluß auf öffentliche Dinge anzumaßen; aber auch nie so kleinmüthig, meine Begriffe von Freiheit und Gerechtigkeit durch despotische Willkühr bestimmen zu lassen. Schweigen kann ich sehr wohl, das wissen alle, denen ich nahe bin, aber wenn ich rede, rede ich nur, wie ich denke. Was ich damals dort in dieser Rücksicht gesagt habe, hat sich fast ohne Ausnahme bestätigt. Das Gewebe ist so stark und fest und doch so fein und vernünftig scheinend heilig gezogen, daß Hoffnung da ist, es werden es Jahrhunderte nicht auflösen oder zerhauen, wenn es so gut gehalten wird, als es angelegt ist. Kein französischer Staatsrath wird mir darüber seine Meinung aufdrängen, die ich ihm gern lasse, und bei der ich sodann die meinige über ihn habe. Bonaparte ist, wenn man will, durch die Nation gerechtfertigt; das beweist zwar in der Sache nichts; aber es ist genug für ihn und die Nation. Er opfert seinem Schöpfer und Erhalter, dem Bajonett; das und der Glaube macht ihn selig: eine sehr alte Methode, die sich noch lange bewähren wird. Ich bin immer noch der Meinung, er habe das göttliche Geschenk des höhern Schicksals, bis jetzt der Einzige des ganzen Menschengeschlechts zu werden, von sich geworfen. Er ist vielleicht mehr als sein Emblem Karl, aber nicht was der Genius der Menschheit von

ihm forderte. Ein großer Geist hebt sein Zeitalter zu sich hinauf, ein kleinerer steigt zu ihm herab. Und wenn er selbst ein halbes Jahrhundert die segnende Aegide der großen Nation wurde, mein Glaube bliebe fest: er hat Samen gesäet, dessen Keim das Gute vernichten wird; der Weitzen ist mit dem Unkraut ausgerauft. Wenn der Journalist in Paris überall feile Seelen sieht, so hat das nun wohl seinen zureichenden Grund. Man kauft sich seine Skribenten nicht allein in London oder Paris: aber was moralisch käuflich ist, ist immer schlecht; desto schlechter, je glänzender. Die Wahrheit sieht man weder durch Wein noch durch Bier, und noch weniger durch ein römisches Breve. — Die Inkonsequenz sollte indessen doch keinem Pariser Halbminister entwischt sein, daß der Söldling brittischer Guineen das Medium des Bierglases nöthig habe. Ich schäme mich meiner ehrlichen Armuth und des Nationalgetränkes gar nicht, das an dem deutschen Unfug eben so wenig Schuld ist, als hoffentlich der Burgunder an dem französischen. Armuth bürgt immer eher für Ehre als Reichthum; und nicht überall ist Ehre, wo Ruhm ist. Der letztere scheint wieder der Abgott der Franzosen zu werden, dabei ist die erste nicht immer ganz sicher.

Ich bitte den Leser um Verzeihung für diese Abschweifung; aber in einem politischen Buche läßt sich wohl eine kleine Regung gegen politische Mißhandlung entschuldigen. Ich glaube übrigens nicht, daß der Journalist seiner Rache einen Dienst gethan hat; wenigstens nicht mit seinem Tone.

Die

Impertinenzen.

Das Wort Impertinenz iſt, wie viele andere, bei weitem nicht ſo ſchlimm, als es ausſieht, und als der Schnack des ſogenannten guten Tons es gemacht hat: es heißt etymologiſch nichts weiter, als eine Sache, die nicht an ihrem rechten Orte ſteht; ſo wie das noch härtere Wort Inſolenz nichts bedeutet, als eine Sache, die gewöhnlich nicht zu geſchehen pflegt. Wenn Jemand zu einem Andern ſagt: „Vous êtes un impertinent!“ muß dieſer Andere ihn etwas durch die Lunge ſchießen, oder ſtechen, oder er kann keine Maiſonn wieder anziehen und ad interim nicht ſicher in einer Geſellſchaft comme il faut erſcheinen. Obgleich beide Wörter, Impertinenz und Inſolenz, urſprünglich eben weiter nichts Schlechtes, und höchſtens nur einen Solözism des Lebens bezeichnen, ſo hat ſie der Euphemism der Geſellſchaft ſchwer verpönt und vielen feinen Leuten iſt eine Impertinenz aktiv und paſſiv weit ſchrecklicher, als ein entſchieden ſchlechter Streich. Auch wäre es leicht pſychologiſch zu beſtimmen, warum eine Impertinenz mehr ſchmerzt, als eine größere wirkliche Beleidigung, gegen die das Geſetz Genugthuung giebt. Man kann beide im Leben füglich als gleichbedeutend annehmen; beide beruhen auf Anmaßung und Geltendmachung falſcher Vorzüge, die in den Augen der Vernünftigen durchaus kein geſellſchaftliches Vorrecht geben können. Ueberhaupt iſt ein geſell-

ſchaftliches Vorrecht in dem feinen Ton ein eben ſo nichtiges Unding, als ein politiſches in dem politiſchen Staatsrecht. Alles iſt indeſſen nicht Impertinenz, was ſo ausſieht; und es iſt ſchon eine ſehr große, vieles ohne Fug dafür auszuſchreien. Alles, was ſeinen vernünftigen Grund in den jedesmaligen Verhältniſſen der Dinge hat, iſt ſehr pertinent: alſo gar keine Impertinenz.

Die Impertinenz iſt eine feinere übermüthige Beeinträchtigung des moraliſchen Menſchen, ohne daß der rechtliche deßwegen in den Geſetzen der bürgerlichen Geſellſchaft eine Sicherſtellung hätte. Eine Impertinenz iſt alſo mehr und weniger, als eine wirkliche Beleidigung, die eine Injurienklage rechtlich macht: weniger vor den Gerichtsſchranken, da die Abſicht nicht liquid gemacht werden kann; mehr, als boshafte Verachtung des moraliſchen Menſchenwerths. Impertinenz iſt meiſtens der ſchlimme Charakter aufſchäumender junger Leute aller Stände, oder ſolcher Männer, deren Geiſt nicht aus der Jugendgährung herauskommt. Hohneckerei und Einſchneiden, um ſein Uebergewicht in irgend einem Punkt zum Verdruß Anderer fühlen zu laſſen, iſt das Weſen der Impertinenz. Es iſt alſo nichts ärgerlicher, als dieſe Aeußerung und zugleich zu allen Zeiten nichts gewöhnlicher, feiner und gröber. Es iſt die Pleonexie in der Geſellſchaft, die im Recht ſo viel Zerrüttung anrichtet. Jede Lage des Lebens und jeder ſogenannte Vorzug haben eine eigene Impertinenz, die in der täglichen Geſellſchaft manchen vernünftigen Genuß ſtört. Zu meiner eigenen Epanorthoſe und vielleicht zum Behuf anderer, die mit mir zu epanorthoſiren Luſt haben, will ich mir die Freiheit nehmen, einige dieſer Impertinenzen aufzuzählen, zu unterſuchen und dadurch vielleicht etwas zur Abſtellung derſelben beizutragen.

Eine der gewöhnlichſten Impertinenzen iſt, wie bekannt, die Impertinenz des Geldes. Dieſe iſt eine der erträglichſten, weil ſie meiſtens eine der gröbſten und dümmſten iſt; denn Grobheit und

Dummheit verschmerzt man immer an andern am ersten. Diese Impertinenz ist indessen nicht übel auf die fast allgemeine Feilheit der Menschen für Geld berechnet, und kann, wenn sie nur etwas mit Schonung betrieben wird, sehr weit gehen, ohne ihr eigenthümliches Angesicht zu zeigen. Sie hat zuweilen sogar noch den Blick der Gutmüthigkeit, und man vergiebt es noch allenfalls einem reichen Manne, wenn er geschmacklos prächtig bewirthet und einem armen Teufel empfindlich bemerklich macht, daß man nur bei ihm so köstliche Weine, so gute Kapern und so herrlichen Kaviar finden könne; er solle sich also ohne Umstände gütlich thun. Freilich zieht sich ein etwas feiner Mann sehr bald von einem solchen Tische zurück, wo er dergleichen Bemerkungen geflissentlich wiederholt hört, und sollte er auch zu Hause sich seine Kartoffeln selbst kochen. Aber sehr ärgerlich kann diese Impertinenz werden, wenn sie mit einem aufgeschossenen Glückpilz, oder einem reichen Erben auf dem Fußsteige der Chaussee reitet, oder im prächtigen Wagen um die Ecken der Stadtstraßen jagt. Da die Polizei gewöhnlich sehr wenig gehörige Notiz von dieser Ungebühr zu nehmen pflegt, so ist das pertinenteste, immer einen tüchtigen Knotenstock, oder eine gewichtige Knotenpeitsche zu führen, um sein einfaches Knochensystem gegen das zusammengesetzte dieser Impertinenz zu sichern. Virginitate rapta praetor non potest dare restitutionem in integrum: das gilt auch, wenn ein Bein entzweigefahren ist. Die Fußgänger verdienen aus dem sehr einfachen rechtlichen Grunde mehr Beachtung, weil sie sich verhalten wie 100 zu 1, und weil, wenn man es gründlich untersucht, eigentlich meistens die Fußgänger den Wagen ziehen und auf dem Gaule sitzen helfen. Die traurigsten Opfer dieser Geldimpertinenz sind die armen Handwerker, die man für die Kundschaft von einigen Goldstücken das ganze Jahr mit der gewissenlosesten Herabwürdigung behandelt.

Weit empfindlicher ist die Impertinenz des feinen Tons

und des vornehmen Wesens. Diese sitzt für den geübten Bemerker meistens auf der Nase, am Mundwinkel, auf der Hutkrämpe, in dem in die Halskrause begrabenen Kinne und in hundert andern Schattirungen der Personalität. Oft trifft man sie mit der vorigen zusammen sublimirt; und dann wird sie ein eigenes Gemisch hervortretender anmaßlicher Geckerei. Sie füttert sich mit Modejournalen, weiß die Gallatage, die neuen Schnitte, die geheimen Anekdoten, die Theatergeschichten, die feinern und geübten Skandale und jeden Artikel des comme il faut an der Seine, der Themse, der Newa, der Spree und der Wien, und macht daraus ein kleinstädtisches lächerliches Gemengsel. Dazu gehört nicht selten, daß die Muttersprache absichtlich gerad brecht und der halbfremde Schnack recht schnarrend vornehm durch die Nasengänge hervorgeschnürt wird. Wer den letzten Fall nicht kennt, keinen neuen Frack trägt, das letzte Vaudeville nicht weiß, keine Charade dreht und nicht mit der Schönheit des Tages getanzt, oder doch wenigstens gesprochen hat, ist bei den Herren dieser Gilde ein jämmerlicher Wicht und wenig mehr als ein Hurone, der sehr zufrieden seyn muß, wenn man ihn nur gar nicht bemerkt.

Weniger beleidigend, aber etwas abgeschmackter und lächerlicher ist die Impertinenz der Gelehrsamkeit. Es ist wohl sehr ausgemacht, daß viele Gelehrte weit geschaidter seyn würden, wenn sie nicht so viel Schule hätten; und Gelehrsamkeit ist oft gerade das Gegentheil von Verstand und Vernunft. Gelehrte Impertinenz ist etwas mehr als Pedanterei. Letztere ist wenigstens sehr gutmüthig; erstere fast immer nur ein frivoler Ausbruch des innern Juckens in einem halbgebildeten Gehirn, das übelgesammelte Gallimathias aus Plato, Aristoteles und Konsorten Leuten aufzutischen, die es entweder nicht brauchen können, oder es besser wissen. Diese Impertinenz ist nicht selten sehr spruchreich aus den Alten und schleudert den klassischen Donner anathematisch um sich her. Car-

cinoma et stipes et fungus et si quid vilius estis, sind die Floskeln, mit denen sie einen Mann überstreuen, der sich vermessen hat, hie und da einige Midasohren mehr zu sehen, als in der Fabel stehen. Besonders ist einer Klasse Philosophen jeder ein helles et obtusum ingenium, ein gemeiner Flachkopf, der die schibboletische Weisheit ihrer Quidditäten nicht ehrfurchtsvoll anstaunt, und es wohl gar wagt, sie in die kleine Dosis Menschenverstandes durch die Sprache des gewöhnlichen Lebens aufzulösen. Zum Glück bekümmert sich um diese Art Impertinenz selten ein Mann, der den Schulstaub etwas abgeschüttelt hat: und sie findet sich jetzt auch in Journalen nur noch selten, da sie der einen Hälfte zu viel Aufwand kostet und die andere sie nur selten versteht.

Eine bittrere Impertinenz ist aber die Impertinenz des Witzes. Wenn Geld und hoher Ton, etwas Kenntnisse und vieler Witz ohne Gutmüthigkeit zusammentreffen, welches wohl zuweilen der Fall ist, entsteht daraus die impertinenteste Mischung zu einer wahren Seelenpest. Nichts ist schneidender, als der Witz aus dem Kopfe eines liebelosen Spötters, wo er nicht selten wohnt. Je boshafter der Witz ist, desto ächter ist er meistens; denn desto entfernter und auffallender sind die Aehnlichkeiten, die er zusammenbringt. Nichts ist bekanntlich angenehmer und gefährlicher für alle Parteien, als Witz; und es ist sehr schwer, daß ein Witzbold nicht bald impertinent, oder gar unverschämt werden sollte. Hierher gehört aber keineswegs, wenn ein scharfsinniger Kopf sich mit sarkastischen Lakonismen für feinere boshafte Mißhandlungen rächt, gegen welche das geschriebene Gesetz keine Züchtigung hat bestimmen können. Die französischen Spießbürger hatten Piron etwas abderitisch beleidigt; er ging also in ihrer Gegend umher und schlug mit seinem Rohr allen Disteln die Köpfe herunter: je leur coupe les vivres, sagte er skoptisch, als man ihn um die Meinung seiner Beschäftigung fragte. Als allgemeine Strafe ist die

Sentenz freilich nicht ganz ohne alle ungerechte Anmaßlichkeit; aber sie ging mit gerechtem Unwillen aus der Seele des Dichters hervor, wenn man anders Piron dafür gelten lassen will. Die Krankheit des Witzes ist der Kitzel; auf diesen folgt das Lachen, erst in der Seele des Urhebers, dann bei den Hörern, wenn der Witz Sterling war. Aber eben dieser Kitzel bleibt selten in den Schranken schöner moralischer Schonung und kennt keinen Zügel, wenn er einmal wie Phaëtons Rosse den Sprung gewonnen hat. Er thut desto weher, weil er meistens nur kleine Menschlichkeiten und Lieblingsschwachheiten trifft, die selten grossen Einfluß auf das Leben haben. Verbrechen und Laster können nie blutig genug gegeißelt werden und fordern etwas mehr als Witz: für sie gehört juvenalischer Zorn mit ewig tief brennender Beitze.

Eine vorzüglich bösartige Impertinenz ist die Impertinenz der Würde, oder vielmehr des Amtes. Man möchte freilich mit dem Amte sogleich auch gern Würde geben; es gelingt aber selten und man hat dadurch das Wort nur mehrdeutig gemacht. Die Römer müssen bei aller ihrer Verworfenheit nie so frivol gewesen seyn; denn ihr dignitas ist nie in einem zweideutigen Sinne gebraucht worden. Shakspeare's Hamlet zählt in seinem Selbstgespräch die Mißhandlungen von Leuten in der Würde (the insults of office) zu den Quälen des Lebens, in denen nur die Ungewißheit der Zukunft die ausgestreckte Hand von dem spitzigen Instrument zurückzieht. Es ist leicht zu begreifen, daß ein Mann durch wiederholte Verdrüßlichkeiten vielleicht ein sogenanntes Amtsgesicht erhält, das etwas Murrsinn auf der Stirne trägt: aber nur Halbbildung und Rohheit in den ersten Rechtsbegriffen kann das Unangenehme der Unterordnung härter machen, als es nach der Nothwendigkeit der Sache ist.

Mit ihr verbandt und mit ihr verschmolzen ist die Impertinenz der Macht, die sich oft weiter nicht viel um alten rechtlichen Anstand bekümmert, diktatorisch auf Büttel, Stock und Bajonettspitze hinweist und die hirnlose Willkür jeder liberalen Rechtserörterung unterschiebt, und noch glaubt, viel gethan zu haben, wenn sie das Ordnung nennt. Zur Ehre der bessern Menschheit muß man indessen doch bekennen, daß man diese letzten beiden Impertinenzen mehr bei Subalternen im Civil und Militär als bei Höheren antrifft. Der Korporal ist meistens willkürlicher als der General, und der Kanzellist schneidender und absprechender als der Minister. Das mag seine psychologischen Gründe haben, die man leicht auffinden könnte. Doch will ich nicht sagen, daß nicht zuweilen das Gegentheil eintrete. „Warum haben Sie das Schmähgedicht gemacht?" fragte der französische Großvezier den armen Wicht von Dichter. „Ich muß doch leben," erwiederte der Schuldige. „Je n'en vois pas la necessité," war die gräßliche Antwort. So schlecht auch die Rechtfertigung des Beleidigers, so bin ich doch schon durch diesen einzigen Ausspruch des Minister geneigt zu glauben, er konnte nicht genug mit beißiger Lauge begossen werden. Ein treffenderes Beispiel der Impertinenz des Amts und der Macht hat vielleicht die Geschichte nicht aufzuweisen; denn der Hirschtransport und die Verordnung hier soll das Volk rufen: Es lebe der König! sind schöne Mäßigung dagegen. Bloß die römische Geschichte hat einige noch empörendere Vorfälle unter den Kaisern; aber in allem, was in Recht und Vernunft widersprechend ist, sind nun einmal Römer und Römlinge Koryphäen.

Hiermit schließe ich meine Impertinenzen; nicht als ob es nicht viel mehrere, feinere und gröbere gäbe, die man in hundert Färbungen alle Tage im Leben sieht, auf Börsen und in Rathshallen, in Vorzimmern und auf Exercierplätzen, auf Bällen und

auf Marktplätzen. Durch Impertinenz des Witzes und des sogenannten guten Tons zeichnen sich vorzüglich die Franzosen aus; jetzt kommt noch die Macht hinzu. Die Russen stehen ihnen in beiden nicht sehr nach. Versteht sich, daß dieses nur viele Individuen trifft und die Nation nur in sofern, als ein solches Individuum in wichtigen Geschäften einen Theil derselben mit sich zieht. Die Engländer sind das Prototyp der Impertinenz des Geldes und der Macht in allem, was Seewesen und Handel betrifft; sonst sind sie leidlich bescheiden. Wir Deutsche haben zu wenig Feuer, um uns durch irgend eine Impertinenz vorzüglich auszuzeichnen, ausgenommen vielleicht in der schwerfälligen Impertinenz des Geldes und der Gelehrsamkeit. Die Periode der Adelsimpertinenz ist ziemlich vorbei; doch vielleicht nicht ohne Rückkehr. Verstand, Gerechtigkeit und Vernunft, oder mit einem Worte, Weisheit, können nicht als impertinent gedacht werden; sondern es ist ihre Natur, daß sie überall an ihrem Orte stehen, oder sie widersprechen sich selbst und sind also nicht mehr, wofür man sie gelten lassen will. Eben aus ihrer Entstellung entsteht nach und nach die Impertinenz. Gerechtigkeit muß erscheinen als Gesetz; das Gesetz ist oft einseitig, oder wohl gar falsch; also erzeugt seine Anwendung und Handhabung Druck der Einzelnen zum Vortheil der Einzelnen. Dieser, mit Uebermuth verfolgt, giebt die furchtbarste Höhnung der Gerechtigkeit selbst. Die übrigen Arten Impertinenzen wird jeder Verständige in seinem Gesichtskreise leicht auffinden und wir wollen wünschen, und hoffen, daß er sie seinerseits bekämpfen und entfernen helfen wird.

Eine der vorzüglichsten Ursachen, warum wir wohl immer mit vielen Impertinenzen heimgesucht bleiben dürften, ist, weil sie den Weibern und Mädchen fast ohne Ausnahme gefallen wenn sie selbst nur nicht zu sehr darunter leiden. Der Grund

davon iſt wohl, weil jede Impertinenz einen hohen Grad von phyſiſch üppiger Lebendigkeit und von Geiſtesübermuth voraus-ſetzt; zwei Dinge, wodurch man, nach den weſentlichen Vor-zügen des Geldes und der rhythmiſchen Naſe, nebſt Zube-hör, immer am ſicherſten Kredit bei dem Geſchlecht genannt. Freilich hält das nicht ſonderlich lange; aber auf Dauer wird hier nicht gerechnet. Schon ein ziemlich alter Engländer ſagt pſychologiſch: „Every woman loves at heart a rake.“ Ich habe mich alſo vielleicht unwillkürlich bei den Damen verwahrt, wenn ich — auch mit einer ziemlich wahren Impertinenz auf-höre.

NEW YORK FREE CIRCULATING LIBRARY.

CIRCULATING

Kurzes

Pflichten- und Sittenbuch

für Landleute*).

Nachlaß,

mitgetheilt

von

M. Joh. Sam. Vertraugott Schieck,
Prediger in Pomßen und Großsteinberg bei Grimma.

---

*) Von seinem Freunde Göschen dem Verf. aufgetragen, aber wegen etwas zu hoch genommenen Standortes bis 1810 nicht gedruckt.

439826

Lieben Freunde vom Lande!

Ich glaubte, daß ein kleines Buch dieser Art euch wohl sehr nützlich seyn könnte, und ich setzte mich hin und schrieb es.

Es haben vielleicht nur wenige von den Männern, welche Bücher schreiben, mehr Gelegenheit gehabt, euch und eure Lage besser kennen zu lernen, als ich: und es ist gewiß keiner, der mehr euer herzlicher Freund ist und euch inniger wohlwill. Jeder gute Mensch wünscht das Glück aller seiner Mitbrüder, und trägt dazu bei, so viel er kann; jeder nach seiner Weise. Ich kann sonst nichts Wesentliches für euch thun, als mit euch über den Menschen und seine Pflichten, die einzigen Stützen seiner Glückseligkeit, mit warmer Theilnahme zu sprechen.

Man hat darüber schon viele Bücher geschrieben, die meistens alle gut und wahr sind: aber sie sind theils zu groß, theils zu gelehrt, und also für euch nicht immer so deutlich und faßlich, als sie seyn könnten und sollten. Ich habe mich bemüht mit wahrer Ueberzeugung in euere Seelen zu sprechen. Ob es mir gelungen ist, darüber könnt und müßt ihr nur selbst urtheilen, wenn ihr aus meinem Vortrage den Nutzen schöpft, der meine Absicht war.

Es wird gewiß meine größte Belohnung seyn, wenn ich erfahre, daß recht viele von euch dadurch mehr Belehrung zum Leben, mehr Abscheu vor dem Bösen, mehr Befestigung im Guten, mehr Ermunterung, Trost und Beruhigung im Leiden, mehr wahren Frohsinn im Glück bekommen haben, und daß mancher dadurch hier und da besser und glücklicher geworden ist.

Des Laſters Weg iſt anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein ſein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad iſt anfangs ſteil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter fort führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

Gellert.

Von Gott.

Wir ſchauen hin auf die Flur, wo eben der Sämann die Körner in die Furchen geworfen hat; die Erde ſcheint todt, der Same ſcheint geſtorben zu ſeyn. Aber das Körnchen keimt und lebt auf, das ſchöne liebliche Blatt bringt hervor; das Blatt wächſt und wird zum Stock; der Stock breitet ſich aus und treibt Stengel; jeder Stengel ſchoßt empor zur Aehre. Die ganze weite Flur der Saat bewegt ſich in Wogen und duftet Wohlgerüche. Das Körnchen, das geſtorben ſchien, giebt ſich ſelbſt hundertfach ins Leben zurück.

Es müſſen ſehr unglückliche Menſchen ſeyn, die keinen Gott glauben. Wir möchten über ſie weinen.

Dort fällt eine Eichel herab; der Wind bedeckt ſie mit Erde. Der nächſte Frühling bringt ihre Blättchen hervor; die Blättchen werden zur Pflanze, die Pflanze zum Bäumchen, das Bäumchen zum Stamm, der Stamm zum hohen majeſtätiſchen Baum, der

sich Jahrhunderte empor thürmt, und mit seiner Wurzel rundum die Tiefe faßt. Ein Volk von Vögeln lebt und nistet in seinen Aesten Jahrhunderte, und singt dem Schöpfer Lob; und unten an seinem tausendjährigen Stamme, den kaum der Blitz zerschmettern kann, sitzen Menschen und freveln, und wollen vernünfteln, ob und was Gott sei.

Sie müssen sehr unglücklich seyn. Wir möchten über sie weinen.

Sie laben sich an der Blumen Geruch, und zweifeln an dem Schöpfer der Blumen. Sie sehen in den Blitz und staunen in die Donnerwolke, und verkennen den, der den Donner sendet und den Blitz leitet. Sie hören die Stürme brausen, und wollen den nicht sehen, der sie im Zügel hält, daß sie nicht den Felsen herab stürzen, an dessen Fuß die Sünder sitzen.

Sie müssen sehr unglücklich seyn.

Gott, unser Schöpfer, wir wollen niederfallen und anbeten vor dem Gedanken deiner Herrlichkeit und Größe. Wir können dich nicht begreifen, denn wir sind Staub und Asche, und du hast die Morgensterne gemacht. Aus deiner Hand sind die Sonnen wie Funken geronnen. Die Blinden am Geiste sehen dich nicht; die Tauben am Herzen hören dich nicht. Du wogst die Welten, und maßest ihnen ihre Laufbahn, die sie wandeln sollten. Das Meer ist vor dir wie ein Tropfen; du hast die Berge aus der Erde gehaucht, und von deinem Hauche sinken sie zurück. Gott, unser Erhalter, wir wollen hingehen zu deinen Altären und danken. Der Boden ist bestreut mit deinen Gütern; du krönest jedes Jahr mit neuem Wuchs. Wir werden gesättiget aus deiner Hand und sind froh. Deine Fußstapfen triefen von Fett. Du öffnest den Schooß der Erde, daß sie uns giebt einen Vorrath nach dem andern. Millionen nähren sich täglich von deinen Gaben und sammeln sich Reichthum. Gott, unser Vater, wir wollen uns werfen in deine Arme

mit kindlicher Liebe. Jeder Tag ist ein neuer Beweis deiner Güte und Vaterhuld. Könnte auch eine Mutter ihres Säuglings vergessen, daß sie sich nicht erbarmte über den Sohn, den sie geboren hat, so willst du doch unser nicht vergessen, Vater. Die Sonne gehet auf und unter, um uns Segen zu bereiten, die Jahreszeiten wechseln mit deinen Geschenken, um uns zu erhalten und zu erfreuen. Dein Regen tränkt die Furchen, damit unser Fleiß gedeihe. Wohin wir sehen, ist alles voll von deiner Liebe und Sorgfalt für uns, deine Kinder.

Wie kann der Mensch, der ein Wurm ist, sich erkühnen, dein Wesen ergründen zu wollen! Wie kann er so blind, so gefühllos seyn, deine wohlthätige Allgegenwart nicht zu sehen, nicht zu empfinden! Seine stolze Kunst kann keinen Halm hervorbringen, wie er zu seinen Füßen liegt; und er wagt es, über Gott zu richten. Wie will der Endliche den Unendlichen messen? Die Weisen werden Thoren, wenn sie in die Tiefen der Unendlichkeit dringen wollen. Ehrfurcht und Anbetung vor dem Ewigen, dessen Daseyn in jedem Blatte redet, dessen Wohlthätigkeit aus jeder Pflanze spricht, dessen Herrlichkeit der kleinste Wurm im Staube verkündiget. Sterne gehen wie Lichtstaub aus seiner Hand, und werden Welten: ewiges Licht ist sein Gewand, das kein sterbliches Auge durchschauen kann. Wir sollten es wagen, Gott kennen zu wollen, wie Gott ist! Wir können nicht unverwandt in unsere Sonne sehen, die ein Pünktchen ist in seinen Schöpfungen, deren Feuer vielleicht Eis ist gegen das Feuer der Sonnen um seinen Thron; deren Glanz Dämmerung ist gegen den Glanz des ewigen Lichts, in welchem er wohnet.

Ein Blick um uns her und sodann in unser Herz ist der tiefste Beweis von Gott. Wer diesen nicht fühlt, für den spricht die Weisheit umsonst. Die Thoren sprechen in ihren Herzen: es ist kein Gott; aber sie werden dafür gestraft durch ihr eigenes Herz,

welches traurig und troſtlos in der Welt umher irrt, und ſich an nichts mit Vertrauen wenden kann. Wer auf Gott nicht hoffen kann, wie will der auf irgend etwas in der Welt hoffen, wie will er von ſich ſelbſt etwas hoffen können?

Gott! gieb, daß wir uns nie verirren:
Laß in Betrug und falſchen Wahn
Nie unſre Herzen ſich verwirren,
Und zeig uns ſtets die rechte Bahn.
Bei dir nur, Vater, finden wir
Beruhigung und Heil, bei dir.

Wenn Frevler von den frechen Rotten
In ihres Stolzes Unverſtand
Der Ehre deines Namens ſpotten,
Weil dich noch nie ihr Herz empfand,
So ſei uns deines Namens Licht
Erleuchtung, Troſt und Zuverſicht.

Du haſt uns aus dem Nichts gerufen
Mit jeder Wohlthat uns erfreut,
Und führſt von Stufen uns zu Stufen
In eine höh're Seligkeit.
Bei dir iſt, wenn Vernichtung droht,
Ein neues Leben in dem Tod.

Von der Religion.

Die Religion iſt die beſte Führerin durch das Leben, die beſte Leiterin in frohen Tagen, die beſte Tröſterin im Unglück. Unter der Religion verſtehen wir diejenige Beſchaffenheit des Verſtandes und des Herzens, wo wir nach den wahren Gründen beſtändig ge-

neigt sind, alle unsre Pflichten mit Vergnügen zu erfüllen. Diese wahren Gründe liegen in dem Glauben und dem beständigen Andenken an Gott, unsern Schöpfer und Vater, an seine unendliche Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit, seine unumschränkte Güte, seine ewige Ordnung durch die ganze Natur, seine väterlichen Absichten zu unserer Glückseligkeit. Der Grund aller Religion ist also allein feste unerschütterliche Ueberzeugung von dem Daseyn Gottes, von seiner Vorsehung, von dem hohen alles überwiegenden Werth der Tugend, von der Unsterblichkeit unsers Wesens und der Vergeltung nach dem Tode für unser Leben hier auf der Erde. Der Böse kann nichts Gutes erwarten, und den Guten wird das Böse nicht immer quälen. Alles hat seine gemessene Folge. Gott belohnt den Frommen und Rechtschaffenen; aber der Böse bestraft sich selbst, weil er das Glück der Tugend von sich wirft. Wenn es hier dem Verächter alles Guten zuweilen durch das ganze Leben sehr wohl geht, und der Verehrer und Befolger der wahren Tugend beständig unglücklich zu seyn scheint, so ist dieses ein starker Beweis mehr, daß dort nach diesem Leben erst eine ganz richtige Austheilung seyn wird. Es ist nothwendig, daß der Boshafte, der Unterdrücker, der Grausame, der Ungerechte, der Verführer und Spötter der Unschuld und Tugend einst den Lohn seiner Thaten habe; denn Gott ist heilig und gerecht; es ist nothwendig, daß der Fromme, der Dulder, der Sanftmüthige, der Verkannte, der Unterdrückte, den hier die Bosheit peinigte, der Edle, der Christ im wahren Sinne, einst den sichern Genuß seiner Tugenden habe; denn Gott ist heilig und gerecht. Himmel nennen wir den seligen Zustand unserer Vollendung, wo wir mit höhern Kenntnissen geschmückt, mit größeren Kräften ausgerüstet, zu festerer Tugend bewährt, in Verbindung mit uns ähnlichen Frommen, von Gott mehr schauen, ihn mehr preisen und glücklicher seyn werden, als wir uns hier denken können. Es hat es kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret, und es

ist in keines Menschen Herz gekommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Hölle nennen wir den Zustand der Qual, wo die Bösen in böser Gesellschaft zu ihrer desto größeren Marter die Folgen ihrer Thorheit und Verkehrtheit empfinden werden. Ihre Erkenntniß wird nur das Schreckliche ihrer Verdammniß vermehren, und ihre steigenden Kräfte werden nur zur Last ihrer unaussprechlichen Leiden beitragen, die sie sich hier durch Verachtung aller Warnungen der Vernunft und der göttlichen Lehre zugezogen haben. Wenn hier schon mancher Bösewicht nach dem Verbrechen mit Angst und Verzweiflung fürchterlich ringt, welche Qual muß dort einen Verdammten fassen, der ein ganzes Leben ruchlos verschwendet hat, und keine Hoffnung einer Rettung siehet!

Gott hat uns nur zu Menschen geschaffen. Wir sind oft noch schwach von Natur und manchen Gebrechen unterworfen. Auch der Beste, der Aufmerksamste, der Frömmste ist nicht frei von Irrthümern; wir fehlen alle mannichfaltig. Gott wird uns unsere Fehler verzeihen; denn er ist gütig, er ist unser Vater: aber er wird unsere Verbrechen strafen; denn er ist heilig, er ist unser Richter. Seid heilig, wie euer Vater im Himmel heilig ist, sagte Christus, der göttliche Lehrer der Religion. Aber nur Gott ist vollkommen heilig; wir können nur aus unendlicher Ferne uns eifrig bemühen, als sein Ebenbild ihm ähnlich zu werden. Gleich wird ihm kein Mensch und kein Engel; denn er allein ist unendlich.

Wir wollen nicht diejenigen verachten oder gar hassen, welche vielleicht über manche Punkte der Religion andere Begriffe haben, oder von einer andern Kirche sind, als wir. Sie sind alle unsere Brüder und haben mit uns einen Vater, und mit uns eine Hoffnung; denn wir sind alle Kinder eines Stammes. Gott allein siehet ihr Herz, beurtheilet ihren Verstand, und wird mit ihnen handeln nach seiner Güte. Wer den Herrn fürchtet und recht thut

aus allerlei Volk, der ist ihm angenehm. Wer irret, verdient Mitleiden, und wo es möglich ist, Belehrung. Verachtung ist das Zeichen eines hoffärtigen stolzen Herzens; und den Haß kann nur eine boshafte Seele in sich nähren. Liebet Gott über alles, und liebet euern Nächsten wie euch selbst, sagt der göttliche Stifter unserer heiligen Religion; in diesen beiden Geboten liegt das ganze Gesetz. Dieses Gesetz ist ja jetzt gewiß die Grundlage aller Religionsparteien um uns her: denn es ist das Gesetz Gottes, das er selbst jedem Vernünftigen, und auch den Heiden, ins Herz geschrieben hat. Wir wollen also alle lieben wie unsere Brüder. Nur der Atheist oder der offenbare Gotteslängner kann keine Religion haben; denn ohne Gott ist keine Religion; aber wir wollen auch ihn lieben und ihn bedauern; er ist unser unglücklicher verirrter Bruder. Gott, den er nicht kennet, mag sich seiner erbarmen.

Mach unser Herz zu deinem Thron,
Und laß uns nichts den sel'gen Glauben,
Womit du uns beglückest, rauben
O göttliche Religion!

Du zeigest uns den ebnen Pfad;
Erhöhest dieser Erde Freuden,
Vermindrest dieser Erde Leiden,
Und reichst uns immer Trost und Rath.

Du giebst, wenn nach dem Pilgerlauf
Wir müde werden, Ruh den Müden,
Und trägst dann wiederum in Frieden
Den Geist zu seinem Schöpfer auf.

Vom Gottesdienst.

Die wahre Religion besteht freilich nicht in äußerlichen Gebräuchen, sondern wohnt in der festen Ueberzeugung des Verstandes und in der tugendhaften Neigung des Herzens. Ein Mensch ohne Religion ist ein unglücklicher Mensch für sich selbst, und gefährlich für Andere. Wir dürfen aber nicht gleich so lieblos urtheilen, wenn ein Mensch nicht durchaus, wie wir, denkt, er habe darum wirklich keine Religion. Sein Leben ist die beste Probe, ob er Religion hat, oder nicht; denn der Glaube, der sich nicht durch Werke zeigt, ist todt, und so gut als kein Glaube.

Wenn aber das Wesen der Religion selbst gleich nicht in Gebräuchen bestehet, so wird doch der Mann, welcher wirklich Religion besitzt, diese äußern Gebräuche, welche immer mit ihr in Verbindung stehen, nie vernachlässigen. Wir nennen alle diese Gebräuche zusammen Gottesdienst, aber nur auf menschliche Weise, wie wir fast immer von Gott sprechen. Gott gewinnt durch unsern Dienst, durch unsere Verehrung nichts; er wird dadurch nicht größer, herrlicher und seliger, als er seiner ewigen, unendlichen Natur nach ist. Der Vortheil ist allein für uns. Wir erheben durch den Gedanken an ihn unsere Seele, wir stärken unsere Entschlüsse zum Guten, wir befestigen unsere Ueberzeugung in der Wahrheit, wir erhöhen unsern Muth zu allen Pflichten, unsere Standhaftigkeit zu unvermeidlichen Widerwärtigkeiten; wir gewinnen herzliches Vertrauen zu Gott, als unserm Vater und unermüdeten Wohlthäter. Sind dieses nicht sehr wesentliche Vortheile, die wir alle auch mit aus der äußern Religionsübung erhalten können und erhalten sollen?

Diese Gebräuche sind, die Besuchung der öffentlichen Versammlungen, wo Andacht, Gebet, Dank und Unterricht in unsern

Pflichten die große wichtige Absicht ist. Nicht jeder, der die Kirchen mit der größten Regelmäßigkeit und mit ängstlichem Schein der Gewissenhaftigkeit besucht, ist deßwegen auch ein guter Christ; das Christenthum erfordert mehr als Gebetsformeln, Gesangsweise und Pharisäerwesen: aber ein guter Christ wird doch diese löblichen Wege und Mittel zur Erbauung und der ferneren Belehrung nicht versäumen. Der Zweck ist wahre Tugend und Glückseligkeit; die Mittel dazu sind gründlicher Unterricht und fester Vorsatz, den Weg zu gehen, den wir als den richtigen erkennen. Die wohlthätigen Einrichtungen sind bei uns seit vielen Jahrhunderten so, daß Jeder über seine Pflichten, so wie über Recht und Unrecht, über Tugend und Laster überhaupt, öffentliche Unterweisung haben kann; und wer diese absichtlich und leichtsinnig vernachlässiget, zeigt sich als einen Verächter der Ordnung Gottes. Gott selbst hat diese Ordnung geboten, und die Obrigkeit hat und übt die Pflicht, zu unserm eigenen und dem allgemeinen Glücke darüber zu wachen. Wer über den öffentlichen Gottesdienst spottet, ist gewiß ein Bösewicht. Die Lehrer der Religion müssen für uns immer Männer von Würde seyn. Sie haben ein heiliges Amt: und ihre Verantwortung vor Gott wird doppelt schwer seyn, wenn sie das Amt der Tugendlehre nicht durch ihr Leben ehren, und nicht durch Unterricht und Beispiel das Gute bewirken, das sie bewirken sollen.

Die Heiden feierten die Feste ihrer falschen Götter mit glühendem Eifer; und wir sollten nicht die unendliche Größe der wahren einzigen Gottheit an bestimmten Tagen dankbar andächtig bewundern? Wir sind Menschen, die jeden Tag neuen Schwachheiten ausgesetzt sind, und brauchen also beständig Wiederholung der Wahrheiten, die uns nöthige Bestärkung in den Pflichten, welche uns heilig seyn müssen. Unser eigenes Glück erfordert dieses: wer könnte gleichgültig gegen etwas seyn, das sein und seiner Brüder

Glück betrifft? Die Sonntagsfeier ist also auf alle Weise Pflicht für uns alle. Der Tag ist ein Tag der Ruhe, ist ein Tag der Sammlung neuer Kräfte, ein Tag der Ueberlegung, der Betrachtung; der stillen Freude, wenn wir glücklich sind, des heilenden Trostes, wenn wir unglücklich sind. Du sollst den Feiertag heiligen. Aber unser Schöpfer kann nicht wollen, daß wir über den Entschlüssen zum Guten das Gute selbst, über der Ermunterung zu unsern Pflichten die Pflichten selbst vergessen sollen. Wir dürfen also wohl das Wichtigere dem weniger Wichtigen vorziehen. Wer in die Kirche geht, wenn er seinen kranken Bruder pflegen und ihm Arznei reichen soll, thut nicht seine Pflicht. Wer den Abendsegen betet und mit seinem Nachbar grollt, wie kann der dem Schöpfer ein angenehmes Opfer bringen? Das Beten wäre Sünde, wenn man darüber seine Arbeit vergessen wollte: und der Mann wäre ein Thor oder ein gottloser Heuchler, der beten und nicht arbeiten wollte, wenn seine hungernde Familie um Brot schreiet. Dem Arbeitsamsten bleiben immer noch einige Minuten Zeit zur Andacht übrig: und die wenigen herzlichen Worte eines Mannes, der seine Pflichten erfüllt hat, sind gewiß vor Gott mehr, als sonst lange Gebete. Der Faule, welcher betet, spottet. Das Gebet des Gottlosen, des Menschenhassers, des Unversöhnlichen, des Peinigers seiner Brüder, ist Lästerung. Der Himmel erhört nur das Gebet der Tugendhaften; und tugendhaft ist nur, wer seine Pflicht thut. Werke der christlichen Liebe und der Noth sind an jedem Sonntage erlaubt, nicht allein erlaubt, sie sind geboten. Wer einem Freunde Trost und Hülfe bringen kann, darf mit gutem Gewissen die Betstunde versäumen: er betet durch ein gutes Werk, welches dem Himmel angenehm ist; und das wird dem Vollbringer Freude und Belohnung geben. Wer seine Ernte retten kann, darf sie ohne Bedenken unter der Kirchenzeit retten: er rettet seine Familie vom Mangel. Gott will es, und die Obrigkeit will es; denn er kann

von der künftigen Ernte seinem dürftigen Bruder geben. Wer aber den Tag, welcher der heiligen Ruhe und der Betrachtung bestimmt ist, mit gewöhnlichen ununterbrochenen Geschäften, mit bloßem sinnlichen üppigen Vergnügen verbringt und nicht den Versammlungen der christlichen Gemeine beiwohnt, wenn er wohl könnte, ist ein Leichtsinniger, vielleicht ein Verächter. Wenn man daselbst auch nicht immer etwas Neues hört, so muß es für unser Herz allezeit doch eine wahre Erquickung seyn, mit unsern Brüdern vereint, Gott, unserm Vater und Wohlthäter zu danken, seine unendliche Macht, Güte und Weisheit, womit er uns täglich beglückt, zu preisen, unser Herz zu ihm erheben und ihm alle Angelegenheiten unserer Seele, unseres Herzens und unsers häuslichen Lebens kindlich zu empfehlen.

Es ist zwar kein Beweis, daß der Mann, welcher beständig viel und ununterbrochen betet, ein guter, frommer Mann ist; denn es giebt der Heuchler und Mundchristen viele: aber derjenige ist gewiß kein guter Mann, welcher gar nicht betet. Er zeigt durch ein solches sorgloses, unbesonnenes Betragen, daß sein Verstand ohne wahre Erkenntniß und sein Herz ohne wahres Gefühl ist. Wie will derjenige seine Pflicht gegen seinen Mitbruder erfüllen, der nicht Dankbarkeit gegen seinen Schöpfer und größten Wohlthäter empfindet? Wie will der seinen Bruder lieben, der sich beständig von ihm entfernt, sich ihm nie zu nahen sucht, seine Wohlthaten mit Kälte und Murrsinn empfängt und verzehret? Nein wir wollen keine christlichen Gebräuche, weder öffentlich noch zu Hause, vernachlässigen. Sie dienen alle dazu uns mit Gott immer mehr zu beschäftigen, ihn und unsere Mitmenschen mehr lieben zu lernen, und unsere Pflichten immer wichtiger und doch angenehmer und leichter zu machen, unsere wahren Freuden zu berichtigen, zu läutern und zu sichern, und uns in unserm Unglück Beruhigung, Trost und ermunternde Stärkung zu verschaffen.

Von den Pflichten gegen uns selbst überhaupt.

Gott hat uns alle zur Glückseligkeit geschaffen: denn er ist der Allgütige. Diese Glückseligkeit können wir nur durch Gehorsam gegen ihn und wahre Tugend erreichen; denn er ist der Allweise und Heilige. Alle Mittel, diesen Zweck, unsere Glückseligkeit zu erreichen sind uns Pflicht: denn der Zweck, den Gott, der Allerhöchste und unser Schöpfer und Vater und Wohlthäter will, ist Gesetz. Und es ist kein höheres Gesetz, als dieses; denn es ist kein höherer Gesetzgeber als Gott. Jedes Gesetz, das die Menschen elend und unglücklich machen wollte, wäre ein Widerspruch, wäre eine Lästerung gegen Gott und seine Weisheit und Güte, eine schreiende Ungerechtigkeit. Diese Erde soll für uns kein bloßes Jammerthal und unser Leben darauf nicht Elend seyn. Die Menschen thun sehr übel, wenn sie es dazu machen; sie handeln wider den Willen Gottes und gegen ihr eigenes Glück, gegen ihre Vernunft. Die nothwendigen Uebel in der Welt sind geringe gegen das unendliche Gute, das uns der Himmel täglich und von allen Seiten genießen läßt. Vollkommen können wir nicht seyn, denn wir sind Menschen: also auch nicht vollkommen glückselig. Gott allein ist die Vollkommenheit und die höchste Seligkeit. Wir selbst wollen hier so vollkommen, so zufrieden und glücklich werden, als es unsere Natur erlaubt. Dort werden wir höher steigen, wenn wir hier auf unserer Stelle gut waren. Jeder Mensch ist zwar frei, und könnte vielleicht sagen: wenn ich andern nichts zu Leide thue, so kann ich mit mir selbst machen, was ich will; denn über mich bin ich Herr. Er ist zwar Herr über sich selbst; aber diese Herrschaft darf er nicht gegen den Zweck und die Absicht seines Schöpfers, nicht gegen die Vernunft, er darf die

Herrschaft über sich selbst nicht wider sich selbst brauchen. Denn das hieße, ich will nicht vernünftig, ich will kein Mensch seyn, wozu ihn doch Gott geschaffen hat. Jeder Mensch hat also Pflichten gegen sich selber; er soll seine Natur so gut und vollkommen und sich selbst so glücklich zu machen suchen, als möglich ist. Das ist der Wille Gottes, das zeigt ihm seine eigene Vernunft. Aber Gott ist der Schöpfer und Vater nicht allein jeder einzelnen Menschenklasse, eines besondern Volks: er ist der Schöpfer und Erhalter von Allem, was ist. Er will also nach seiner Güte, daß alles, was er geschaffen hat, auch in dem Zustande, zu welchem er es geschaffen hat, gut und glücklich sei. Wir sollen also nicht allein für uns glücklich seyn; sondern alle sollen glücklich, alles soll glücklich seyn, weil es Gott geschaffen hat; denn Gott schafft nichts umsonst und zwecklos. Das ist der Wille Gottes, und auch dieses zeigt uns unsre Vernunft. Daraus entstehen unsere Pflichten gegen Andere, wie wir unten im Folgenden sehen werden. Der allgütige, allweise Regierer der ganzen Welt hat es so eingerichtet, daß immer das Glück des Einen das Glück des Andern nach sich ziehet, daß sich bei dem Wohlbefinden des Einen auch der Andere mit wohl befindet, und daß den Leiden des einen Theils der Gesellschaft auch die übrigen leiden. Wenn ein Land glücklich ist, so sind es alle Einwohner, und wenn es elend ist, so leiden alle. Nichts kann uns deutlicher zeigen als diese wohlthätige Einrichtung der Gottheit, wie sehr wir uns alle als Brüder, als eine Familie unsers allgemeinen Vaters lieben, uns wohl wollen und gegenseitig unterstützen sollen. Wenn jeder Mensch, ohne andere zu bevortheilen, so viel als möglich ist, für seinen eigenen Vortheil Sorge trägt, sich selbst so gut, so froh, so glücklich als möglich zu machen sucht; so wird er es nicht allein für sich selbst, sondern auch Andere um und neben ihm

werden es mit ihm. Seine Familie genießt mit ihm, Andere genießen mit ihm, durch Verwandtschaft, Freundschaft oder andere Verbindungen; die übrigen suchen ihm nachzueifern, und alle um ihn her befinden sich besser. Der gütige Schöpfer hat die Natur des Menschen so eingerichtet, daß er sich nie gern allein freuet, daß er Freuden und Leiden gern mit seinen Nebenmenschen theilt; dadurch gewinnen alle. Die Freuden werden größer, das Unglück wird kleiner.

Ein Mensch, der die Pflichten gegen sich selbst nicht erfüllt, die ihm Gott, der ihn zum Menschen schuf und ihm Vernunft gab, auflegt, wie will er die Pflichten gegen Andere als Vater, als Gatte, als Hausherr, als Mitglied der Gemeine, als Freund, als Unterthan erfüllen? Zuvor müssen wir gute Menschen seyn, ehe wir in irgend einer andern Lage etwas anderes gut seyn können. Und ein guter Mensch ist man nicht, wenn man nicht das ganz und vollkommen ist, wozu uns der Schöpfer unserer Natur nach bestimmt und gemacht hat. Ist es nicht ein großer Vorwurf für einen Menschen, wenn man mit Recht von ihm sagen muß: er ist ein thörichter, unvernünftiger Mensch? das heißt, er beträgt sich gegen sich selbst nicht so, wie er als ein Mensch, der Verstand und Ueberlegung besitzt, sich betragen sollte. Wenn er Andere beleidiget und ihnen Unrecht und Schaden thut und sie elend macht, so ist er noch mehr als dieses; er ist böse und lasterhaft. Aber jenes ist oft der Anfang und Uebergang zu diesem.

Von der Uebung unsers Verstandes.

Der Mensch ist auf dem ganzen Erdboden das einzige Geschöpf, das Vernunft hat: dadurch erhebt er sich und herrscht über alle

übrige Kreaturen nach der Einrichtung Gottes. Und wir sollten nicht dieses ausschließliche, unschätzbare Geschenk der Gottheit, unsere Vernunft, heilig halten, ausbilden und zu erhöhen suchen? Nur durch Vernunft erkennen wir Gott und seine Ordnung und seine Gesetze; nur durch Vernunft überzeugen wir uns von unsern Pflichten und ihrer Nothwendigkeit und Unverbrüchlichkeit; nur durch Vernunft sehen wir den Weg zu unserer wahren Glückseligkeit. Verstand und Vernunft hat noch überall den größten Werth; auch dann, wenn man oft keinen Gebrauch davon macht. Wenn man im gemeinen Leben sagt, er ist ein reicher Mann, ein vornehmer Mann, ein mächtiger Mann; so sind wir dabei ziemlich gleichgültig, oder wir fürchten uns, weil wir nicht wissen, was noch folgen wird. Wenn man aber sagt, er ist ein verständiger, vernünftiger Mann, so haben wir gleich Achtung und Zutrauen; denn wir schließen mit Recht, ein vernünftiger Mann könne nicht schlimm seyn. Nur Verstand und Vernunft macht den Menschen wahrhaftig zum Menschen; alles andere ist Zufall und hat dagegen keinen großen Werth. Halten wir nicht mit Wahrheit diejenigen für die allerelendesten und unglücklichsten, die ihre Vernunft verloren haben? Und wenn ein Mensch in der Würde sitzt, sagt der Sittenlehrer Sirach sehr nachdrücklich, und hat keinen Verstand, so ist er wie ein Vieh. Es ist desto trauriger, wenn ein Mann, der eine Würde hat, nicht verständig ist, da er es vorzüglich seyn soll, da er mit für Andere denken und rathen und ihnen helfen soll. Sirach spricht also nicht umsonst so stark. Wir sollen demnach unsern Verstand so viel wir können zu bilden suchen; durch Unterricht, durch Nachdenken, durch Aufmerksamkeit auf alles, durch Umgang, durch gute Bücher, wenn wir Gelegenheit haben. Wir sollen unserer Vernunft folgen in unsern Urtheilen; denn Gott hat jedem Menschen Vernunft gegeben, die er gebrauchen soll. Wir sollen die Vernunft Anderer anhören, sie prüfen, vergleichen, und unsere

darnach berichtigen, wenn wir noch nicht ganz gewiß waren, oder die unsrige befestigen, wenn wir Recht hatten. Die Vernunft dürfen wir überall brauchen; denn wir sollen überall Menschen, das heißt, vernünftige Geschöpfe seyn. Wenn unsere Vernunft noch manches nicht begreifen und einsehen kann, so sollen wir uns dabei beruhigen; denn wir sind jetzt nur Menschen, die unmöglich alles bis auf den letzten Grund erforschen können. Auch die Weisen wissen nicht alles, und zanken sich oft über Dinge, die uns sehr unnütz und sonderbar scheinen. So viel wir für unsern Stand und unser Leben brauchen, können wir ohne Mühe fassen. Ueber unsere Vernunft ist manches, und das ist nicht für uns; aber wider unsere Vernunft darf uns niemand etwas aufbürden. Wer seinen Verstand nicht aufgehellet und gebildet hat, der ist zu keinem Geschäfte des Lebens vorzüglich geschickt und in Gefahr, sich beständig zu verirren. Er weiß nie recht bestimmt und gewiß, was seine Pflicht ist in diesem, oder in jenem Falle, welches in diesem oder jenem Falle die beste Weise zu handeln sei. Er thut entweder zu viel oder zu wenig, thut sich oder Andern Schaden. Er kann über keinen Vorfall, wo es oft wichtig und nöthig ist, schnell und richtig urtheilen; und muß sich dann auf Andere verlassen, die es vielleicht eben so wenig können, oder die wohl gar die Absicht haben, ihn zu hintergehen. Wer seinen Verstand nicht gebildet hat und sich nicht eine Kenntniß der gewöhnlichen Dinge und Erscheinungen in der Welt erworben hat, der ist in Gefahr, eine Menge abergläubische Meinungen zu behalten oder anzunehmen, die entweder seine Ruhe stören, ihn ängstlich machen, von dem Wesentlichen der Religion und der Lebenspflichten abziehen oder gar ihm und seinem Nächsten durch seine Unwissenheit und Thorheit empfindlich schaden. Die leeren Einbildungen von Teufelswirkungen, Hexerei, Gespenstern, Kobolden und Zaubereien aller Art setzen den Leichtgläubigen in manche Furcht, über die der Vernünftige nur lächelt. Die Bosheit und List mancher Men-

schen bedient sich dann der Einfalt Anderer, um ihre schändlichen Absichten durch Betrug zu erreichen. Die Erscheinungen der Natur selbst setzen manchen, der keine richtigen Begriffe und Belehrungen darüber hat, in das größte Schrecken. Der wohlthätige Donner ist ihm ein furchtbares Strafgericht, der Blitz eine Zornflamme, da doch der allgütige Gott diese Erschütterungen der Luft und der Erde zur größten Wohlthat geordnet hat. Mit Verstand und Vernunft hat man überall die nöthige Gegenwart des Geistes, und siehet sogleich die wahre Ursache, woher etwas entstehet, oder muthmaset sie doch ziemlich richtig, und keine Furcht kann sich unserer bemächtigen.

Ob wir gleich in unserm Stande oder bei unserer Lebensweise weder gelehrt werden können noch sollen, so müssen wir uns doch die nöthigen Begriffe zu sammeln suchen, um über alles, was um uns her und bei und unter uns vorgehet, ordentlich, genau und treffend zu urtheilen, weil davon sehr oft unser und unser Nebenmenschen Glück abhängt. Gelehrsamkeit ist nicht immer Verstand; aber Verstand ist dem Menschen in jeder Lage unentbehrlich: und je mehr einer hat und ihn braucht, desto besser wird es um ihn stehen und mit allen, die mit ihm zu thun haben.

Von der Ruhe der Seele.

So wie der Friede im Lande das unschätzbarste Glück für das ganze Land ist, so ist Friede und Ruhe in dem Gemüthe eines jeden einzelnen Menschen das größte Glück für ihn. Diesen Frieden, diese Ruhe sollen wir zu erlangen und zu erhalten suchen. Wir können dieses, wenn wir es sollen; denn wir sollen nichts, was wir

nicht können. Dem Einen wird es freilich in seiner Lage schwerer, als dem Andern; aber keinem ist es unmöglich. Das beste Mittel dazu ist das allgemeine Mittel zur Glückseligkeit überhaupt: nämlich fester Glaube an Gott und Vorsehung, an Tugend und Unsterblichkeit, treuer Eifer in Erfüllung aller unserer Pflichten. Wie sollte der nicht ruhig seyn, welcher fest überzeugt ist, Gott ist mein Vater, der mein Glück will und veranstaltet und befördert, der alle Haare auf dem Haupte gezählt hat, und ohne dessen Willen und weise Leitung mir nichts widerfahren kann! Voll Vertrauen spricht ein solcher mit dem frommen Dichter:

Kein Sperling fällt,
Herr, ohne deinen Willen;
Sollt' ich mein Herz nicht mit dem Troste stillen,
Daß deine Hand mein Leben hält?

Aber nur derjenige kann ohne Furcht und mit stiller, tröstlicher Ruhe an Gott und seine Vatergüte denken, der ihrer als ein gutes Kind würdig ist. Nur derjenige ist ihrer als ein gutes Kind würdig, der auf die Gebote Gottes, die er ihm durch die Vernunft und sein Wort giebt, mit kindlicher Ehrfurcht hört, sie zu verstehen sich bemüht und sie alle zu erfüllen sich eifrig bestrebt. Nur die Guten haben Frieden im Herzen. Die Bösen sollen keinen Frieden haben, weder hier noch dort; das ist ihre Strafe. Es ist die Natur der Bosheit und der Sünde, daß sie quält und foltert, auch wenn sie glücklich zu seyn scheint. Das ist weise und gerecht Ordnung des Schöpfers; damit jedermann sich vor der Bosheit hüte, wie vor einer Schlange und ihr nicht zu nahe komme.

Die Ruhe der Seele ist Belohnung des Guten und wieder eine Quelle vieles Guten. So entspringt ein Gutes aus dem andern, so wie oft ein Böses aus dem andern ent-

springt. Der Ruhige im Geist genießt die Geschenke des Himmels mit doppelter Heiterkeit, und der Friede seiner Seele verbreitet sich über sein Gesicht und durch sein ganzes Wesen. Seine Mienen, seine Reden, sein Gang, alle seine Bewegungen zeigen, daß er glücklich ist, und daß er glücklich zu seyn verdient. Sein Leben ist froher, seine Arbeit ist leichter und besser; und alle Menschen, selbst die Mißmüthigen und Unzufriedenen, schließen sich gern an ihn an. Wie sollte der nicht innern Frieden haben, der alle seine Pflichten mit Vergnügen und Eifer erfüllt, und überzeugt ist, daß der Himmel bei solchen Bemühungen ihn nicht verlassen werde?

Wenn ihn auch Leiden und Widerwärtigkeiten treffen, so denkt er, daß er ein Mensch ist, der ohne Leiden nicht leben wird; daß er vielleicht manche Unannehmlichkeiten durch Fehler und Vergehungen sich selbst zugezogen hat: und das macht ihn aufmerksam und vorsichtig auf die Zukunft. Keine Verbrechen beschweren sein Gewissen; und für seine Unvollkommenheiten, Fehler der Uebereilung und Schwachheiten hofft er Verzeihung von Gott, wie ein gutes Kind Verzeihung von seinem Vater hofft, das sich immer noch bessern will. Tugend und ein reines Herz sind der sicherste Grund zur Ruhe des Lebens. Es ist ein Spiegel seiner Seele, wenn der gute, fromme, vortreffliche Gellert sagt:

Besitz' ich nur
Ein ruhiges Gewissen,
So ist für mich, wenn Andre zagen müssen,
Nichts Schreckliches in der Natur.

Wenn er auch dulden muß, so duldet er als Christ mit Gelassenheit und Standhaftigkeit. Wer seine Freuden und sein Glück liebt, der bewahre seine Tugend; denn mit der Tugend schwindet alle

wahre Freude dahin. Er muß etwas auf der Seele haben, sagt das Sprichwort von einem Menschen, der unruhig, ängstlich, heimlich, verschlossen sich herumtreibt; und selten irrt das Sprichwort. Wie in der Welt der Krieg schneller und leichter ausbricht, als der Friede hergestellt wird; so geht in dem Menschen die Ruhe schneller verloren, als sie wieder gewonnen wird.

Aber auch Erziehung und Gewohnheit wirken oft sehr viel die beständige Ruhe und Gleichmüthigkeit behaupten zu helfen. Man giebt so Vieles der Natur und dem Temperamente Schuld, welches doch meistens, theils unsere eigene, oder wohl auch die Schuld unserer Erzieher ist. Wer nicht von Jugend auf seine Begierden, seine Leidenschaften, und besonders seine Heftigkeit und Hitze hat zähmen lernen, der ist hernach sein ganzes Leben in einer beständigen, oft sehr quälenden Bewegung. Manche Kleinigkeit setzt ihn außer sich und verdirbt ihm Freude und Genuß auf viele Tage. Manche Unannehmlichkeit, die er mit etwas mehr Ueberlegung und Besinnung leicht hätte heben können, ängstigt ihn so, als ob es das ganze Glück seines Lebens beträfe. „Er hat ein unruhiges Temperament," sagt man oft mit Recht, aber dieses Temperament ist oft nur Vernachlässigung der Erziehung und Folge des eigenen Leichtsinns. Es ist also auch in dieser Betrachtung heilige Pflicht für Aeltern und Erzieher, das Gemüth junger Leute durch Sanftmuth, Klugheit, Beharrlichkeit und vor Allem durch eigenes gutes Beispiel vor allen heftigen Leidenschaften zu bewahren, die in der Folge der Ruhe des Lebens so gefährlich werden. Und jeder, der schon selbst hinlängliche Besinnung hat und die Dinge in der Welt mit etwas Ernst betrachtet und beurtheilen kann, muß an sich selbst arbeiten, sich eine beständige Gelassenheit und Ueberlegsamkeit zu erwerben, die ihm in so manchen bedenklichen Fällen des Lebens den größten Nutzen bringen und

über sein ganzes Wesen eine stille Ruhe des Innern und heitere Zufriedenheit verbreiten.

Von der Sorge für unsere Gesundheit und zeitliche Wohlfahrt.

Wir haben Seele und Körper; und beide sollen sich wohl befinden, eins mit dem andern und durch das andere. Wenn die Seele leidet, leidet gewöhnlich der Körper mit; und die Seele empfindet ebenfalls die Schmerzen des Körpers. „Er ist an Leib und Seele gesund," pflegt man von einem Menschen zu sagen, dem es durchaus recht wohlgeht. Es ist also unsere Pflicht, für dieses Wohlbefinden zu sorgen, und Alles zu verhüten, was dasselbe stören kann. Wir auf dem Lande sind in dieser Rücksicht weit glücklicher, als die Städter. Der Himmel um uns ist freier, die Luft reiner und heiterer; Alles athmet mehr Leben und Gesundheit. Die Bewegung, eine nothwendige Bedingung zum Wohlbefinden, liegt nothwendig in unserer Lebensart. Daher sind auch im Allgemeinen die Landleute immer noch gesünder, munterer, stärker und fester, als die Bewohner der Städte. Aber auch bei uns auf dem Lande ist man oft sorglos genug und schadet sich zuweilen durch Unbesonnenheit auf einmal mehr, als das eingesperrte Stadtleben gewöhnlich in vielen Jahren schaden kann. Wir glauben oft, unsere Gesundheit sei unverwüstbar, von Stahl und Eisen, wie man sich ausdrückt, und stürmen ohne Gedanken fort, bis ununterbrochene Unbesonnenheit, oder irgend ein Zufall, den wir hätten vermeiden können, uns niederwirft. Dann sind wir desto schlimmer daran, da wir gewöhnlich die Hülfe eines geschickten Arztes nicht sogleich

in der Nähe haben und die Verzögerung oft sehr gefährlich ist. Je unschätzbarer uns also in unserm Stande unsere Gesundheit ist, desto aufmerksamer sollten wir sie zu bewahren, zu stärken und zu befestigen suchen. Unsere Erziehung ist von Jugend auf freier und härter, und macht uns also stärker und dauerhafter. Aber auch diese Stärke und diese Dauerhaftigkeit braucht Schonung und Aufmerksamkeit. Wir sind den übeln Folgen der Witterung nicht so sehr unterworfen, als die Weichlinge der Städte; aber wir sind ihnen doch auch ausgesetzt. Unser Knochenbau ist zwar fester, aber er ist doch nicht unzerstörbar. Daß wir uns nicht durch Mangel der Bewegung und Arbeit schaden, dafür ist durch unsere Beschäftigung gesorgt. Aber Mancher schadet sich dagegen auf sein ganzes Leben durch übertriebene Anstrengung. Wie oft haben bei uns Personen, sowohl Männer als Weiber, dadurch, daß sie auf einmal mehr arbeiten wollten, als ihre Kräfte erlaubten, ihre Gesundheit auf immer zerstört? Der menschliche Körper ist bei aller seiner Stärke doch so fein gebaut, daß nur inwendig eine Haut reißen, ein kleiner Knochen aus der Fuge treten, eine Ader springen darf, und das Ganze liegt da, und kann nur mit vieler Mühe und unter großen Schmerzen, oder vielleicht nie wieder in Thätigkeit gesetzt werden. Auch dürfen wir nicht glauben, daß die Witterung uns durchaus nichts schaden werde, und daß wir ohne Unterschied uns jeder Veränderung derselben ohne Gefahr aussetzen können. Ein fester, abgehärteter Körper trotzt ihr zwar länger; aber die gehörigen Vorsichtigkeitsregeln müssen doch die Gesündesten nicht unterlassen. Man muß nie zu schnell aus der Hitze in die Kälte, aus der Kälte in die Hitze, aus der Ruhe in die Bewegung, aus der Bewegung in die Ruhe kommen. Die Natur macht keinen Sprung; sie steigt hinauf und herab; zwischen Sommer und Winter liegen Frühling und Herbst. Die Kleidung darf weder zu leicht, noch zu schwer; weder zu luftig noch erstickend warm seyn. Allerlei Essen

und Trinken ist unserm Magen zwar nicht so gefährlich, als den Verzärtelten; aber es giebt doch manche Speisen, die durch ihre Natur einander so entgegen sind, daß sie auch dem Stärksten empfindliche Folgen verursachen. Jeder muß sie also kennen lernen, um nicht nach und nach durch Leichtsinn dieser Art seine gute Verdauung zu Grunde zu richten. Gesundheit ist ein Geschenk des Himmels, dessen Werth, wie den Werth alles Uebrigen, wir dann erst recht schätzen lernen, wenn wir in Gefahr sind, sie zu verlieren. „Ein Jeder prüfe, was seinem Leibe gesund ist!" sagt Paulus, der in seinen Briefen manche goldne Regel für Seele und Leib mittheilt, weil er selbst ein Mann war, der das menschliche Leben sehr wohl kannte. Gesundheit ist die Fähigkeit zu genießen; und wenn man dem Kranken alle Herrlichkeiten der Erde brächte, er würde nur doppelt elend seyn, weil er nichts davon genießen könnte. Arbeit und Mäßigkeit ist allein die goldne Regel und das sicherste Mittel, an Leib und Seele gesund zu werden und es immer zu bleiben.

Der Himmel hat jedem den Trieb eingepflanzt für sein Fortkommen zu sorgen. Die Sorge für seine Gesundheit ist der erste und wichtigste Schritt dazu. Dem Kranken hilft nicht seine Kunst und seine Wissenschaft, nicht sein Fleiß und seine Geschicklichkeit. Aber es ist sodann auch unsere Pflicht, so viel uns in unserer Lage möglich ist, etwas zu lernen, das uns in der Zukunft Nahrung und Unterhalt verschaffen kann. Er hat in der Jugend nichts gelernt, ist ein Vorwurf, den man oft gegen einen Menschen machen hört, und der, wenn er gegründet ist, sehr traurig und drückend seyn muß. Jeder soll also irgend etwas Gemeinnütziges in seiner Jugend zu lernen suchen; irgend ein Handwerk, irgend eine Kunst, irgend eine Fertigkeit in einer Art von Arbeit, wodurch er sich und Andern zu nützen hoffen kann. „Ein Handwerk hat einen goldenen Boden," pflegt man zu sagen und sagt recht. Denn die Hauptbedürfnisse in dem menschlichen Leben bleiben immer die

nämlichen; und Handwerker, welche diese Bedürfnisse durch ihre Arbeit befriedigen, sind immer die unentbehrlichsten, die schätzbarsten und also die sichersten. Der Ackerbau, so einfach er scheint, erfordert eine Menge Dinge, deren aufmerksame Erlernung und zweckmäßige Uebung den Verstand und die Ueberlegung beschäftigen können. Alle diese Dinge, so geringe sie vielleicht einzeln seyn mögen, sind uns in unserm Stande höchst wichtig. „Zwischen Pflügen und Pflügen ist ein Unterschied," sagt das Sprichwort, und nicht Jeder ist ein guter, geschweige denn ein vollkommener Landwirth, der eine gerade Furche ziehen und eine Wiese mähen kann.

So wie jeder Handwerker seine Geräthschaften ganz kennen, ihre Tüchtigkeit beurtheilen und sie alle zweckmäßig zu gebrauchen wissen muß; so muß auch jeder Landmann seine mannigfaltigen Werkzeuge zu beurtheilen und fertig zu gebrauchen verstehen. Der Ackerbau ist immer die sicherste, unfehlbarste Stütze des menschlichen Lebens; und wer ihn mit gehöriger Aufmerksamkeit und gehörigem Fleiß und gründlich treibt, wird am wenigsten in Gefahr kommen, Mangel zu leiden. „Das ist mein Acker und mein Pflug!" pflegt der Gelehrte von seinen Büchern, der Kaufmann von seinem Handel, der Künstler von seiner Kunst und jeder ordentliche Mann von der Beschäftigung zu sagen, auf die er sich am besten verlassen zu können glaubt; ein Beweis, daß Acker und Pflug, wenn sie gleich nicht immer reich machen, doch ihre Arbeiter am wenigsten verlassen. Also vorzüglich durch Erlernung alles dessen, was zum glücklichen Fortkommen in irgend einem Fache gehört, sei es Kunst, oder Handwerk, oder Ackerbau sorgen wir am wesentlichsten für unsere irdische Wohlfahrt. Alles übrige, Geld, Güter, Häuser, Hausgeräthe können wir durch irgend einen Unglücksfall verlieren, aber unsere Einsichten, durch die wir uns wieder helfen können, bleiben; unsern Fleiß, unsere Standhaftigkeit, unsern Muth uns gegen das Unglück zu stemmen, kann uns Niemand nehmen.

Dieſe ſchätzenswerthen Eigenſchaften werden im Gegentheil im Unglück oft noch ſtärker und nützlicher. „Wer ein ehrlicher Mann iſt und das Seinige gelernt hat," iſt die gute, ſchlichte Redensart, „kommt überall fort." Den Geſchickten hält man werth, den Ungeſchickten Niemand begehrt. Wir können freilich nicht dafür ſtehen, daß es uns immer glücklich gehen werde. Aber eben deßwegen ſollen wir durch Fleiß, Gewöhnung und Erlernung alles Nützlichen, was wir je brauchen können, dafür ſorgen, daß uns Unglücksfälle des Lebens, wenn ſie eintreten, nicht niederſchlagen.

Von der Ordnung.

„Ordnung iſt das halbe Leben," heißt es; und wenn man das Glück des Ordentlichen und die traurige Lage des Unordentlichen anſieht, ſo dürfte man wohl ſagen: „Ordnung iſt das ganze Leben!" Das höchſte Muſter aller Ordnung und der herrlichſten Uebereinſtimmung iſt Gott in ſeiner Weltregierung. Millionen Sterne gehen ihre gemeſſene Laufbahn; die Sonne geht auf und unter; der Mond wächſet und nimmt ab, die Jahreszeiten kommen und gehen: und alles nach den weiſeſten und feſteſten Regeln. Alles iſt, und bleibt, und gedeihet, wie es ſoll; Alles iſt zum Glück der Geſchöpfe eingerichtet. Wenn ein Reich in allen ſeinen Theilen glücklich iſt, wenn alle Stände, vom Throne bis zur geringſten Strohhütte ihre Pflicht thun und einander mit Eifer wechſelſeitig unterſtützen, ſo ſagen wir: „es iſt Ordnung im Lande!" Und wenn wir ſagen: „es iſt keine Ordnung im Lande!" ſo iſt das der ſchärfſte Tadel, den wir über die Verwaltung der öffentlichen Geſchäfte ergehen laſſen. Eben ſo iſt es in der Stadt und in der

Gemeine; und eben so ist es in der einzelnen Haushaltung und mit jedem einzelnen Menschen. „Er ist ein ordentlicher Mann, sie ist eine ordentliche Frau!“ ist ein allgemeines, vielbedeutendes Lob, wenn es von einem Menschen gesagt wird. Mit Ordnung wird jedes Geschäft leichter, jede Arbeit angenehmer, jede Beschwerlichkeit eher überstiegen, jede Unannehmlichkeit vermieden, oder bald beigelegt. Selbst Gefahr und Unglück werden durch ununterbrochene Ordnung am besten vorhergesehen und abgewandt. „Es ist nichts mit ihm anzufangen, er ist ein unordentlicher Mensch!“ hört man von einem Menschen, den man wohl zuweilen noch härter einen Taugenichts nennt. Hat irgend Jemand Ordnung nöthig, so ist es der Landmann, da sein ganzes Leben in einer Verkettung von Dingen besteht, die oft einzeln von keiner Wichtigkeit zu seyn scheinen, die aber im Ganzen die Seele der Landwirthschaft und des ländlichen Wohlstandes ausmachen. Wenn man durch einen Ort reiset, fällt man nicht gleich von dem äußern Anschein ein ziemlich richtiges Urtheil, hier wohnen gute, oder hier wohnen schlechte Wirthe? Wo die Dächer löcherig, die Thore verfallen sind; wo das Vieh über alle Zäune und Mauern springt; wo in den Gärten die Bäume dünne und zerbrochen stehen; wo der Schmutz in allen Höfen bis an die Knie geht; wo das Vieh aussieht, wie die theure Zeit in Aegypten: da kann man sicher schließen, daß es um die Haushaltung und um die Gemeinde schlecht bestellt ist. Wo aber rund um das Dorf die Baumpflanzungen blühen, wo die Gärten voll Obstbäume stehen, die Wege und Fußsteige gangbar und reinlich sind, wo die Thiere mit den Menschen sich wohlbefinden, da darf man sicher auf gute Ordnung im Orte rechnen. Es ist ein Vergnügen, wenn man zuweilen vor einem Hofe vorbeigeht und sieht, wie Alles, vom Wohnhause bis zum Hühnerstalle so gut und nett und reinlich und bequem ist. „Hier wohnt ein sehr ordentlicher Wirth,“ sagt der Fremde, und betrachtet die Pflanzung und den Bau einige Mal

mit Zufriedenheit, ehe er weitergeht. Traurig und niederschlagend ist es hingegen, ganze wichtige Wirthschaften in dem kümmerlichsten Verfall zu sehen, wo man schon am durchlöcherten zerbrochenen Thorwege die wahre Beschaffenheit des Inwendigen befürchtet und ziemlich richtig muthmaßet. Freilich ist es nicht allemal der Fall, daß der Besitzer eines solchen Hauses durch seine Nachlässigkeit und Unordnung Schuld des traurigen Anblicks ist. Häusliche oder öffentliche Unglücksfälle können Ursache seines Unvermögens seyn, und ihn hindern, so viel wieder herzustellen und auszubessern, als nöthig wäre und er wohl wünschet. Aber dieses ist doch der seltenere Fall.

Es ist eine böse sündliche Vernachlässigung, nichts mehr thun zu wollen, als wir zur Noth für uns zu brauchen glauben. Wenn unsere Vorfahren eben so gedacht hätten, wie würde es jetzt auf der Erde aussehen? Wenn sie keine guten Häuser gebaut, kein Holz, keine Bäume angebaut hätten, wie traurig würde es um uns und unsre Zeitgenossen stehen? Gott gab uns die Erde mit dem Befehl, sie zu bauen. Es ist also nicht allein Vernachlässigung unsers eigenen Glücks, es ist Verachtung des göttlichen Gebots, wenn wir es nicht thun oder nicht so gut thun, als wir können. Wir können von einer Gegend zu ihrem Lobe und zur Empfehlung ihrer Bewohner kaum etwas besseres sagen, als, die Gegend ist herrlich bebaut; man findet keinen Fußbreit Landes unbenutzt; es ist Alles, wie ein schöner Garten. Und wir können kaum etwas Schlimmeres von einem Lande von seinen Einwohnern sagen, als wenn man spricht: es ist alles verfallen, wüste und leer, als ob gar keine Menschen dort wohnten. Es ist uns so wohl, wir sind so glücklich wenn wir unter einem Baume sitzen, seinen Schatten genießen, oder von seinen Früchten zehren, und wenn dann die Alten sagen: diesen Baum hat mein Großvater gesetzt, er war der Lieblingsbaum meines Vaters; so lange und so viel hat er schon getragen, und so

lange verspricht er noch zu leben, und so viel noch zu tragen. Wir genießen schon seit Jahrhunderten das Glück, daß wir freie Leute sind. Keine Gewalt, keine Willkühr kann uns aus dem rechtlichen Besitze unserer väterlichen Güter vertreiben. Gesetze und Gerechtigkeit schützen uns vor allen Eingriffen, und Niemand schränkt uns ungebührlich in unsern Eigenthumsrechten ein. Unsere Kinder und Enkel sind gewisse Erben alles dessen, was wir von unsern Vätern bekamen und durch unsern Fleiß erwerben. Sollten wir nicht für sie pflanzen und bauen, so viel wir können, damit sie uns einst eben so danken, wie wir jetzt unsern Vorfahren? Sollte nicht jeder gute menschenfreundliche Wirth bei der Pflanzung eines Baumes, wenn er auch vielleicht nicht mehr hoffen kann, seine Früchte zu essen, bei sich selbst mit innigem Vergnügen denken, meine Enkel und Urenkel werden einst hier sitzen, und glücklich sein und mich segnen. Das ist gut und edel gedacht und gehandelt; und solche Gedanken und Handlungen belohnen sich schon durch sich selbst. Der Gute findet Vergnügen im Gutes thun.

Die Ordnung und ihr Vortheil zeigt sich überall und im Kleinsten, wie im Größten. Schon Kleidung und Betragen zeichnen den ordentlichen Menschen aus; jeder hat sogleich ein gutes Zutrauen zu ihm: so wie man gegen einen Unordentlichen, den seine Unordnung auch meistens schon im äußern Aufzuge sichtbar macht, sogleich Mißtrauen hat; und mit Recht. Denn wer will einem Menschen fremde Sachen sicher anvertrauen, der seine eigenen nicht in Acht nimmt? Der Ordentliche hat alle seine Sachen an der rechten Stelle und alle in der Beschaffenheit, wie sie seyn sollen. Reinlichkeit und Nettigkeit herrscht überall wo es nur möglich ist. Zu jedem Gebrauch kann er jedes Werkzeug sogleich finden: jedes ist im Stande, so daß auf keine Weise ein Aufenthalt entsteht. Von dem Pfluge und dem Wagen, als den Hauptinstrumenten des Landmanns, bis zu der Dreschflegelkappe, und dem kleinsten Nagel an

der Tennewand ist Alles, wie es seyn soll. Da geht Alles, wie und wenn es gehen soll. Die Aecker sind bestellt zur rechten Zeit; die Gräben sind gezogen, ehe der Regen einbricht; das Heu wird gemacht, ehe es das Wasser verderben kann; die Ernte ist vollendet, wenn der Pastor das Fest halten will, und der Schnee kommt nicht, ehe die Wintersaat besorgt ist. Der Dünger liegt nicht Monate lang auf dem Felde, ehe er eingepflügt wird, die Maulwurfshügel machen die Wiese nicht unsichtbar und die Sense muß nicht erst aus der Stadt geholt werden, wenn die Nachbarn schon Heu einfahren. Es kann zwar einmal der Marder die Hühner im Stalle würgen, und die Sperlinge und Elstern können einmal die Käse im Korbe verzehren; aber wenn es oft geschieht, so verdient der Hausherr, daß die Marder seine Hühner würgen, und die Sperlinge und Elstern seine Käse verzehren. Nichts geht in der Welt über die Ordnung; und wie weit man in der Welt mit Wenigem und Ordnung kommen kann, zeigen hier und da Beispiele, welche aufmunternd seyn sollten. Eine ziemlich arme Gemeine besetzte auf Anrathen und Vorstellung einiger vernünftiger Mitglieder etliche leere, sonst unbrauchbare Plätze an den Bergen mit Obstbäumen: in zehn Jahren verkauften sie schon das Obst, jährlich für eine beträchtliche Summe, und konnten in kurzer Zeit aus dem daraus gelösten Gelde, nach Besorgung einiger andern geringern Nothwendigkeiten, sich eine Sprize und ein Haus dazu bauen lassen, und die übrigen Feuergeräthschaften in bessern Zustand setzen. Durch die Pflanzung wurden also sonst ungebrauchte Stellen benutzt, die Gegend schöner und anmuthiger gemacht, und einem wesentlichen Bedürfniß abgeholfen, das, wenn es hätte sollen durch baaren Geldbeitrag besorgt werden, gewiß würde schwer geworden, oder vielleicht noch lange aufgeschoben worden seyn. So kann man durch Aufmerksamkeit und Ordnung manches zu großem Vortheil benutzen.

Von der Mäßigkeit und Sparsamkeit.

Diese beiden häuslichen Tugenden sind der Grundpfeiler der häuslichen Glückseligkeit. Den meisten unter uns sind sie durchaus nöthig, wenn wir nicht bald zu Grunde gehen wollen; und selbst den Reichern an Gütern sind sie unentbehrlich. Sie folgen aus der Ordnung, oder sie sind vielmehr die Ordnung selbst im Genuß mit Vorsicht und Hinsicht auf die Zukunft. Der Mäßige hält ein im Genusse, um desto länger genießen zu können: der Sparsame geht haushälterisch um mit den Mitteln des Genusses, damit sie ihm nicht fehlen zur Zeit, wenn es am nöthigsten ist. Der Mäßige erreicht mehrere wohlthätige Zwecke durch seine Mäßigkeit. Er verlängert den Genuß und sichert ihn für die Zukunft, und ihm ist doppelt wohl bei dem Gegenwärtigen. Er ist froh, aber nicht ausgelassen; er genießt, aber er schwelgt nicht. Er nimmt zum Bedürfniß und zur Sättigung, aber nicht zur Völlerei; um Kräfte zu sammeln, nicht um sich zu mästen. Seine Seele herrscht über seinen Körper, und er läßt sie nicht in der Unthätigkeit des Körpers einschlummern. Mäßige Mahlzeiten geben frohe Tage und ruhige Nächte. Der gesättigte Mensch ist leicht und heiter und lebendig an Leib und Seele; der überfüllte ist träg und schleicht wie die Schlafsucht. Den Unmäßigen beschwert bald hier bald da eine Uebelkeit, und der Arzt und Apotheker haben zu arbeiten, um wieder gut zu machen, was er verdorben hat. Keines Dinges zu viel, ist ein goldenes Sprüchelchen überall. Mancher zerstört seine Gesundheit durch übermäßiges Arbeiten; aber mehrere zerstören sie sich durch Uebermaß in Speise und Trank. Beides ist sehr schlimm, aber das letzte ist schändlich. Durch Ausschweifung entehrt der Mensch seine Vernunft, indem er sein Glück verwüstet. Er sinkt fast tiefer, als die unvernünftigen Geschöpfe, welche selten über ihr

Maß verzehren. Ein Landmann, der den Pflug regiert und den ganzen Tag sich in der freien Luft bewegt, verlangt freilich billig mehr zu einer Mahlzeit, als ein Stubensitzer, der selten vom Stuhle aufsteht. Der Landmann arbeitet mehr mit dem Körper: sein Körper muß also mehr Nahrung haben. Er ist stärker; eben deswegen verzehrt er mehr. Mäßigkeit ist eine Sache, die bei verschiedenen Personen verschiedenes ist. Was für den einen zuviel wäre, ist für den andern noch zu wenig, und umgekehrt. Der sicherste Beweis, daß jeder sein richtiges Maß beobachtet, ist, wenn er beständig gesund, leicht munter und froh ist, wenn alle seine Arbeit fördert, wenn er nicht ungewöhnlich ermüdet; wenn er nach der guten Mahlzeit gut schläft, ohne viel und ängstlich zu träumen, wenn ihn sein Blut nicht peitscht, wenn er an Doktor und Barbier um Purganz und Aderlaß in zehn Jahren nicht denkt, und die Apotheke den Leuten in der Stadt läßt. Uns gewöhnlichen Landleuten wird die Mäßigkeit weit leichter, als den Reichen in der Stadt; die dann nicht einmal Gelegenheit haben, ihre Ueberfüllungen durch nöthige starke Bewegung einigermaßen wieder in Ordnung zu bringen. Daher sind in der Stadt Schocke von Krankheiten, die wir in unserer glücklichen Unwissenheit gar nicht kennen. Den Reichen ist also bei ihrem Ueberfluß vorzüglich die Mäßigkeit zu empfehlen; den Armen empfiehlt sie oder gebietet sie sich mit ihrer Begleiterin, der Sparsamkeit von selbst. Den Reichen ist sie höchst nützlich und nöthig; den Armen ist sie durchaus unentbehrlich. Sparsamkeit gehört durchaus zur Sorge für unser Glück, vorzüglich auf dem Lande. Wer bürgt uns, daß die künftige Ernte so reichlich seyn werde, wie die von diesem Jahr? Der Winter ist lang. Wenn das Obst alles frisch verzehrt oder verkauft und nichts getrocknet oder gebacken worden ist, so wird der Mangel dieser herrlichen gesunden Kost bald empfindlich gespürt. Werden die Bäume das künftige Jahr wieder so reichlich tragen? Vorrath im Keller und auf dem Boden

ist die Pflicht des Hausvaters und der Hausmutter. So wie jeder vernünftige einzelne Mann auf sein Alter denkt, so denkt der Hausvater an die Zukunft für seine Kinder. Es ist Pflicht, den Kindern so viel als möglich das Erbe ihrer Vorfahren zu erhalten. Es ist etwas ehrwürdiges, einen Hof von Vätern auf Söhne in einer langen Reihe Jahrhunderte herab beständig im Erbe und immer im Wohlstand zu sehen; eben so ehrwürdig als die Besitzungen der Vornehmen von Ahnen zu Ahnen herab. Nur Häuslichkeit, Ordnung und Sparsamkeit kann dieses bewirken. Es ist höchst wehmüthig, wenn man von einem Manne sagt, er hat Haus und Hof verlassen müssen: und höchst qualvoll muß es für ihn seyn, wenn ihm sein eigenes Gefühl sagt, er selbst sei Schuld daran. Diese Sparsamkeit wird desto nothwendiger, je mehr man jetzt von allen Seiten die Bedürfnisse des Lebens vermehrt. Wir haben jetzt in unsern Haushaltungen Dinge, die wir für unentbehrlich halten, von denen man vor hundert Jahren noch gar nichts wußte, und sich, ohne sie, doch eben so wohl oder besser befand. Der Tabak und der Kaffee verzehrt auch unter dem Landvolke große Summen, ohne daß er den geringsten Vortheil brächte. Verständige Aerzte behaupten und beweisen die Schädlichkeit von beiden; und doch nimmt der Gebrauch immer mehr überhand. Es ist ein großer Vortheil wenn man alle oder doch seine meisten Nothwendigkeiten aus seiner eigenen Wirthschaft nehmen kann, welches mit diesen beiden überflüssigen und doch kostspieligen Bedürfnissen durchaus unmöglich ist. Jeder für sich und alle für alle sollten nach und nach diesem Unheil zu steuern suchen, das schon manchen Magen und manche Geldbörse verdorben hat. Wenn man jemand, der es nicht gewohnt wäre, zur Strafe zwänge, Tabak zu rauchen oder zu schnupfen, so würde diese Strafe sehr grausam scheinen, so ekelhaft und widerlich ist diese berauschende giftartige Pflanze der Natur. Jetzt hat die verderbliche Gewohnheit auch fast die Natur verkehrt; so

viel Gewalt hat eine anfangs unsinnige Mode, wenn sie einmal durch Allgemeinheit das Lächerliche verloren hat.

Von der Arbeitsamkeit.

Arbeit erhält das Leben: der Mensch ist zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Fliegen. Wenn er nichts zu arbeiten hat, so sucht er sich wenigstens zum Ersatz Beschäftigungen; und thut oft, da er nichts Gutes zu thun weiß, etwas Böses. Das ist der Fall oft mit den Reichen, die in der Ueppigkeit des Ueberflusses an wahre Arbeit nicht denken. Daher das alte Sprichwort: Müssiggang, der Laster Anfang. Das erste wahre Geschenk, das also Aeltern ihren Kindern machen können, sie mögen arm oder reich, geringe oder vornehm seyn, ist, daß sie dieselben zur Arbeit gewöhnen. Er will nicht arbeiten, sagt man im gemeinem Leben von einem Menschen, der ganz unbrauchbar ist, und den man seine ganze Verachtung fühlen lassen will. Arbeit ist das erste Mittel, an Leib und Seele gesund zu seyn. Arbeit würzt die Mahlzeit, und dem Arbeitsamen schmeckt schwarzes Brot und eine Wassersuppe besser und wird ihm wohlthätiger, als dem faulen Schwelger fremde Weine und Wildpasteten.

Wie geht es, Nachbar? fragt man. Wir arbeiten brav, ist die Antwort; und da schmeckt das Essen und da sind wir gesund. Arbeit und Mäßigkeit sind die besten Aerzte. Der letzte begleitet gewöhnlich die beiden ersten. Der gute Arbeiter, welcher mäßige Mahlzeit hält, klagt selten über Magendrücken, Schwindel, Kopf-

schmerzen und Bauchgrimmen: der Doktor ist für ihn ein Mann, für den er in seinem Ausgabebuche höchst selten etwas anschreibt.

Die Arbeit ist das einzige sichere Mittel zum Wohlstande. So wohlthätig hat es durchaus der Himmel geordnet, daß immer ein Segen aus dem andern fließet. Der Arbeitsame erhält seine Gesundheit, und gewinnt Vorrath für künftige Vorfälle des Lebens. So jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen, sagt der biblische Sittenlehrer. Die Wahrheit des Spruchs zeigt sich bald an dem Uebertreter der Ordnung. Wer nicht arbeitet, verdient nichts, hat bald nichts und kann also nichts verzehren. Mangel und Dürftigkeit folgen dem Faulen auf dem Fuße nach. Schon die Faulheit selbst ist eine Krankheit; und wer ihr nicht bei Zeiten zu steuern sucht, fällt aus einem Uebel in das andere. Der Faule ist langsam, träge, verdrossen, mürrisch; und wird sodann furchtsam, blödsinnig, dumm. Selbst der Genuß des Lebens ist für ihn beschwerlich. Er ist zu faul zum Essen, sagt man, die faulste Faulheit auszudrücken: und sehr passend von einem solchen völlig unthätigen Geschöpf. Nur die größte Unbequemlichkeit und der schärfste Reiz des Hungers treibt ihn zur Schüssel; und er glaubt eine Arbeit gethan zu haben, wenn er den Magen zur gemächlichen Verdauung angefüllt hat. Träge Thiere sind zu nichts gut als zur Mast; aber die Mast des faulen Menschen ist der Gesellschaft eine doppelte Last, da er doch nun einmal Mensch ist. Die Faulen gehören zur Strafe der Erde; zu den Geschöpfen, von welchen man sagt, daß sie nur da sind, die Früchte des Landes zu verzehren. Nichts Verächtlicheres kann man von einem Menschen sagen als dieses; es ist nur in der Natur des Ungeziefers, alles zu verzehren und nichts zu erwerben. Die ganze Schöpfung ist thätig und regsam; alles arbeitet auf der Erde: alles hat den Trieb, die Sorgfalt für sich und seine Brut. Manche Thiere können dem Men-

schen Muster des Fleißes, der Arbeitsamkeit und der Sparsamkeit seyn.

Wie emsig im Grund sich die Ameise regt,
Und Körnchen bei Körnchen zum Vorrathe trägt!
Sie schafft in dem Sommer, damit es ihr nicht
Im Froste des Winters an Brote gebricht.

Dort sammelt die Biene mit künstlichem Sinn
Von Blume zu Blume den süßen Gewinn
Das wirthliche Völkchen fliegt ein und fliegt aus,
Und füllet mit Honig das zierliche Haus.

Geh, siehe das kleine, das fleißige Thier,
Du müßiger Fauler und lerne von ihr;
Geh, sammle wie Bienen, es eilet die Zeit;
Bald sind mit Gestöber die Fluren beschneit.

Durch Arbeit erwirbt man nicht allein, sondern man lernt auch Mäßigkeit und Ordnung. Wer es weiß, wie sauer manches zu erwerben ist, der lernt den Werth desselben schätzen, der denkt nach, wie viel mit dem Erworbenen gethan werden kann, und rechnet aus und setzt sich vor, so viel als möglich damit zu thun. Wer arbeitet, thut nichts Böses: denn nur dasjenige ist Arbeit, wodurch etwas Gutes und Nützliches für uns und Andere bewirkt wird. Wenn der Boshafte, der Menschenfeind den Untergang und das Verderben eines Andern sucht, und man sagt, er arbeitet, andere zu verderben; so ist dieses eine ehrlose schändliche Absicht und die Bemühung verdient nicht den guten Namen, daß es Arbeit genannt werde. So trachtet ein böser Geist Unglück zu stiften. Arbeit ist eine dauernde Beschäftigung zu einem nützlichen und löblichen Zwecke. Und wenn wir für uns und unsere Haushaltung sorgen, ohne daß wir Andern schaden, wenn wir unserm Nächsten helfen, ohne daß wir uns und unsere Familie ganz vernachlässigen, so kön-

nen wir in dem besten Sinne sagen, wir arbeiten: kein Zweck kann nützlicher und löblicher seyn.

Von der Klugheit und Bedachtsamkeit im Reden.

Zwischen Weisheit und Klugheit ist ein großer Unterschied. Der Weise ist immer klug; aber der Kluge ist nicht immer weise. Weisheit ist Tugend, verbunden mit Klugheit: Klugheit ist oft ohne Tugend. Wir sagen oft, er ist ein kluger Mann! von einem Menschen, der nur seine Geschäfte mit vieler Feinheit macht und sich zuweilen über einen Betrug, den man ihm nicht beweisen kann, kein großes Gewissen macht. Das ist eine sehr boshafte Klugheit. Aber wir sollen doch auch klug seyn; daß heißt: wenn wir gut und tugendhaft sind, so sollen wir uns auch bemühen, so zu scheinen, daß man uns nicht für schlimm halte, daß wir durch Unachtsamkeit, Leichtsinn und Unbesonnenheit nicht uns selbst und vielleicht auch Andern schaden. Was hilft es manchmal einem Manne viel in der Welt, wenn er auch wirklich der ehrlichste Mann ist, und doch Jedermann das Gegentheil von ihm glaubt und deßwegen durchaus kein Zutrauen zu ihm hat? Ist nicht ein wirklich ehrliches Mädchen eben auch unglücklich, wenn man ihre Ehre und Tugend überall bezweifelt, und ihr keine Sittsamkeit mehr zutraut? Der Schein thut viel in der Welt. Wir sollen also auch auf den guten Schein halten. Sehr schlimm ist es, wenn viele Menschen auf nichts mehr, als auf den Schein halten. Diese nennt man mit Recht, wenn sie fromm scheinen wollen, Frömmler

und Scheinheilige, und wenn sie für ehrliche Leute gelten wollen, Gleißner und Duckmäuser. Wir dürfen nur erst wirklich gut seyn, so wird uns der Schein nicht schwer werden. Der Schein ist meistens nur wegen der Schlimmen, welche so gern immer nur Arges von ihrem Nächsten denken, weil sie selbst arg sind. Wir sollen also Klugheit mit der Tugend verbinden; aber nicht durch den Schein der Klugheit den völligen Mangel der Tugend verbergen. „Seid klug," steht in der Schrift, „aber seid ohne Falsch! Wir sollen also nicht allein nichts Böses thun, sondern wir sollen auch etwas Gleichgültiges unterlassen, wenn es durch die Umstände uns in den Verdacht des Schlimmen bringen kann. Ich spreche nur vom Gleichgültigen, das an sich selbst weder gut, noch böse ist. Denn etwas wirklich Gutes dürfen wir auch des Verdachtes wegen nicht unterlassen. Zum Beispiel, es geht Jemand oft des Nachts einen gewissen Weg, wo man glaubt, daß er keine gute Absicht habe; so soll er ihn nicht gehen, wenn seine Absicht nicht wirklich sehr gut und wichtig, sondern vielleicht nur gleichgültig ist: denn er muß den Verdacht vermeiden. Es kann ihm selbst und vielleicht auch Andern schaden. Das verwickelt oft in gefährliche Weitläuftigkeiten, und man kann zuweilen dabei den guten Namen verlieren, ohne wirklich etwas Böses gethan zu haben. Und nach einem guten Gewissen ist ein guter Name für jeden Ehrliebenden das größte Glück in der Welt. Wer oft mit schlechten Leuten zusammen ist, den wird man bald für ihren Gesellen halten; und wenn er auch wirklich mit ihnen weiter keine Gemeinschaft hat. „Sage mir, mit wem du umgehst," heißt das Sprichwort, „und ich will dir sagen, wer du bist." Vor Gott ist es genug, reines Herzens zu seyn; denn Gott siehet das Herz an. Aber die Welt kann nicht die Herzen prüfen, und muß oft nur nach dem äußern Schein urtheilen. Wer also den Schein gar zu sehr vernachlässiget, handelt nicht klug, handelt auch nicht gut und weise. Denn da

wir mit Menschen umgehen müssen, sollen wir wissentlich den Menschen auch nicht die entfernteste Gelegenheit geben, Böses von uns denken zu können.

Eben so große Behutsamkeit ist im Reden nöthig. Die Zunge ist ein kleines Glied, aber sie richtet viel Unheil an. Gedanken sind zollfrei, sagt man; das heißt: der Mensch darf über alle Dinge nach seiner Ueberzeugung, so wie er die Wahrheit zu erkennen glaubt, bei sich urtheilen; aber sein Urtheil und das Gedachte zu sagen und unbedachtsam ohne Unterschied darüber zu sprechen, kann große, oft sehr schädliche Folgen haben. Wir haben vielleicht selbst noch nicht die Sache recht eingesehen, und setzen sodann durch unsere Voreiligkeit und Ungeschicktheit Andere in Verwirrung, aus der wir weder sie noch uns herausbringen können. Wir glauben, etwas sei wahr, welches doch vielleicht nicht wahr oder doch nur halb wahr ist. Wir glauben, etwas sei recht, welches doch nur unter gewissen sehr wenigen Umständen recht ist. Wir sind vielleicht gar nicht im Stande, über alle Umstände zu urtheilen, und wagen es doch, über die Sache selbst zu sprechen, als ob wir sie so gewiß und fest entscheiden könnten, wie zweimal zwei vier ist. Dadurch hat Mancher große Verwirrung angerichtet und sich in große Gefahr gestürzt. Bedenke doch, was Du sprichst! ist ein so gewöhnlicher Zuruf, eine so gewöhnliche Regel, daß man sie täglich vielmal hört; die aber desto öfter vergessen und vernachlässigt wird, je öfter man sie hört. Ein unbesonnenes Wort hat manchen ins größte Unglück gebracht. Er kann seine Zunge nicht im Zaume halten, ist ein Vorwurf, den man einem Menschen mit Recht macht, welcher sich durch seine Heftigkeit oder Unbesonnenheit verleiten läßt, Dinge zu sagen, die er nicht beweisen kann, oder die in seiner Lage doch ihm nur schaden, ohne fast jemandem zu nutzen. Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz, sagt der alte biblische Klugheitslehrer. Das erstreckt sich aber nicht so weit, daß wir zahm und

furchtsam schweigen sollen, wo Recht und Ordnung will, daß wir sprechen. Ein Mann, der mit Muth, Standhaftigkeit, Klugheit und Mässigung für sich und die Gemeine spricht, verdient den Dank und die Achtung aller seiner Mitbrüder, auch wenn er seinen guten, gerechten Zweck nicht erreichen und vielleicht für seine Offenherzigkeit leiden sollte. Gegen Unterdrückung und Ungerechtigkeit dürfen wir nicht allein, sondern wir sollen sprechen. Die höhere Obrigkeit wird und will uns schützen: es ist ihre Pflicht, so wie es unsere Pflicht ist, ihr zu gehorchen und uns mit Ehrerbietung gegen sie zu betragen. Aber Gerechtigkeit und Ordnung, Mäßigung und Klugheit müssen überall unsere Führerinnen seyn. Unnütze Worte verderben die Sache. Wir beleidigen oft durch ein übereiltes Wort bitter und ziehen uns unnöthige Feindschaften zu, die wir mit vieler Mühe kaum wieder aussöhnen können. Ueberhaupt ist das Vielreden selten ein Zeichen der guten Rede. Wenig reden und viel denken ist allezeit besser, als viel reden und wenig denken, wie das oft der Fall ist. Wo viele Worte sind, da geht es ohne Sünde nicht ab, da werden gewöhnlich manche Fehler gemacht. Daher ist ein Großsprecher nie in dem Ansehen, daß er viel Verstand und Muth habe.

Auch in unsern häuslichen Angelegenheiten und in Gesellschaften ist die äußerste Behutsamkeit der Zunge nöthig, damit wir uns nicht schaden oder durch Uebereilung und Unachtsamkeit Böses stiften. Ein Wort giebt das andere, sagt man im Guten; aber eben so oft giebt ein Wort das andere im Schlimmen. Aus einer Freiheit wird oft Ausgelassenheit, aus der Ausgelassenheit wilder Muthwille, aus diesem Bitterkeit, aus dieser Beleidigung, aus der Beleidigung heftiger Zorn und großes Unglück. Der Sittenlehrer der Schrift kann nicht oft genug wiederholen: bewahre deine Zunge. Auch wird oft durch Leichtsinn im Reden, wenn auch nicht sogleich Unheil daraus entstehet, doch viel Schaden gestiftet. Viele ärgern

ſich vielleicht über unſittliche und unanſtändige Ausdrücke, die ein Anderer im ungezogenen Muthwillen redet. Hier kann oft Unbeſonnenheit ſo viel Böſes anrichten, als die Bosheit ſelbſt. Wehe dem Menſchen, durch welchen Aergerniß kommt; ſteht im Teſtamente. Vorzüglich iſt es unverantwortlich, wenn viele ſo äußerſt leichtſinnig ſind, im Beiſeyn von jungen unſchuldigen Leuten oder Kindern ohne Scham und Gefühl für Sittſamkeit Unanſtändigkeiten zu ſprechen. Das Unglück, das daraus entſteht, iſt oft nicht zu zählen. Ein Zotenreißer iſt ein verächtlicher Menſch, der jeder geſitteten Geſellſchaft Schande macht. Wer ſich aber nicht vor Kindern ſchämt, der iſt die Unverſchämtheit ſelbſt. Auch die Heiden gaben dieſes Gebot, man ſollte Ehrfurcht vor den Kindern haben; das heißt, man ſolle in ihrer Gegenwart durchaus nichts thun und reden, was auf irgend eine Weiſe ihre jungen Seelen verderben könnte. Mancher ſucht eine Ehre darin, daß eine Geſellſchaft eben nicht gezogener Leute ſeinen ſchmutzigen Witz belacht: er ſollte aber dabei bedenken, daß Vernünftige ihn verachten, und daß vielleicht ſelbſt ſeine übeln Geſellen nur deßwegen froh ſind, daß ſie ſelbſt noch nicht ſo unverſchämt ſind, als er ſich durch ſeine Ungezogenheiten zeigt.

Von der Freude.

Freude, Gottes ſchöne Gabe,
Schmücket rund umher die Flur;
Von der Wiege bis zum Grabe
Lächelt Freude der Natur.

Zu des Schöpfers Heiligthume
Macht die Freude Wald und Au';
Freude blüht in jeder Blume,
Perlt in jedem Tropfen Thau.

Freundlich sinkt die Sonne nieder;
Freude strahlt ihr letzter Blick:
Majestätisch kommt sie wieder,
Bringt die Freude neu zurück.

Freude hauchen warme Düfte
Mit dem Frühling durch das Blut;
Freude wehen kühle Lüfte
In des Sommers hoher Glut.

Freude ruft nach dem Gewitter
Alles durch das weite Feld;
Freude scherzet um den Schnitter,
Der die schwere Garbe hält.

Freude wirbelt durch die Lauben
Aller Vögel Lustgesang:
Freude blicken Purpurtrauben
An des Hügels Rebengang.

Freude nickt mit vollen Aesten
Uns der Obstbaum freundlich nach;
Freude säuselt in den Westen,
Murmelnd in dem Kieselbach.

Freude blitzet nach dem Sturme
Selbst des Winters Angesicht,
Wenn die Dole von dem Thurme
Traulich mit der Elster spricht.

Freude jagt den Schwarm der Knaben
Auf dem Teich im raschen Lauf;
Und als Freunde ziehn die Raben
Ernst zum Fest mit ab und auf.

Freude treibt das muntre Mädchen,
Wenn der Sand im Glase sinkt,
Von der Nadel und dem Rädchen
Zu der Freundin, die ihr winkt.

Freude hallet von der Tenne,
Wenn der Schnee im Hofe flockt,
Und die Wirthin Hahn und Henne
Vor der Thür zum Futter lockt.

Freudig hüpft der Wiegenknabe
In dem Arm der Wärterin;
Freudig sieht der Greis am Stabe
Auf die kleinen Enkel hin.

Freude macht den guten Alten,
Wenn die Schwätzer seine Knie
Ungestüm umschlungen halten,
Selber wieder jung wie sie.

Freude, Gottes schöne Gabe,
Schmücket rund umher die Flur:
Von der Wiege bis zum Grabe
Lächelt Freude der Natur.

Alles durch die ganze Natur zeigt uns, daß der Mensch zur Glückseligkeit, zur Freude geschaffen ist. Die Sinne fühlen es, die Vernunft ruft es in uns und die Religion bestätiget es mit ihrem heiligen Ausspruch. Alles was ist, soll glücklich seyn, soll Freude haben, so viel es genießen kann. Gott ist unser Vater, der Vater will seinen Kindern nur Wohlthaten geben. Gott ist die Liebe; die Liebe theilt nur Freuden aus. Die reinsten, unschuldigsten, wohlthätigsten und dauerhaftesten Freuden sind die Freuden der Natur. Diese können wir auf dem Lande vorzüglich reichlich genießen. Jede Jahreszeit wechselt mit eigenen Geschenken; jede bietet ihren eigenen Genuß dar. Im Frühling ist die Erde ein Blumen-

teppich und die Luft ein Balsamhauch; alles wacht und lebt und wirkt von neuem. Wer sich da nicht freuen kann, muß sehr unglücklich seyn. Der Sommer giebt mit dem Heu und Getreide allerlei herrliche erfrischende Früchte, und seine Arbeiten sind mit tausend Annehmlichkeiten durchwebt für alle, die sie genießen können. Der Herbst ist ein Segensbringer an Obst und Wein, reichlicher oder sparsamer, und oft in solchem Ueberfluß, daß wir aus Leichtsinn den Reichthum nicht mehr achten. Jeder Ort und jede Gegend giebt ihre eigenen Schätze, wenn der Fleiß der Menschen sie nur bauen und sammeln will. Die Hügel geben Trauben, die Thäler Obst und Erdfrüchte aller Art. Der Winter ist die Ruhe des Jahres, aber dennoch reich an Freuden für jeden, der die übrigen Jahreszeiten that, was er thun sollte und des Winters nicht vergaß. Der Winter belebt die ganze Natur von neuem: er giebt Stärke und Kraft und Munterkeit und Thätigkeit zum kommenden Jahre. Wäre das Jahr ein beständiges Einerlei, so würden uns bald Ueberdruß und vielleicht Ekel im Genusse stören. Aber der gütige Vater der Natur hat in seinen Geschenken die wohlthätigste Abwechselung. Alles kommt und geht und kommt wieder in seiner Reihe, mit immer neuer Verschönerung durch die wohlthätige Wirkung des Himmels und unsern eigenen Fleiß. Zur Freude ruft uns also alles, was wir hören; winkt uns alles, was wir sehen. Der wäre höchst undankbar gegen den Himmel, der sein Herz der Freude verschließen wollte. So wie ein froher, glücklicher Vater nichts lieber sieht, als wenn seine ganze Familie um ihn her versammelt sich freuet, so blickt Gott gewiß mit dem größten Wohlgefallen auf alle seine Geschöpfe herab, wenn alle mit froher dankbarer Seele das Glück genießen, zu welchem er sie geschaffen hat. Aber unsre Freude muß menschlich, muß vernünftig und mäßig seyn. Wer nur die Sättigung und den Rausch der Sinne kennet und darin seinen ganzen Genuß setzet, ist noch nicht der hohen Vorzüge

werth, die ihm der Himmel gegeben hat. Die Sinne dürfen die Freude mit genießen; denn der Himmel hat sie uns auch gegeben, indem er uns zu Menschen schuf: aber die vernünftige Seele muß beständig am Ruder sitzen, um alles zu ordnen und zu sichern, damit die Sinnlichkeit nicht den Meister spiele und allen Genuß für Gegenwart und Zukunft verderbe, anstatt ihn zu erhöhen. Die Freude wird wohl zuweilen laut, bricht wohl in ihrem Strome des Frohsinns in Gesang aus. Niemand darf und wird das tadeln, wenn er auch nicht selbst immer mit einstimmen kann. Aber wenn die Lust zu ausgelassener Wildheit, der fröhliche Gesang zum widerlichen, übertosenden Lärm wird, so verschwindet das schöne Geschenk des Himmels, die Freude, und es tritt oft Verdruß an ihre Stelle. Wer in seinem Genusse Sittsamkeit, Mäßigkeit und vernünftige Besinnung vergißt, ist jeder ordentlichen Gesellschaft eine Schande; und man schämt sich seiner mit Recht und sucht ihn zu vermeiden, wenn man ihn nicht bessern kann. Ein muthwilliger Freudestörer ist nie ein guter Mensch; und derjenige muß gewiß sehr unglücklich oder sehr böse seyn, dem eine unschuldig frohe Gesellschaft nicht Theilnahme an ihrem Vergnügen einflößt. Wer frohen Sinn hat, suche diesen frohen Sinn zu erhalten. Mit Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit, Fleiß und Erfüllung aller seiner Pflichten ist man beständig zufrieden, und die Heiterkeit verläßt nie ganz. Jede Lebenszeit so wie jede Jahreszeit hat ihre eigenen Freuden. Das Kind, der Knabe, der Jüngling, der Mann, der Greis haben sie; und wohl dem Alten, der noch mit grauem Haupte Antheil an den Freuden der Jugend nehmen und sie durch ernste Zurechtsweisung ordnen und befördern kann! Der wahren, reinen Natur darf sich Niemand schämen. Wer den Geschmack daran verloren hat, der ist schon fast für die Welt, für seine Freunde und für sich selbst verloren. Wenn man einen recht unglücklichen Mann nennen will, so sagt man wohl, er hat alle Freude verloren. Möchte unter un-

fern guten Bekannten kein einziger solcher seyn: und wenn je einer ist, so wollen wir mit brüderlicher Theilnahme durch jedes Mittel ihn zu erheitern suchen. Er lernt sich wieder freuen, sprechen wir, wenn wir die sichere schöne Hoffnung der Genesung von einem Kranken geben wollen, er leide an der Seele, oder am Körper. Der Himmel mag denen verzeihen, welchen es ein Vergnügen ist, die Freuden der Menschen zu zerstören; wir wollen sie bedauern.

Von der Traurigkeit und dem Leiden.

So viel Freude und Genuß uns auch der Himmel giebt und bereitet, so ist doch das Leben nicht ohne Leiden. Der Kelch des Lebens ist nie ohne Mischung von Bitterkeit; selbst der Glücklichste kostet das Loos der Menschlichkeit. Der Mensch ist ein unvollkommenes Geschöpf: Unvollkommenheit erzeugt Schwachheit; Schwachheit Fehler; Fehler bringen Beschwerlichkeiten; eine Beschwerlichkeit wird Ursache von andern: und endlich wird zuweilen das Leben, verschuldet oder unverschuldet, eine Kette von Ungemach, deren ersten Grund wir kaum finden können. Und wenn wir die Klugheit der Engel und ihre Tugend hätten, würden wir doch nicht ganz ohne Leiden seyn; denn auch Engel sind nicht unendlich. Nur der Unerschaffene allein ist rein und von sich selbst und durch sich selbst ewig vollkommen und ewig nothwendig selig. Als Menschen müssen wir also Leiden erwarten, uns als Christen darauf vorbereiten mit Muth und Stärke und Geduld, sie annehmen mit Gelassenheit und tragen mit Standhaftigkeit. Haben wir sie verschuldet, so lernen wir daraus Weisheit und Vorsichtigkeit, um sie inskünftige zu vermeiden: sind wir uns keiner Schuld bewußt, so unterwerfen wir

uns mit Ruhe der allgemeinen Fügung des Himmels und glauben, daß wir als Menschen nicht ganz ohne Leiden seyn können, und daß doch endlich Gottes Güte noch Alles zu unserm Besten führen werde. Obgleich dieses Leben kein Jammerthal ist, noch seyn soll, so kann es doch, unserer endlichen Natur nach, und als eine Vorbereitung auf einen künftigen weit vollkommenern Zustand, nicht ohne manches Uebel seyn. Aber alles Uebel wird sich zum Guten lösen: und es hängt von uns ab, dadurch nach der Absicht Gottes weiser und stärker und besser und hier schon vollkommener zu werden. Wir dürfen also nicht glauben, daß Unglücksfälle und ungewöhnliches Elend willkürliche grausame Strafen Gottes sind. Gott straft kein Geschöpf, um es elend zu machen: er ist kein Mensch mit Zorn und Leidenschaft. Wenn wir sagen, Gott zürnt, so ist das sehr menschlich gesprochen, und heißt nur: Gott will die Menschen durch nothwendige natürliche Folgen ihrer Vergehungen und Laster, wie ein Vater durch heilsame Züchtigung, zur bessern Einsicht bringen, damit sie nicht ferner den Weg der Tugend verlassen und für sich und Andere in der Welt Unglück stiften. Manche Leiden sind schon so nothwendig mit der menschlichen Natur verbunden, daß wir sie als ein Loos unserer Sterblichkeit nehmen müssen. Eben deßwegen sind wir hier nur Menschen, das heißt Geschöpfe, die eben diese Naturen, eben diese Fähigkeiten, eben diese Freuden und Leiden haben und haben sollen. Gottes Rathschluß ist der beste; und kein Sterblicher hat ihn ganz durchschaut.

Wir mögen so aufmerksam über unsere Gesundheit wachen, als wir nur können, irgend ein Zufall kann uns eine mehr oder weniger gefährliche Krankheit zuziehen, die mit mehr oder weniger Schmerzen verbunden ist. Es ist menschlich; das ist allerdings ein gründlicher Trost. Wer ist so kühn und vermessen, eine Ausnahme von dem allgemeinen Loose nothwendig machen zu wollen. Unsere Väter sterben, wie ihre Väter gestorben sind; und wir selbst wer-

den sterben, wie unsere Väter. Der ist gefühllos, der dann dem Loose der Menschlichkeit keine Thräne der Rührung und Wehmuth zollen kann. Aber dieses Loos ist menschlich, und die Thräne ist es auch. Trauern dürfen wir; denn es liegt in der Natur. Der Himmel selbst führt Zufälle herbei, wo die Wehmuth unwillkürlich in unser Herz bringt und die Thräne unbemerkt in unser Auge tritt. Trauern führt zum Ernst, Ernst zum Nachdenken, Nachdenken zur Weisheit, und Weisheit zur Glückseligkeit. Wir sollen aber nicht die Traurigkeit bei uns so herrschend werden lassen, daß wir dadurch unser Leben verseufzen, die Kräfte unserer Seele und unseres Körpers schwächen, unsere Pflichten vergessen und uns und unsere Familie und Freunde mit uns unglücklicher machen, als wir sonst wären. Wir sollen durch Unglück Muth sammeln, aber uns nicht niederschlagen lassen. Unglück bildet den Menschen oft zur Tugend, den das Glück fast verzogen hatte. Alles, was der Himmel uns schickt, sollen wir zu unserer Besserung und Befestigung im Guten nützen. Der Mensch, der sich in Glück und Unglück nicht mäßiget und sich nicht gleich bleibt, sieht das Leben und die Dinge des Lebens noch nicht mit rechten Augen an. Wir sollen nicht hart und unempfindlich seyn; aber der Schmerz soll uns nicht völlig niederschlagen, daß wir nicht uns selbst und unsere Freunde und alle, denen wir Pflichten schuldig sind, darüber vergessen. So wie die Freude größer wird durch Theilnahme, so wird der Schmerz kleiner. Es ist also Menschlichkeit und Christenpflicht, den leidenden, trauernden Bruder durch Freundschaft aufzurichten, seinen Kummer zu theilen und ihn zu zerstreuen; alles aufzusuchen, was ihm seine Leiden erleichtern und vergessen machen kann, mit Rath und That ihm beizustehen, damit der Gram nicht in seiner Seele herrschend werde. Tröstet einer den andern, sagt Paulus, der tief aus dem Herzen des Menschen heraus und deßwegen wieder tief in das Herz des Menschen spricht. Wer des Trauernden spottet, des-

sen Seele ist hart wie ein Kiesel, und nicht werth, daß der Himmel ihm Freude gebe. Es giebt Unglücksfälle, wo sich Vernunft und männliche christliche Tugend bald faßt. Den Verlust des Vermögens vermindert der Gute durch innere Zufriedenheit, durch neuangestrengten Fleiß und Mäßigkeit. Ueber eine geringe Ernte tröstet die Hoffnung der künftigen. Gegen Bosheit und Verläumdung schützt ein gutes Gewissen und die Freundschaft der Rechtschaffenen; gegen Ungerechtigkeit die frohe Ueberzeugung, daß es besser sey, Unrecht zu dulden als zu thun, und daß wir nicht so böse handeln würden. Aber es giebt Schläge des Schicksals im Leben, die das Herz tiefer verwunden, und desto tiefer verwunden, je besser und gefühlvoller es ist. Die gewöhnlichen traurigen Begebenheiten des Lebens, der Tod geliebter Aeltern und Gatten, hoffnungsvoller, freudenversprechender Kinder, an denen jetzt schon die ganze Zärtlichkeit des Vaters und der Mutter hing, rühren die Seele auf lange Zeit mit unüberwindlicher Wehmuth, und jeder Gedanke, jede Erinnerung ist ein neues trauriges Gefühl. Untreue der Freunde, für deren Rechtschaffenheit wir fast mit unserer eigenen gebürgt hätten, und Betrug von Personen, die wir so innig liebten, so hoch schätzten; dieses alles sind Erfahrungen, die das Herz der edelsten Menschen mit Traurigkeit und zuweilen mit vieler Bitterkeit füllen. Diese Erfahrungen sind auch der Probestein unserer Vernunft und unseres Glaubens an Tugend und Vorsehung. Es ist freilich höchst traurig und niederschlagend, wenn wir Menschen, die wir sehr lange Zeit und fest für gut und redlich hielten, auf einmal sehr schlimm finden; wenn wir sehen, daß diejenigen, die wir für gerecht hielten, höchst ungerecht, die wir für leutselig hielten, höchst grausam, die wir wohlthätig glaubten, höchst eigennützig sind: und es ist schwer, nicht in den Glauben zu verfallen, alle Menschen seyen nichts werth, da uns diejenigen betrogen, die wir für die besten hielten. Aber wir dürfen in unserm Schmerz, in unserm Un-

muth nicht selbst ungerecht werden. Wie klein und eingeschränkt ist unsere Bekanntschaft! Es giebt der guten Menschen gewiß noch recht viele; und selbst unter den Schlimmen ist selten einer so schlimm, als man von ihm glaubt. Wir wollen unsern Schmerz und unsere Unzufriedenheit also auch in dieser Rücksicht zu mäßigen suchen. Jeder mag seine Gesinnungen und seine Handlungen verantworten. Der Himmel kennt das Herz eines jeden, und wird ihm endlich geben, was er verdient.

Wir wollen die Betrübniß und die Traurigkeit, so viel wir können, zu vermindern uns bemühen. Jeder Unglückliche soll bei uns Zuflucht, jeder Leidende bei uns Theilnahme, jeder Trostbedürftige aufmunternde Zusprache finden. Leiden sind nicht die Absicht des Himmels, aber oft heilsame Mittel, die Menschen so gut, so vollkommen und endlich so glücklich zu machen, als sie werden können. Keiner unserer Freunde soll in trüber, schwermüthiger Einsamkeit seinem Schmerze nachhängen; wir wollen ihn zu erheitern und ihn für die Freude empfänglich zu machen suchen. Und wo der Schmerz eines Unglücklichen unheilbar ist, so wollen wir eine Thräne des Mitleidens mit ihm weinen, und ihm wenigstens so viel Trost und Linderung verschaffen, als er in seinem Zustande haben kann.

Wer seinen Bruder leiden sieht
Und, kalt bei seinem Leiden,
Sich ihm zu helfen nicht bemüht,
Verdienet keine Freuden:
Wer nicht ein Mensch mit Menschen ist,
Ist noch viel weniger ein Christ.

Wir wollen nie vor Gram und Schmerz
Des Nächsten uns verschließen,
Und, wo wir können, in sein Herz
Trost, Muth und Labung gießen:

Denn glücklich, glücklich iſt der Mann,
Der Kummervolle tröſten kann.

Wer in ein Haus, wo Trauern war,
Die Freude wieder bringet,
Den ſegnet dort der Sel'gen Schaar,
Die ſchon am Throne ſinget,
Wenn von des Leidenden Geſicht
Nun nur des Dankes Thräne ſpricht.

Vom Muthe.

In allen Lagen des Lebens iſt Entſchloſſenheit und Muth oft nöthig, manchmal unentbehrlich, und immer höchſt nützlich. Muth iſt eine ausgezeichnete Gabe des Mannes, die man bei ihm vorausſetzt und verlangt. Ein Mann, der keinen Muth beſitzt, gilt kaum für einen Mann; und ſelbſt die Weiber können ihm ihre Geringſchätzung kaum verbergen. Muth braucht nicht allein der Kriegsmann, der Reiſende, der Handwerker in gefährlichen Arbeiten; jeder Menſch braucht Muth bei vielen Vorfällen des Lebens. Wir können die Gefahren nicht vorausſehen, in welche wir gerathen werden. Nur Muth rettet in Gefahr; entfernt oder überwindet ſie. Wo mehr Stärke iſt, da ſetzt man auch mehr Muth voraus. Der Muth iſt Vertrauen auf ſeine Kräfte, Seelenkräfte oder Kräfte des Körpers. Man fordert alſo von dem Manne mehr Muth als von dem Weibe, weil er der Stärkere iſt: und wenn die Frau mehr Muth hat, ſo iſt es ein Beweis, daß ſie die Stärkere iſt; wenigſtens an Geiſt. Meiſtens thut Geiſtesſtärke mehr als Körperkraft. Der Mann ſoll nicht allein ſeines Weibes, ſondern ſeiner ganzen

Familie Schutz und Vertheidiger seyn: ohne Entschlossenheit und Muth wird er diese Pflicht sehr schlecht erfüllen. Den Muthlosen schlägt die kleinste Gefahr nieder, und er sieht oft die nächsten leichtesten Mittel zur Rettung nicht. Er hat den Muth verloren, sagt man von einem Menschen, der sich gar nicht mehr dem Unglück entgegen stemmen kann und der also alle Aussichten auf Glück durch eigene Kleinmüthigkeit aufgegeben hat. Ein solcher Mensch hat die Würde des Menschen verloren. Mensch seyn, heißt mit Vernunft und Kraft arbeiten und wirken, und durch sein Wirken etwas Gutes zu erreichen hoffen und den Ausgang der wohlgemeinten Arbeit dem Lenker des Schicksals überlassen. Wer nicht mehr wirkt und arbeitet und hofft, ist fast zur Maschine geworden. Beklagenswerth sind die Menschen, die durch widrige Schicksale sogleich kleinmüthig werden, die sodann in Traurigkeit, Furcht und Unthätigkeit versinken: und es ist unsere Pflicht, die wir nicht so schwach sind, sie so viel als möglich durch unsere Standhaftigkeit mit aufrecht zu halten.

Muth ist zwar ein Geschenk der Natur; und wem die Natur dasselbe versagt hat, der wird es sich nie in einem hohen Grade erwerben, aber wir können doch durch Vernunft und Uebung, durch Anstrengung und Abhärtung, durch Bekanntmachung mit Gefahren und glücklicher Ueberwindung derselben, nach und nach uns eine Festigkeit verschaffen, die dem natürlichen Muthe oft nichts nachgiebt. Noth bricht Eisen, sagt man, und Gefahr giebt Muth. Es ist aber immer ein mißliches Unternehmen, sich durch wirklich große Gefahren erst Muth erwerben zu wollen, in welche wir schon Muth mitbringen sollen. Jeder Mensch hat natürlichen Muth; nur wird er bei manchen in der Jugend genährt und ausgebildet, und bei manchen gedämpft und erstickt. In der Jugend muß dem Knaben Muth eingeflößt werden, der ihn als Mann einst zeigen soll. Wenn das Kind und der Knabe mit übertriebener Aengstlichkeit vor

jedem raſchen Schritte gewarnt werden, wenn die Mutter ihn nicht von der Hand und dem Gängelbande laſſen will, wenn man ihn mit Ammenmährchen, Geſpenſtergeſchichten und allen Albernheiten des Aberglaubens überall einzuſchränken ſucht, und dadurch ſeine junge empfängliche Einbildungskraft auf ſein ganzes Leben krank macht; wenn jeder Fall, jedes Stolpern, jeder wunde Finger und jede blutige Naſe kläglich betrauert und mit furchtbaren Beiſpielen aller Art begleitet wird, ſo wächſt die Furcht mit den Jahren, wie der Muth gewachſen wäre; und es iſt dann zu ſpät, wenn man endlich dem Jünglinge die mädchenhafte Bangigkeit durch Vernunftgründe benehmen will. Der Knabe ſoll Muth haben und ihn nähren und wachſen laſſen. Es iſt ein muthiger Knabe, ſagt man mit Vergnügen von einem Kleinen, der in ſeinen Kinderſpielen ſchon zeigt, daß er einſt ein feſter, ernſter, entſchloſſener Mann ſeyn werde. Die Natur wird ſchon ſelbſt warnen, und zu rechter Zeit gegebene Vorſtellungen und Zurechtweiſungen werden die jugendliche Hitze ſchon mäßigen. Es iſt immer beſſer, man hat einſt den Zügel nöthig, als den Sporn: man kann das Feuer eher dämpfen als anfachen; den Muthigen eher zurückhalten, als den Furchtſamen vorwärts bringen.

Daß die Weiber nicht den Muth der Männer haben, liegt in der Natur, und iſt weiſe Abſicht der Natur. Ihr Bau iſt feiner und zarter; ihre Geſchäfte ſind mehr häuslich und wirthlich: ſie ſind nicht zu großen Unternehmungen beſtimmt. Ein Weib kann des Muthes eher entbehren, als ein Mann; er würde ihr oft nicht einmal zur Ehre gereichen. Wir wollen gewiß keine Frau loben, wenn wir von ihr ſagen: ſie iſt ein wahrer Dragoner von einem Weibe. Schüchternheit, Beſorglichkeit und etwas Furchtſamkeit liegen in dem Weſen der Weiber; und der Himmel hat dieſes ſehr weiſe eingerichtet; denn dieſe Schwachheiten ſind ſehr genau mit den weiblichen Tugenden der Sittſamkeit, der Schamhaftigkeit und

Sanftmuth verbunden. Aber wenn diese Furchtsamkeit in erschütternde Aengstlichkeit ausartet, so ist sie auch dem Weibe schädlich und selbst bei dem Weibe lächerlich: und das Weib muß sodann sich durch vernünftiges Nachdenken davon los machen und etwas Entschlossenheit und Unerschrockenheit zu erhalten suchen. Dieß ist nöthig, zumal bei uns auf dem Lande, wo die meisten Arbeiten immer etwas beschwerlich sind, und es manche Gelegenheit giebt, wo auch Frauen durch ihre Kleinmüthigkeit und Bangigkeit zu ihren Pflichten ungeschickt werden. Muth ist zu allen Dingen gut, aber der Muth des Weibes bestehet mehr in stiller Ruhe und Gelassenheit und williger Folgsamkeit, wo die Nothwendigkeit irgend etwas Gefährliches herbeiführt, das überstanden werden muß. Der Mann soll durch seine stärkere Vernunft und durch seinen höhern Muth den Muth des Weibes unterstützen; und wenn die Frau in seinen Gründen und seiner festen Entschlossenheit Beruhigung findet, so ist das alles, was man von ihr erwarten kann.

Von der Zufriedenheit mit unserm Zustande.

Es ist eine allgemeine Bemerkung durch alle Stände der Welt, daß fast Niemand mit seinem eigenen Zustande durchaus ganz zufrieden ist. Wenn dieses bloß eine regsame innerliche Unruhe ist, daß wir uns in unserer Lage noch besser befinden könnten und also besser seyn sollten; wenn wir uns also bestreben immer besser zu werden, um uns besser zu befinden; so verdient dieses keinen Tadel. Es ist dieser Wunsch und dieses Bestreben vielmehr ein Geschenk des Himmels, und soll immer fortdauern, um uns zu beständiger Thätigkeit anzutreiben und zu weitern Fortschritten anzuspornen.

Wenn aber daraus ein peinliches Mißvergnügen entsteht, wenn wir verdroſſen zu unſern Pflichten werden; wenn wir das nicht froh genießen, was wir haben, weil wir ängſtlich nach dem geizen, was wir nicht haben und auch vielleicht nicht erhalten können; ſo iſt dieſes eine thörichte Selbſtplage, Vergiftung unſerer beſten Freuden und die Quelle vieles Unglücks für uns und Andere.

Der Himmel hat das Ganze geordnet und jedem ſeine Stelle angewieſen, auf welcher er ſtehet. Wer ſeine Lage in der Welt ſelbſt gewählt hat, der hat ſeine Freiheit gebraucht und hat dadurch über ſich ſelbſt beſtimmt. Iſt es nun nicht Kurzſinn und Kleinmuth, Mißvergnügen darüber zu haben, was man doch mit freier Willkür ſich ſelbſt ausgeſucht? Wer die eigene Wahl nicht hatte, muß glauben, der Himmel habe für ihn gewählt; und der Himmel ſorgt für alle ſeine Kinder gut, wenn nur jedes die Mittel brauchen will, die ihm der Himmel zu ſeinem Glück in ſeiner Lage angewieſen hat. Wer mit ſeinem eigenen Willen unzufrieden iſt, iſt ein Thor; wer aber wider den Willen und die Weisheit des Himmels murret, iſt ein Ruchloſer. Vernunft, Tugend, Arbeit, Mäßigkeit, Vertrauen auf Gott, der unſer Vater und allgemeiner Verſorger iſt, ſind in jeder Lage Mittel, ein ruhiges und zufriedenes Herz zu bekommen und zu erhalten.

Kein Stand in der Welt iſt ganz ohne Unannehmlichkeiten; wir ſind überall Menſchen und haben überall mit Menſchen zu thun. Es kann durchaus nicht Alles nach unſerm Willen gehen. Das allgemeine Loos der Menſchheit iſt eine Miſchung von Freuden und Leiden, Anmuth und Bitterkeit: wenn der Menſch verſtändig iſt, ſo wird immer der Freuden und der Anmuth mehr ſeyn, als der Leiden und der Bitterkeit. Die meiſten Unannehmlichkeiten in der Welt ſind doch unſer eigenes Werk. Wir ſollen alſo darauf denken, ſie zu entfernen, und nicht deßwegen über das Schickſal murren. Es iſt eine allgemeine Seelenkrankheit der Menſchen, Andere

für glücklicher zu halten, als sich selbst. Schon dieser Gedanke zeigt von Schwachheit; und in sofern ist man freilich nicht glücklich, weil man so schwach ist, zu glauben, daß man es nicht ist. Aber wer daraus Veranlassung und Ursache zum Trübsinn, zum mürrischen Wesen, zur herrschenden Unzufriedenheit nimmt, der verräth bei seiner Schwachheit noch Bösartigkeit. Wir sollten uns freuen, wenn Andere glücklicher wären als wir selbst sind. Aber das ist doch meistens nicht der Fall. Das Glück eines Jeden liegt in seinem Gefühl, in seiner Ueberzeugung. Und dieses Gefühl, diese vermeintliche Ueberzeugung ist bei den meisten Menschen, die wir wegen ihres Glücks vielleicht beneiden, weit peinigender und quälender als bei uns selbst. Wir pflegen oft die Reichen und Vornehmen zu beneiden, und haben wirklich gar nicht Ursache. Der Reichthum könnte zwar viel zur Vermehrung des irdischen Glücks beitragen; aber er trägt selten viel dazu bei. Mit ihm kommen Sorge, Furcht, Mißtrauen, oft Langeweile und Grillen, oft wohl gar Hartherzigkeit und Geiz. Alle diese Thorheiten bringen keinem Menschen Gutes, und machen dem Besitzer am meisten das Leben schwer. Mancher, der Geld und Gut in Menge hat, weiß vor Angst nicht, was er mit seiner Zeit anfangen soll, verfällt aus einer Thorheit in die andere und verschwendet endlich Zeit und Geld ohne Sinn, und hat dafür nichts, als bittere Reue. Den Vornehmen quälen seine Geschäfte, seine Feinde, deren er immer mehr hat als ein Geringer, seine Plane, sein Ehrgeiz; und quälen ihn desto mehr, je empfindlicher er gegen Alles ist. Daher findet man nirgends mehr mißvergnügte und unzufriedene Leute aller Art, als unter den Reichen und Vornehmen: denn es hat Niemand mehr Zeit und Gelegenheit, so viel Grillen zu sammeln, die Einbildung so zu beschäftigen, so viele unnütze Dinge anzufangen und mit so vielen Thorheiten sich zu beschäftigen. Es ist daher sehr gewöhnlich, daß man diese Reichen und Vornehmen eben in dem Mißmuth

und dem Gefühl ihres erträumten Unglücks und ihrer selbstgeschaffenen Leiden sagen hört: „Es ist doch niemand so glücklich als der Bauer und der Landmann!“ Ihr Wunsch ist eben so übereilt und unüberlegt, als wenn der Landmann sie beneidet. Die Thorheit ist auf beiden Seiten gleich groß. Jeder könnte und sollte sich in seiner Lage sehr wohl befinden, ohne eine gehässige Vergleichung anzustellen. Der Vernünftige steht an jeder Stelle gut, wo er sich selbst, oder wo ihn die Vorsehung hingesetzt hat. Der Unzufriedene sucht die Zufriedenheit überall vergebens. Der Vernünftige hat nicht mehr Bedürfnisse, als er Mittel hat, sie zu befriedigen; und der Unverständige fände in dem Besitze aller Schätze der ganzen Welt nicht Mittel genug, allen seinen Thorheiten und Gelüsten Genüge zu thun. Wir Landleute haben in unserer Lebensart schon das beste Mittel gegen das Mißvergnügen. Arbeit und Anstrengung den ganzen Tag läßt keine Grillen aufsteigen, würzt eine einfache, mäßige Mahlzeit und bringt einen ordentlichen, gesunden Schlaf. In der Stadt ist es keine bloße Höflichkeit, wenn man sich beständig gegenseitig fragt, ob man wohl geschlafen habe, weil wirklich dort Viele aus mancherlei Ursachen oft sehr übel schlafen. Es ist daher den Städtern meistens eine wahre Wohlthat, uns auf dem Lande, oder vielmehr nur das Land besuchen zu können, weil da die schöne, herrliche Natur ihnen doch einige Bewegung abnöthiget und sie also zwingt, sich etwas besser zu befinden. Der weiche Pfühl des Reichen ist oft mit mehr Angst und Kummer und Sorge bestreut, als das harte Lager des Tagelöhners, der die Augen schon zum sanften Schlafe schließt, wenn er sich kaum hingestreckt hat. Gesetzt auch, unsere Lage hat manche Beschwerlichkeiten, wie es denn nicht anders möglich ist, so machen wir durch Mißmuth und Aergerniß nichts besser, aber wohl Vieles, ja fast Alles schlimmer. Unser Herz wird ganz verstimmt; es ist uns kein Genuß mehr Genuß; Verdrossenheit und Trägheit setzt sich in unserm ganzen We-

sen fest: die Hoffnung fühlen wir mit ihrer ängstlichen Marter und nicht mit ihrer lindernden Stärkung: und wenn sie fehlschlägt, so ergreift uns verzweifelnde Kleinmüthigkeit, aus der uns kaum alle Kraft der Vernunft und Religion herausheben kann. Mit Heiterkeit haben wir schon in dem gegenwärtigen, sei es noch so klein und geringe, unendlich viel frohen Genuß für uns und die Unsrigen. Die Zukunft wird helle, weil unsere Seele ein heller Spiegel ist. Soll etwas irgendwo geändert und gebessert werden, so bessert man es immer nur mit Muth und frohen Sinn. Weisheit und Tugend ist in jeder Lage, in welche uns die Vorsehung setzt, der sicherste Weg, unser Glück und unsere Zufriedenheit zu finden. Daß in dem Umfange des Landlebens auch wirklich mehr wahrer Genuß und wahre Freude herrscht, beweiset, bei aller unserer Einfalt des Lebens, schon der erste Anblick des Volks. Es ist bei uns im Ganzen mehr Gesundheit, mehr Munterkeit, mehr Kraft, mehr Thätigkeit: warum sollte nicht auch mehr Zufriedenheit seyn? Mürrisches Mißvergnügen ist Versündigung an unserer Vernunft und an dem Schöpfer, der uns diese Vernunft und so viel herrliche Geschenke gegeben hat, täglich bereitet und immer zu geben verheißet.

Genieße, was dir Gott beschieden;
Entbehre froh, was du nicht hast;
Ein jeder Stand hat seinen Frieden;
Ein jeder Stand hat seine Last.

Von den Pflichten gegen Andere überhaupt.

In der Schöpfung Gottes ist überall Ordnung und Schönheit: überall deutliche Absicht, daß er nur das Glück aller seiner Ge-

schöpfe will. Wer diese Ordnung störet, diese Schönheit entstellt, der ist der Verderber seines eigenen Wohls, der Beleidiger der Majestät Gottes. Wir fühlen Alle und beständig in uns das Bedürfniß und den Wunsch, daß es uns immer wohlgehe; wir wenden dazu jedes Mittel an, das uns unser Verstand zeigt. Wir verlangen, daß uns Niemand in der Erreichung unserer Absichten stören soll; und wir verlangen das mit Recht. Gott hat uns zu vernünftigen und glücklichen Geschöpfen geschaffen; und das wollen wir seyn. Aber Gott hat auch alle übrigen Menschen, die uns in Allem ähnlich sind, zu vernünftigen und glücklichen Geschöpfen geschaffen; und sie wollen das auch seyn. So wie sie uns also in der Erreichung unserer erlaubten Absichten nicht stören dürfen, so dürfen wir sie auch in der Erreichung der ihrigen nicht stören. Sie haben die nämlichen Bedürfnisse, die nämlichen Fähigkeiten, die nämlichen Gedanken; sie sind uns ganz gleich; sie sind Geschöpfe des nämlichen Gottes; sie haben das nämliche Recht. Jedermann fühlt die Verbindlichkeit der Pflichten, die ihn gegen Andere binden; aber Jedermann kann sie auch leicht sehen und begreifen, wenn er nur mit etwas Aufmerksamkeit nachdenken will. „Was du nicht willst, das dir die Leute thun sollen, das sollst du ihnen auch nicht thun!“ das ist ein alter, goldener, ewig wahrer Ausspruch, den die Weisen und Sittenlehrer aller Zeiten und Völker auf mancherlei Weise, aber immer mit dem nämlichen Sinn ausgedrückt haben. Er enthält den ganzen Grund unserer Pflichten gegen Andere, wie wir sie uns nur denken können. Gott will, es soll Alles Ordnung und Wohlstand seyn: beides kann nicht bestehen, wenn Jeder den Andern in seiner Ordnung und in seinem Wohlstande beeinträchtigen wollte. Gott ist die unendliche Vollkommenheit und allerhöchste reine Ordnung; wir sollen ihm so viel, als in unsern Kräften stehet, nacheifern: denn wir sind nach seinem Bilde geschaffen; er hat uns Vernunft und Liebe und Mitempfindung gegen unsere Mitgeschöpfe

gegeben. Kein Stern hemmt den andern in seiner Laufbahn; Millionen große Weltkörper gehen neben und zwischen einander mit der schönsten Eintracht, und bilden Jahrtausende und Jahrtausende das große, herrliche, glänzende, uns unbegreifliche Weltgebäude. So soll es auch auf der Erde gehen; wie im Großen, so im Kleinen; und so kann es gehen. Das Ganze ist gleichsam ein schönes, wohlgeordnetes Gebäude, wo jeder Theil in seiner Art gut und schön ist, aber es nicht bloß für sich allein ist, sondern auch die übrigen zweckmäßig mit unterstützet und sie wenigstens auf keine Weise hindert. Alles ist mit Weisheit und Kunst in einander gefügt; Alles ist zu einer allgemeinen Absicht abgemessen; Alles thut seinen Dienst, Nichts ist überflüssig, oder unnütz. So soll es unter den Menschen seyn; und so könnte es seyn, wenn Jeder in seiner Lage alle seine Pflichten treu erfüllen wollte. Wer die Verbindlichkeit seiner Pflichten läugnen wollte, der gäbe durch diesen ruchlosen Unsinn auch allen Uebrigen die Freiheit, sich gleichfalls von den ihrigen los zu machen. Und was entstände daraus? Alle Ordnung verschwände, alle Bande zerrissen, alle Sicherheit wäre verloren: Gewaltthätigkeit, Verwüstung und Gräuel würden herrschen, wie wir zuweilen in Ländern sehen, wo die Gesetze auf eine Zeit gar keine Kraft haben. Unsere Pflichten entspringen aus der ewigen Einrichtung der Natur und unseres Wesens; sie sind die einzigen Stützen unserer Sicherheit und unserer irdischen Wohlfahrt. Wer sich von seinen Pflichten lossagen wollte, sagte sich von seiner Vernunft los, sagte sich los von allen Ansprüchen auf die Rechte, die er als Mensch hat. Die Pflichten sind für Alle, binden Alle; aber sie sichern auch Alle, schützen Alle. Die Pflichten, die uns gegen Andere obliegen, liegen auch Andern ob gegen uns. Sie sind Menschen wie wir. Wir können in der Hauptsache auf die nämliche Weise und durch die nämlichen Mittel glücklich werden, durch gegenseitige Tugenden. Pflichten sind keine Lasten; denn ohne sie wären wir elend. Es giebt

vielleicht Fälle, wo sie Beschwerden zu seyn scheinen; aber meistens liegt die Beschwerde nur in unserer Kurzsichtigkeit. Eine kleine Mühe, mit welcher wir uns vor unendlichen, unabsehbaren Uebeln in Sicherheit setzen, ist eine sehr wohlthätige Mühe. Unsere Vernunft gebietet alle Pflichten und die Religion heiliget sie. Wir wollen also als vernünftige Geschöpfe alle unsere Pflichten und Alles, was denselben zuwider ist, kennen lernen, und nie etwas nur in Gedanken zu unternehmen, was das Glück unserer Mitbrüder stören könnte, und dadurch nothwendig unser eigenes in Gefahr setzen müßte.

Von der Gerechtigkeit.

Die erste, größte vorzüglichste Haupttugend, welche alle übrigen in sich begreift, ist die Gerechtigkeit. Ein Mann, der nicht gerecht ist, kann keine der andern Tugenden nur in einigem Grade besitzen. Die ganze Pflichtenlehre könnte man in die beiden Gebote fassen: „sei gerecht gegen dich selbst und gegen Andere!“ Wer gerecht ist, ist es gegen Alle; gegen Andere, wie gegen sich selbst. Es ist Niemand gegen sich selbst gerecht, der es nicht gegen Andere ist. Die Wage der Gerechtigkeit ist durchaus richtig, unbestechlich gleich. Laß Jedem das Seine; nimm ihm nichts auf keine Weise; weder durch Dieberei, noch durch gewöhnlichen Betrug, noch durch List, noch mit dem Schein des Rechts. Die große allgemeine Wichtigkeit dieser Pflicht erhellet aus der einmüthigen Uebereinstimmung aller Nationen des Erdbodens, der alten und der neuen, der rohen und der gesitteten. Die Verwaltung und Aufsicht über öffentliche

Gerechtigkeit machte bei allen den ersten Artikel ihrer bürgerlichen Einrichtungen aus. Alle übrigen Pflichten überließ man mehr der Weisheit und Klugheit der Familienväter und der Gewissenhaftigkeit eines jeden Einzelnen: die Gerechtigkeit, ohne welche durchaus gar keine Gesellschaft bestehen kann, war überall eine Sache des gemeinen Wesens. Alle Gebote in der Gesetzgebung Moses, nachdem er das Grundgesetz der Religion, die Verehrung des einzigen wahren Gottes befohlen hatte, handeln von der Gerechtigkeit. Vom vierten bis zum zehnten Gebote sind alle lauter nähere Bestimmungen dieses großen, heiligen Gebots. Der weise Führer des Volks glaubte, wer die Pflichten gegen Andere nach diesen Vorschriften erfüllte, werde die Pflichten gegen sich selbst nicht unterlassen; und berührte sie nicht in seinen Tafeln. Gerechtigkeit ist der ewig feste Grund jeder Verbindung. Jeder Staat bestellte Richter und Obrigkeiten unter allerlei Namen und Würden, das Recht zu erhalten, ohne welche der Staat bald selbst verloren ist. Wenn man ein recht unglückliches Land nennen will, dessen Fall und gänzliche Zerrüttung man befürchtet, so sagt man: „es ist keine Gerechtigkeit mehr im Lande; es herrscht Ränkesucht und Unterdrückung; das Recht ist feil und wird den Meistbietenden verkauft.“ Wo dieses ist, da sieht es sehr schlimm aus: jeder Fremde schlägt ein Kreuz und geht mit Furcht und Abscheu vorüber, und beklagt die Unglücklichen, welche dort wohnen müssen.

Wenn wir von Jemand sagen, er ist ein gerechter Mann, so hat wenigstens Niemand etwas von ihm zu befürchten, wenn man gleich noch nicht viel von ihm zu hoffen hat; aber wenn wir hören, Jemand sey ein ungerechter Mann, so fürchten wir uns billig, ihm zu nahe zu kommen. Ein ungerechter Mann ist der Inbegriff aller Laster und Verbrechen, deren die menschliche Natur zu ihrer Schande fähig ist. Ein Ungerechter ist hart, ist grausam, unbarmherzig, gewissenlos, lügnerisch, raubsüchtig; ist Alles, wozu ihn so eben

sein Vortheil verführe: und wenn er das Alles nicht zugleich ist, so kommt es bloß daher, weil es wider seinen Vortheil wäre. Dem Ungerechten ist nichts heilig; wo er Gewalt hat, spottet er hohnlachend der Gesetze, spottet alles theilnehmenden Menschengefühls, höhnt die Tugend mit frechem Witze und ist das Schrekken aller, die um ihn her und neben und unter ihm sind. Hat er nicht Gewalt, wird er durch Höhere im Zaum gehalten, so sind keine Ränke zu schlangenartig, keine Betrügereien zu niederträchtig, keine Schmeicheleien zu weggeworfen, keine Verdrehungen zu hämisch, die er nicht ersönne und brauchte. Den Verstand braucht er als eine Schlinge, den Unbefangenen und Einfältigen zu bestricken; Tugend zur Gleißnerei, sich das Ansehen eines sehr rechtlichen Mannes zu geben. Daher kommt eine große Anzahl von feinen, tückischen versteckten Bösewichtern, die alle Augenblicke die Worte: Recht und Rechtschaffenheit auf der Zunge haben, und bei jeder Gelegenheit, wo sie sicher können, auf die schmuzigste Weise nach dem kleinsten Vortheil haschen. Daher kommt eine große Anzahl von Zungendreschern und Rechtsverdrehern, die jedes Schlupfloch ausgattern, wo sie den Gesetzen entwischen und die unbesorgte Sicherheit übervortheilen können. Ein ungerechter Mann ist ein sehr böser Mann.

Wenn Staaten ungerecht gegen einander sind, so entstehen Kriege, welche die Geißel der Länder sind; wenn einzelne Bürger gegen einander ungerecht sind, so entstehen blutsaugende Prozesse, die für die Familien oft noch verderblicher sind, als die Kriege für die Länder. In den Kriegen würgt man auf einmal, und der Kranke stirbt gleichsam am Schlagfluß: in den Rechtshändeln martert man nach und nach und langsam, und der Kranke stirbt an der Schwindsucht. Wer Prozesse in eine Familie oder in eine Gemeine bringt, ist ein eben so ruchloser Unglücksstifter, als wer Krieg und Blutvergießen in einem Reiche verursacht.

Doch dürfen wir nicht vor jeder rechtlichen Streitigkeit sogleich erschrecken, es giebt manchmal Fälle, wo wir unser Recht gegen die Angriffe Anderer vertheidigen müssen, wenn wir nicht ungerecht gegen uns selbst und die Unsrigen handeln und die Bosheit noch kühner und verwegener machen wollen. Dafür sind Obrigkeiten, dafür sind Gerichte, daß sie die Gerechtsamen aller mit gleich unpartheiischer Wage untersuchen und bestimmen und schützen sollen. Es ist ihre Pflicht, Gerechtigkeit zu verwalten, und die Vernachlässigung derselben zieht ihnen schwere Verantwortung und oft große Gefahr zu. Sein Recht kann und darf und soll man fordern; das will das Gesetz: es ist ein Vorzug eines jeden Menschen, daß ihm sein Recht werden muß. Aber wir müssen auch selbst richtig einsehen und begreifen lernen, was unser Recht ist, damit wir nicht durch Anmaßungen die Rechte der Andern antasten. Die Obrigkeit thut uns sodann mit Recht durch einen strengen Ausspruch wehe; und uns geschieht nicht Unrecht, weil wir unbesonnener, oder boshafter Weise die Befugnisse unsers Nächsten schmälern wollten. Bei der Obrigkeit soll kein Ansehen der Person gelten; und wir sind verbunden uns ruhig ihren Aussprüchen zu unterwerfen, die sie nach den Gesetzen thut. Jedermann, der von guter Natur ist, hat zwar ein angebornes, tiefes Gerechtigkeitsgefühl, das ihn in jedem Falle nach allgemeinen Regeln ziemlich richtig leiten wird: wer aber Besitzer und Eigenthümer in einem Lande und einer Gemeine ist, der soll doch nach der Klugheit sich mit den Einrichtungen und Gesetzen des Landes bekannt machen, die in manchen Fällen nach verschiedenen Lagen und Absichten immer verschieden seyn können: damit er nicht vielleicht durch Unwissenheit und Vernachlässigung ein Recht verliere, oder sich das Recht eines Andern anmaße und zu seinem Schaden belehrt werde. Dann läuft er außer dem Schaden vielleicht noch Gefahr, für einen ungerechten Menschen gehalten zu werden, welches er doch nicht ist. Jeder Landmann sollte also die

Hauptgesetze seines Vaterlandes, die ihn zunächst angehen, kennen kernen: zum Beispiel die Gesetze von den Testamenten, von Kauf und Verkauf, von der Erbfolge, von den Verjährungen, die gewöhnlichen Strafgesetze über Verbrechen, und andere, welche im gemeinen Leben sehr oft vorkommen, damit ihn nicht gewinnsüchtige Praktikanten zu seinem empfindlichen Verlust in die Lehre nehmen, und ihm für sehr vieles und gutes Geld sehr wenigen und schlechten Unterricht geben.

Wer in dem täglichen Leben immer mit Behutsamkeit, immer mit Billigkeit gegen alle seine Bekannten zu Werke geht, wer Alle ohne Ausnahme auf die nämliche Weise behandelt, wie er von ihnen in gleichen Fällen behandelt zu seyn wünscht, der wird selten in die Verlegenheit kommen, rechtliche Hülfe suchen zu müssen, und noch seltener, daß sie gegen ihn gesucht werde.

Aber es ist nicht genug, daß man allenfalls so gerecht sei, daß man gesetzlich nicht belangt, gezwungen und bestraft werden kann. Der wahrhaft gerechte Mann ist gewissenhaft gerecht durchaus, im Kleinen wie im Großen, vom Thaler bis zum Heller; gegen den Vornehmsten im Lande und gegen den Geringsten in der Gemeine: nicht allein da, wo man Klage haben könnte, sondern auch da, wo keine Klage wäre; nicht allein da, wo die Gesetze bestimmt und ernstlich sprechen, sondern auch da, wo sie schweigen, weil die Gesetzgeber nicht allwissend waren, alle unendlich kleine Fälle vorherzusehen und zu bestimmen. Gerechtigkeit ist ihm eine Sache des Herzens und des Gewissens, sie ist ihm die erste aller Pflichten, ohne die wir den Menschen als Menschen kaum denken können: aber er trennt sie weder in seinen Gedanken noch in seinem Leben von den übrigen Tugenden. Er ist gerecht, nicht weil es der Richter will, sondern weil er selbst diese große Pflicht einsieht und fühlt, weil Ungerechtigkeit ein Widerspruch gegen seine Vernunft, ein qualvolles Gefühl für sein Herz wäre. Er würde auch ohne Rich-

ter gerecht seyn, weil er sich selbst bei jeder Gesinnung und Handlung Richter ist. Der Gedanke, was würdest du in dem ähnlichen Falle erwarten, verläßt ihn nie; er denkt ihn entweder hell, oder die Empfindung ist dunkel in seiner Seele und eben so wirksam. Dieser Gedanke leitet ihn nicht allein zur Gerechtigkeit, sondern auch noch weiter zur Güte und Wohlthätigkeit. Er ist gerecht gegen den Fürsten; er weiß, der Fürst braucht die Abgaben zu den Bedürfnissen des Landes, wovon jeder vom Ersten bis zum Letzten die Wohlthaten genießt, und wozu also jeder beitragen muß; er ist gerecht gegen Vorgesetzte, gegen Nachbarn, gegen Freunde und Feinde, gegen Hausgenossen und Gesinde, gegen Alle; dafür erwartet und fordert er Gerechtigkeit von Allen. Alle Pflichten sind gegenseitig; es ist kein Recht ohne Pflicht; es ist keine Pflicht ohne Recht. Habe ich Pflichten, so habe ich Rechte; und wäre ein Mensch so unglücklich gar keine Rechte zu haben, so hätte er auch keine Pflichten mehr.

Aber, dem Himmel sei Dank! wir haben Alle unsere sichern, großen und heiligen Rechte: das Recht der Freiheit, des Besitzes, des Schutzes, der allgemeinen Vorsorge: wir haben also auch die Pflichten der Ordnung, des Gehorsams, des Beitrags zu den allgemeinen Bedürfnissen. Wenn alle Menschen gerecht wären, so lebten alle in Sicherheit: das Mißtrauen und die ängstliche, besorgliche Furcht verschwände; man liehe ohne Pfänder und Handschriften und bezahlte ohne Klage und Gerichtsspruch. Ein gelegter Stein wäre so gut, als eine hohe feste Mauer; ein Wort so sicher, als eine gerichtliche Urkunde. Die Obrigkeit hätte nur das Amt, die Ordnung niederzuschreiben und nicht alle Augenblicke Zwiste zu schlichten, und eine Menge Menschen könnten etwas Besseres und Gemeinnützigeres thun, als sich von der Thorheit und dem Zank der Uebrigen zu nähren. Aber wir dürfen wohl nicht hoffen, daß alle Menschen gerecht und gut werden. Wir sprechen immer

mit warmem Lobe von den alten Zeiten unſerer Vorfahren, wo, wie wir glauben, Redlichkeit und Treue allgemeiner herrſchten, wo man ſagte, ein Wort ein Mann! und wo man nicht ſo viel ſchrieb und mehr that. Geſetzt auch, dieſe alten Zeiten waren nicht ſo gut, als wir uns vorſtellen, und die unſrigen ſind nicht ſo ſchlimm, als viele klagen, ſo geben wir doch in dieſen Klagen ſelbſt ſchon die Mittel an, wie es beſſer ſeyn könnte. Wir dürften nämlich Alle und jede nur beſtändig redlich, bieder, rechtſchaffen und brav ſeyn, ſo würde manche Plage, manche Unruhe verſchwinden und ſich in Glück und Segen verwandeln.

Von der Güte.

Der Mann, welcher nur ſtrenge gerecht iſt, iſt uns zwar auf keine Weiſe gefährlich; aber es fehlt ihm doch noch viel zu einem vollkommenen Menſchenfreund. Er ſchadet uns zwar auf keine Weiſe; aber er wird uns auch wenig thätig helfen, wenn er nichts als bloß gerecht iſt. Er ſündiget nicht wider Geſetz und Gewiſſen; aber er iſt doch vielleicht kalt und unempfindlich gegen alles feinere Gefühl, welches Menſchen an Menſchen wie Brüder an Brüder bindet. Er ſoll mehr ſeyn, als gerecht; er ſoll auch gütig ſeyn, wo er kann und ſo viel er kann. Liebe deinen Nächſten, wie dich ſelbſt; befiehlt die Religion des göttlichen Lehrers Jeſu. Man kann nicht ſagen, daß ein Mann ſeinen Nächſten liebt, der weiter nichts, als gerecht iſt: er haßt ihn bloß nicht. Aber wer ihn wirklich liebt, der iſt gütig gegen ihn und freundſchaftlich und hülfreich; nimmt ſich brüderlich ſeiner an, ſucht ihm Vortheil, Erleichterung und Vergnügen zu verſchaffen, wo er kann, und freut ſich herzlich, wenn es Jedermann um ihn her wohlgeht, und er dazu recht viel beitragen kann. Es iſt ein ſehr kleines Lob, wenn man von ei-

nem Menschen sagt: er thut Niemand etwas zu leide. Das soll er nicht; er wäre sehr böse, wenn er das thäte: dafür sind Gesetze und Obrigkeit. Aber er soll nicht nur nicht böse, er soll auch gut seyn; er soll Jedermann recht wohl wollen, und dieses Wohlwollen bei jeder Gelegenheit beweisen. Ohne öffentliche Ordnung, ohne Gerechtigkeit können die Menschen gar nicht leben, kann ihre Gesellschaft durchaus nicht bestehen; ohne Güte und gegenseitiges Wohlwollen können sie nicht glücklich zusammenleben. Gerechtigkeit ist der Boden, und Liebe und Freundschaft ist das Gebäude darauf.

Stellet euch einen Menschen vor, der zwar Jedem bezahlt, was er schuldig ist, der Niemand um einen Heller betrügt, aber auch keinen Schritt weiter geht. Bei jeder Gelegenheit wo er aufgefordert wird, zu irgend einer wohlthätigen Anstalt etwas beizutragen sagt er: was geht das mich an? ich bin nichts schuldig; ein Jeder mag sehen, wie er für sich durchkommt; ich habe für mich zu sorgen. Jede kleine Gefälligkeit, um die ihn der Nachbar bittet, und die dieser ihm immer wieder zu erzeigen bereit ist, schlägt er trotzig ab. Er dankt mürrisch kaum, wenn man ihm guten Morgen wünscht; läßt das Vieh ganz ruhig im Getreide fressen, das er auf seinem Wege mit zehen Schritten und einem Zuruf herausjagen könnte, und geht keinen Takt schneller, wenn er hört, sein Nachbar sei ins Wasser gefallen. Möchtet ihr wohl mit einem solchen Manne gern leben, oder nur neben ihm wohnen? Freilich ist er noch besser, als ein Dieb, ein Zanksüchtiger, ein Händelmacher, ein Verläumder; er thut Niemandem etwas zu Leide: aber er ist doch immer schon schlimm genug, er thut auch Niemandem etwas Gutes. Nehmet dagegen einen Mann, der alle, mit denen er zu thun hat, mit Freundlichkeit behandelt, sich mit seinem Nachbar herzlich freut, wenn dieser froh ist; sich mit ihm betrübt und ihn tröstet, wenn ihn ein Unglück trifft: der überall, wo er kann, ihm Gefälligkeiten erzeigt, ihm immer beisteht mit

Rath und That; der über den Vortheil seines Nachbars mit wacht, wie er wünscht, daß dieser auch über den seinigen mit wachen möchte; bei dem Alle Hülfe finden, so weit seine Kräfte reichen und die Vorsorge für seine Familie es erlaubt: muß es nicht ein wahres gelobtes Land seyn, neben und zwischen solchen Nachbarn zu wohnen, die einander auf alle Weise das Leben erleichtern und angenehm machen? So will es Gott, der uns als Menschen zusammen hier auf die Erde gesetzt hat; so will es unsere Vernunft, die dieses einsieht; so will es jedes gute Herz, das die wohlthätigen Gefühle der wahren, reinen Natur empfindet; so will es die Religion, die Christus, der große Lehrer und das große Vorbild der Menschenliebe, gelehrt hat. Auch sind diese Gesinnungen und dieses Betragen durchaus unser eigener Vortheil. Es gehört nicht viel Nachdenken dazu, um einzusehen, daß Menschen, welche alle brüderlich gesinnt, freundschaftlich, wohlwollend, thätig zu ihrem gegenseitigen Glück bemüht beisammen leben, sich unendlich besser befinden, daß sie jeden frohen Tag angenehmer genießen und jede Unannehmlichkeit leichter ertragen und sie eher vermeiden, als Menschen, welche kalt und sorglos, mürrisch und störrig, mißtrauisch und argwöhnisch zusammen sind, wo Jeder den Andern als seinen Glücksstörer ansieht, der ihm seinen Genuß und seine Freuden verkümmert, oder wenigstens zum Besten seines Nächsten keinen Fuß vor den andern setzt.

Alle Völker stimmen darin überein, das gute, freundschaftliche Herz und die wohlthätigen Bemühungen eines edlen Menschenfreundes höher zu achten, als alle zufälligen Güter des äußerlichen Glücks. Niemand hält es für ein Lob, wenn man sagt, der Reiche, der Mächtige, der Vornehme: aber Alle ehren und lieben sogleich den Mann, den die Geschichte seiner Zeit den Guten, den Edlen, den Milden, den Wohlthätigen nennt. Die Reichen und Mächtigen haben bloß dieses vor den andern voraus, daß sie das letzte

leichter seyn können als die Uebrigen. Desto schlimmer für sie, wenn sie es nicht sind. Sie thun das Gute nicht, das sie thun könnten und sollten; und entbehren vieles Glück, das sie dadurch genießen könnten. Es ist eins der vorzüglichsten Gebote der christlichen Lehre: liebet einander! haltet euch für Kinder eines Vaters, für Brüder einer Familie! Jeder freue sich über das Wohl seines Bruders, wie über sein eigenes; und helfe ihm in seiner Noth, als wollte er sich selbst helfen. Das ist auch wirklich der Fall; Jeder gewinnt selbst durch Liebe gegen seinen Nächsten. Liebe erzeugt Gegenliebe. Wer als thätiger Theilnehmer sich das Glück seines Freundes, seines Bekannten zu Herzen gehen läßt und dafür sorgt und dazu mit arbeitet, gegen den wird und muß sein Freund und sein Bekannter wieder brüderlich denken, empfinden und handeln, wenn er nicht alles Menschengefühl verloren hat. Jeder achtet und liebt einen solchen Mann; Jeder verläßt sich auf ihn, wie auf seinen besten Freund, wie auf seinen Bruder und Vater: und er hat durchaus das Lob in der Gemeine und der ganzen Gegend, er sei das Muster für die Uebrigen.

Vorzüglich äußert sich diese Wohlthätigkeit, diese wirksame Bruderliebe, wie sie das Christenthum so sehr empfiehlt, gegen Arme und Dürftige. Es ist nicht bloß die Pflicht des Reichern und Wohlhabenden, mitzutheilen und wohl zu thun: auch derjenige, welchem der Himmel nur ein gemächliches Auskommen gegeben hat, soll es nicht vergessen. Die Reichen können mehr geben; aber sie können schwerlich so herzlich, so innig geben, als Mitbrüder, die von ihrem kleinen Vorrathe darreichen, was sie entbehren können. Der Reiche giebt nur; der Arme theilt mit. Eine spärliche Mahlzeit, ein Trunk und ein warmes Nachtlager in einem freundlichen Hause ist oft dem Empfänger weit mehr werth, als ein großes Stück Geld aus der Hand eines Vornehmen, welcher gleichgültig von seinem Ueberfluß nimmt und ohne Theilnahme weggiebt. Nicht die Größe

der Gabe bestimmt den Werth derselben, sondern das Herz des Gebers, seine Gesinnungen, seine Theilnahme, sein guter Wille und sein warmer Eifer für das Wohl aller Menschen. Viele Reichen legten viel ein, steht dort im Evangelio; aber das Scherflein der Wittwe war mehr, als alle ihre Opfer. Wir sollen nicht hartherzig erst strenge untersuchen, durch welche Fehler und Vernachlässigungen der Arme in Armuth gerathen ist: sein Zustand und seine Reue werden ihn vielleicht schon über dieß bitter quälen. Es ist die Sache der Obrigkeit, dieses zu rügen: wo wir lindern können, sollen wir es mit Mitleid und Schonung thun, und eine gute Ermahnung, die wir etwa geben, nicht durch Vorwürfe und Unbarmherzigkeit unwirksam machen. Personen, die sich unserer Wohlthätigkeit durch ihr wiederholtes schlechtes Betragen, durch unverbesserliche Laster und unüberwindliche Faulheit ganz unwürdig machen, sind leicht zu kennen und auszuzeichnen. Jedes Land und jeder Ort sorgt zwar dafür, daß er seine Armen verpflege; aber wer kann alles Unglück verhüten? alle Unbesonnenen bedachtsam und alle Schlimmen gut machen? Wer nach dem Beispiel Jesu die Dürftigen in Menge speisen kann, dessen Herz ist sehr zu bedauern, wenn es ihm dieses Vergnügen nicht oft macht. Jeder schafft nach seinem Vermögen so viel Gutes, als möglich ist: aber wer nach seinen Kräften einem der Aermsten auch nur ein Stück von seinem Brote und einen Trunk zur Labung reicht, der sammelt schon großen Lohn bei Gott. „Wahrlich, ich sage euch" spricht der göttliche Lehrer, „was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan; ich selbst bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket." Kann man diese heilige Pflicht der Menschheit dem Menschen näher und rührender ans Herz legen, als es Christus thut! Kann man ein schöneres, würdigeres Beispiel in Erfüllung dieser Pflicht sich denken, als er selbst gegeben hat! Sein ganzes Leben war Wohlthat für die Mensch-

heit; und seine Lehre ist es noch jetzt. Sie ist die Lehre der Wahrheit und Tugend, der reinen Gottesverehrung, des Trostes und der Bruderliebe. Er opferte sein Leben auf, um den Menschen wohl zu thun, um sie dem Irrthum zu entreißen und sie zur bessern Erkenntniß Gottes zu bringen: und wir, die wir seinen Namen führen, seine Lehre bekennen, seine Nachfolger seyn sollen und wollen, sollten gegen diese Menschen, die Gott alle so hoch geschätzt hat, gegen unsere Brüder, kalt und gleichgültig seyn?

Wir Menschen sind ja alle Brüder,
Sind alle eines Hauses Glieder;
Und sollten uns nicht brüderlich,
Wie uns der Vater vorgeschrieben,
Als seine guten Kinder lieben;
Er liebt ja alle väterlich.

Wer Brüder haßt, ist Friedensstörer
In Gottes Reich, und ist Empörer,
Der frevelnd seinen Schöpfer höhnt:
Gott stößt ihn aus von seinen Kindern;
Und er hat seinen Lohn bei Sündern,
Wo Schmerz nur ächzt und Angst nur stöhnt.

Wer aber hier mit reiner Güte
Sich eifrig um ihr Heil bemühte,
Und immer Freund und Bruder war,
Den nennt einst Gott, wenn alle Frommen
Dort zum Altare jauchzend kommen,
Mit Namen laut vor dem Altar.

Vom Gehorsam gegen die Gesetze und die Obrigkeit.

Wenn Alle gut und gerecht wären, so hätten wir freilich in der Welt nur wenige Gesetze nöthig. Der Gerechte und Gute trägt sein Gesetz in seinem Herzen, und übt es überall, wo er handelt. Aber so lange die Menschen Menschen sind, so lange wird jeder seine Begierden und Leidenschaften, seine eigenen Gedanken und seine eigene Weise haben. Selbst die Guten sind dem Irrthum und manchen Schwachheiten unterworfen. Der Vortheil der Menschen scheint sich alle Augenblicke zu durchkreuzen und zu widerstreiten. Einer will so, der Andere will so: jeder glaubt, er habe Recht; und Niemand hat kalte Ueberlegung genug, um einzusehen, wer wirklich Recht hat. Oder wenn auch Jemand unwidersprechlich bewiese, dieser oder jener habe Recht, so unterwürfe sich doch Niemand ihm und seinem Ausspruche. Die Völker haben also seit undenklichen Zeiten Vorkehrungen getroffen, allen Unordnungen vorzubeugen. Sie haben sich Fürsten oder Könige, oder Vorsteher, oder Obrigkeiten unter irgend einem Namen gewählt. Sie nahmen dazu die Besten und Weisesten und Angesehensten; und diese werden, nachdem die Einrichtung ist, von neuem bestimmt, oder bleiben festgesetzt erblich, damit keine neuen blutigen Streitigkeiten bei der neuen Wahl entstehen, wie oft der Fall war. Diese Fürsten und Könige und Obrigkeiten, welche Namen sie auch haben mögen, haben die heilige Pflicht übernommen, für das Wohl des Volks zu wachen, die Gesetze unverbrüchlich zu halten, für Gerechtigkeit und öffentliche Sicherheit zu sorgen und alles zu entfernen, was dem ganzen Staate schaden oder einzelnen Gliedern an ihren Rechten und Befugnissen Eintrag thun könnte. Wenn dieses nun Pflicht der Obrigkeit ist, von dem niedrigsten Aufseher bis zum höchsten

Oberhaupte; so ist es im Gegentheil Pflicht eines jeden Unterthanen, sich in diese Ordnung zu fügen, dem gesetzlichen Ansehen der obrigkeitlichen Personen Gehorsam zu leisten, die festgesetzten Beiträge zur Unterhaltung des Staats und zur Bestreitung aller seiner Bedürfnisse an Steuern und Abgaben gewissenhaft zu entrichten, alle gerechten Verordnungen der Obrigkeit aus allen Kräften zu unterstützen, und nichts zu thun und zu unternehmen, was das Ansehen der Gesetze mindern, die Ruhe und Eintracht des Ganzen stören und irgend ein einzelnes Glied in seinen Rechten kränken könnte. Ein jeder verlangt und fordert dieses mit gutem Grunde für sich selbst; also muß er mit eben diesem Grunde eben dasselbe auch Andern zugestehen. Seid Unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat, sagt der Apostel. Ehrt die Gesetze des Landes und haltet sie heilig; denn sie sichern euch euer Wohl. Christus selbst zahlte als ein irdischer Unterthan willig, was er als solcher schuldig war; wovon die heiligen Bücher einige Beispiele aufgezeichnet haben. Bei den alten Römern, die sich durch Größe und Muth, Ordnung und Vaterlandsliebe vor allen übrigen Nationen auszeichneten, war das Lob, ein guter Bürger zu seyn und der Obrigkeit zu gehorchen, immer das größte: und unter allen Völkern, die nur einigermaßen Ordnung und Gerechtigkeit unter sich hatten, war es die erste Pflicht, die Gesetze zu ehren und der Obrigkeit gehorsam zu seyn. Sogar die rohen und wilden Nationen unterwerfen sich willig den Richtern, die durch ihre Weisheit, Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe die alten väterlichen Gewohnheiten als Gesetze bewachen.

Man sieht die Wichtigkeit dieser ersten Pflicht eines Menschen in der Gesellschaft erst dann recht lebhaft ein, wenn irgend ein großes Unglück in einem Reiche die Bande der Eintracht zerreißt, das Ansehen der Gesetze stürzt, und Unordnung, Meuterei, Gewaltthätigkeit und jeden Greuel der Verwüstung mit sich bringt. Davon

geben die Bücher der Geschichte aus alten und neuen Zeiten viel traurige Beispiele. Der grausamste, blutigste Krieg ist ein kleines Uebel gegen ein solches Ungeheuer von Aufruhr Aller gegen Alle. Es ist dann nicht mehr Sicherheit der Person und der Güter. Parteien wüthen gegen Parteien: eine siegt über die andere, und aus Furcht und allgemeinem Mißtrauen mordet immer eine ärger als die andere. Tod und Blutgericht ist etwas gewöhnliches; es schützt nicht Unschuld, nicht Klugheit. Viele Jahre vergehen in Angst und Schrecken, ehe sich aus den Trümmern der alten Ordnung wieder eine leidliche neue erhebt: und Jahrhunderte werden erfordert, ehe dieses Neue wieder ganz fest stehet. Wehe den Menschen, die durch ihre Grausamkeit und Tyrannei, durch ihre Unterdrückung und Habsucht, oder durch ihre Tollkühnheit und Verwegenheit eine solche Zeit des Blutvergießen über ihr Vaterland bringen! An solchen fürchterlichen Beispielen können Obrigkeiten und Unterthanen lernen, welche entsetzliche Folgen es hat, wenn beide ihre Pflichten vernachlässigen. Kein Verbrechen straft sich selbst grausamer, als die Ungerechtigkeit von einer oder der andern Seite. Eine Ungerechtigkeit erzeugt immer eine andere und größere, diese eine neue noch unerhörtere, bis sich in der Angst der Verwirrung, der Erbitterung und des Hasses die Menschheit verliert und die Gerechtigkeit nicht wieder findet.

Wie glücklich sind wir, daß bei uns Gerechtigkeit und Friede herrschen; daß wir unter der Regierung eines guten, väterlichen Fürsten alle Wohlthaten einer heilsamen Ordnung genießen, wo Jeder sein Recht mit Freiheit bis zur höchsten Person des Landesvaters vertheidigen und behaupten darf; wo man auch gegen den Irrenden gelind ist, und selbst gegen Verbrecher nicht grausam. Niemand darf es wagen, uns widergesetzlich anzutasten; ein höheres Gericht schafft uns Gerechtigkeit, wenn es ein niederes wagen wollte, uns zu unterdrücken. Allen Ränken und aller Eigengewalt

wird gesteuert; und bei uns kann jeder, der selbst gerecht und gut ist, ruhig an seinem Weinstocke und unter seinem Obstbaume sitzen. Die Wunden, welche viele Städte und Gemeinen aus alten Kriegen und Landplagen hatten, sind nun geheilt; und überall spürt man die Früchte und den Segen einer dreißigjährigen weise geleiteten und nur selten und kurz unterbrochenen Ruhe.

Möge unser Vaterland durch gute Gesetze, einen guten Fürsten, gute Obrigkeit und gute Bürger und Einwohner ferner noch lange Allen allgemeine Wohlfahrt gewähren, und den Fremden ein Vergnügen, ein Beispiel und Muster guter und glücklicher Menschen seyn.

Von der Erziehung.

Einer der wichtigsten Punkte für das Vaterland, für Städte und Gemeinden, und für alle Familien insbesondere, ist unstreitig die Erziehung der Jugend. Die Natur hat allen lebendigen Geschöpfen eine unbegränzte Zärtlichkeit gegen ihre Jungen eingepflanzt. Im vierfüßigen Thiergeschlechte und unter den Vögeln finden wir täglich Beispiele von der Angst und Besorgniß, mit welcher die Mütter ihre kleine Brut vor Mangel und Unfall zu schützen, vor Gefahr und Gewalt zu vertheidigen suchen. Die Henne hebt sträubend ihr Gefieder, die Gans hebt drohend ihren Hals in die Höhe, wenn man ihren Kindern zu nahe kommt, Alles fühlt und athmet die Liebe der Natur. Kein Geschöpf verläßt seine Jungen eher, als bis sie sich selbst schützen und ernähren können. Der Adler giebt seinen Söhnen Unterricht im Fliegen und im Raube; der Löwe in der Jagd. Alles arbeitet nach dem großen

Endzwecke des Schöpfers. Der Mensch, der seine Kinder nicht liebt, nicht für sie sorgt und arbeitet, sie nicht zu guten und glücklichen Geschöpfen erziehen will, verdient nicht, daß ihm der Himmel die Freuden der Familie giebt; und wird oft genug in der Folge durch das Unglück derselben und sein eigenes für seines Herzens Härtigkeit gestraft. Die edleren großen Geschöpfe des Erdbodens brauchen mehr Zeit und Mühe, um zu ihrer Vollkommenheit zu gelangen, als die kleineren und geringeren; der Adler mehr als der Sperling, das Roß mehr als das Schaaf. Der Mensch ist das edelste und erhabenste unter allen, der vernünftige Beherrscher aller übrigen; er braucht die längste Zeit, die mehrste Mühe, den größten Fleiß, die unermüdetste Aufmerksamkeit zu seiner Bildung an Leib und Seele. Deßwegen ist die Verbindung zwischen Mann und Weib gewöhnlich immerdauernd und unzertrennlich, damit die Kinder zu völligen Menschen erzogen werden, damit ihr Körper sich sorgsam ausbilde und stärke, und ihr Geist zu allen Kenntnissen, Fertigkeiten und Vorzügen erhoben werde, welche die große, wesentliche, eigene Würde des Menschen ausmachen. Wie schwer vergehen sich also nicht Aeltern gegen Gottes Ordnung, gegen das Vaterland, gegen alle ihre Mitmenschen, und wie sehr handeln sie gegen ihr eigenes Glück, wenn sie die Erziehung ihrer Kinder unverantwortlich vernachlässigen! Die öffentlichen Einrichtungen sind bei uns jetzt überall so, daß die Erziehung von Seiten des Unterrichts in der Religion und in der Sittenlehre erleichtert wird. Es sind überall Schulen und darin angestellte Lehrer, deren Pflicht es ist, auch die Kinder der Aermsten in den nöthigen Begriffen von Gott und Tugend und ihren Pflichten zu unterweisen. Bei allen gesitteten Völkern war die Sorge für die Jugend, ihre Unterweisung und Uebung zu ihrer künftigen Bestimmung eine Hauptsache: und manche Gesetzgeber, die von der Wichtigkeit derselben sehr tief überzeugt waren, machten sie zu einem vorzüglichen Augenmerk ihrer

Verordnungen. Aber die öffentliche Erziehung in der Schule ist bei weitem nicht hinreichend, aus den jungen Geschöpfen wirklich das zu machen, was aus ihnen werden soll. Der beste Erziehungsort ist immer das väterliche Haus; der beste Lehrer der ernstliche Vater, mit seiner herzlichen Leitung und seinem beständig guten Beispiele.

Das erste in der Erziehung ist unstreitig die Sorge für den Körper, daß das kleine Geschöpf mit Sorgfalt in Acht genommen werde; daß für seine Gesundheit, für jedes seiner Glieder wie für das Ganze gewacht werde. Gebrechlichkeit ist überall ein trauriges Loos: aber doppelt traurig ist es unter den Landleuten, deren ganze Beschäftigung vorzüglich Körperkraft und körperliches Wohlseyn erfordert. Welche wehmüthige Empfindung muß es nicht für Aeltern seyn, ihre Kinder schon in der ersten Jugend, wo der Mensch eben recht schön aufblühen sollte, als Schwächlinge herumschleichen zu sehen, und sich bewußt zu seyn, daß sie selbst dieselben verwahrloset haben; vielleicht am Gängelbande oder in den Windeln; vielleicht schon vor der Geburt durch Unbesonnenheit und Leichtsinn. Von solchen Kindern kann man im eigentlichen Verstande sagen, daß sie die Sünden ihrer Väter tragen. Eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe ist das beste, größte Glück der Erde. Der Leib ist das Haus, die Seele der Einwohner: es ist vernünftig und nothwendig, daß man das Gebäude gut aufführe und in gutem Zustande zu erhalten suche, wenn sich der Besitzer desselben darin wohl befinden soll. Welche Vortheile haben wir in diesem Punkte nicht vor den Städtern! Bei uns scheint die Gesundheit ihre Behausung aufgeschlagen zu haben; wir dürfen sie nur nicht vertreiben. Wie oft sieht ein halbkranker Stadtmann neidisch und seufzend auf unsere harte, frische, braunbäckige, rasche Dorfjugend hin, wenn er an seine Knaben zu Hause denkt, die nicht gesünder sind und seyn können, als der Vater selbst ist. Manche kommen, um

bei uns Gesundheit zu kaufen; und wir sollten dieses unschätzbare Gut nicht zuerst für uns und unsere Kinder selbst zu sichern suchen.

Nach der Sorgfalt für den Körper tritt mit den Jahren, wo die Seele anfängt sich thätig zu zeigen, der Unterricht in den wesentlichen Kenntnissen des Menschen ein. Unsere Kinder brauchen nicht Gelehrte zu werden, so wenig als wir es sind: denn sie haben keine andere Bestimmung als wir. Es wird ihnen aber doch sehr wohl thun, wenn sie zuweilen etwas mehr lernen, als ihre Väter. Was wir jetzt selbst gern wissen möchten, das sollen wir jetzt füglich unsre Söhne lernen lassen, wenn wir können und Gelegenheit haben. Man soll in der Jugend alles lernen, was man Nützliches lernen kann; nur nicht das Unwichtige dem Wichtigen und das bloß Angenehme dem Nöthigen und Unentbehrlichen vorziehen. Lesen und Schreiben und Rechnen hat Jedermann nöthig, wenn er auch nicht nöthig hat, ein Schönschreiber oder Rechenmeister zu seyn. Der Unterricht in der Religion und unsern Pflichten ist das Wichtigste, ohne welches der Mensch kaum ein Mensch genannt zu werden verdient. Wenn wir einige Kenntnisse von der Geschichte und Erdbeschreibung uns erwerben können, so giebt uns das manche Belehrung über nicht unwichtige Dinge, wo wir sonst im Finstern tappen. Wer Lust und Fähigkeit und Gelegenheit hat, irgend ein musikalisches Instrument spielen zu lernen, der kann sich und Andern in Zukunft damit manches Vergnügen machen. Für alles dieses sollen Väter, nachdem ihre Lage und ihre Mittel es erlauben, Sorge tragen, um sich und ihren Kindern so viel Erwerbungsmittel und so viel Genuß als möglich zu verschaffen. Mancher Vater, der in seiner Jugend nicht viel lernen konnte, lernt noch mit seinem kleinen Sohne weiter, und es bringt ihm Nutzen und Vergnügen; und er braucht sich dessen gar nicht zu schämen. Es ist niemals zu spät, etwas Gutes, Nützliches und Angenehmes zu

lernen. Jede Lebensart erfordert ihre eigenen Kenntniſſe und Fertigkeiten; wir müſſen alſo dafür ſorgen, daß unſere Kinder in nichts unwiſſend bleiben, was ihnen zu ihrer künftigen Beſtimmung nöthig iſt. Es gehört allerdings bei uns zu den nöthigen Dingen, zu wiſſen, wie ein Wagen und ein Pflug gebauet wird, wie er zuſammengeſetzt und auseinander genommen wird, damit man nicht inskünftige mit jeder Kleinigkeit, die man ſelbſt beſorgen könnte, zu eigenen Handwerkern zu laufen nöthig habe. Der iſt wohl kein ſonderlich guter und geſchickter Wirth, der dem Sattler jeden Riem zu nähen und dem Zimmermann jeden Axtſtiel zu machen bringt. Ein junger Burſche auf einem Hofe, der nicht mit Pferden und Wagen, und ein Mädchen, das nicht mit dem Rad, der Nadel und dem Küchengeſchirr umzugehen weiß, ſind auf alle Fälle in der Erziehung ſehr vernachläſſiget. Oft will man in Jahren erſt mit der Erziehung anfangen, wenn man ſchon vollendet haben ſollte. Die Jugend iſt die goldene Zeit zur Erlernung jedes Dinges; mit den Jahren wird Alles ſchwerer und Manches faſt unmöglich.

Das Wichtigſte in jeder Erziehung und alſo auch in der Erziehung unſerer Jugend, iſt die Bildung zur Rechtſchaffenheit und Tugend, zur Sittſamkeit, Sanftmuth und jeder guten Eigenſchaft, die dem Beſitzer Nutzen und Werthſchätzung und der Geſellſchaft Vortheil und Vergnügen bringt. Dieſes geſchieht am beſten in dem Hauſe der Aeltern, durch ernſte, weiſe Lehren, herrliche Weiſung, wiederholte vernünftige eindringliche Vorſtellung, und am meiſten durch ſelbſteigenes gutes, untadelhaftes Beiſpiel. Kinder bilden ſich meiſtens nach ihren Aeltern. Der Menſch ahmt ſo gern nach; und wem ſollte er eher nachahmen als denjenigen, um welche er täglich iſt, von denen er abhängt, die er achten und lieben ſoll, und in deren Fußſtapfen er von der erſten Kindheit an unmerklich tritt? Daher ſo viel bekannte Sprichwörter: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; wie die Alten ſungen, zwitſchern

auch die Jungen, und mehrere andere. Wenn also Aeltern das Glück ihrer Kinder und ihr eigenes wünschen, wenn ihnen ihre Zufriedenheit und Ruhe im Alter lieb ist; so mögen sie mit aller Aufmerksamkeit von den zartesten Jahren an darauf sehen, daß sie ihre Kinder vor jeder Unart hüten und sie jede Tugend, so viel in ihren Kräften stehet, heilig halten lehren. Eine Tugend erzeugt die andere und alle bringen Glück mit sich; aber auch ein Fehler ist Veranlassung zu einem andern, und alle führen in Unglück und oft endlich gar ins Verderben. Leichtsinn erzeugt Unart, Unart Fehler, Fehler Vergehungen, Vergehungen Laster, Laster Verbrechen; und die Folge von diesen ist immer Elend, wenn wir auch der furchtbaren Strafe entgehen. Wenn es nicht möglich seyn sollte, mit Gelindigkeit und Güte den Endzweck zu erreichen, so sind Aeltern bei ihrer Liebe gegen ihre Kinder, bei den Hoffnungen, die sie von ihnen haben, verbunden, Strenge und Schärfe zur Zucht zu brauchen. Wer sein Kind lieb hat, der züchtiget es, der erzieht es mit Aufmerksamkeit und Strenge. Besser, es weint jetzt zu seinem Glücke einige Minuten, als daß die Aeltern im Alter mit ihm und über dasselbe unaufhörlich umsonst wehklagen. Es ist eine verkehrte Zärtlichkeit, seinen Kindern niemals wehe thun zu wollen, in der Zeit, wo sie auf ihr ganzes Leben vorbereitet werden sollen: so wie es eine vernunftlose tyrannische Härte ist, ohne Schonung und Ueberlegung jedes Wort immer mit der Zuchtruthe zu begleiten. Die Liebe selbst kann Aeltern wohl zwingen, strenge und unerbittlich zu werden; aber sie kann nie zu eigensinniger Härte, zum Murrsinn und zu zuchtmeisterlicher Furchtbarkeit werden. Ueberlegung und Kenntniß des Herzens müssen den Aeltern die sicherste Leitung in der Behandlung ihrer Kinder seyn. Die Früchte einer guten Erziehung ernten sie in ihrem Alter, wo ihnen sodann ihre Kinder Ruhe und Freude gewähren, ihre Liebe mit reiner Hochachtung und kindlicher Gegenliebe bezahlen, und die besten Stützen der

eintretenden Jahre der Schwachheit am Rande des Grabes sind.

Seht einen guten Vater, der sein ganzes Leben alle seine Pflichten erfüllt hat, an einem festlichen Tage in der Mitte seiner Kinder und Enkel. Alle drängen sich um ihn her und wetteifern, wer ihm die wärmste, zärtlichste Theilnahme bezeigen kann: alle bemühen sich, ihn sein Alter vergessen zu lassen und das frohe Gefühl seiner Jugend zurück zu rufen. Er ist jetzt glücklicher als ehemals, da er als ein rüstiger Jüngling von allen seinen Bekannten beneidet wurde. Ist etwas schöner und rührender, als die gute freundliche Großmutter in dem Kreise ihrer kleinen Enkelinnen! Wie emsig sie sich noch bestrebt, den kleinen Mädchen Unterricht zu geben, wie sie ihn ehemals den Müttern, ihren Töchtern, gab! Es ist ein gerechtes Gefühl der Selbstzufriedenheit, wenn so ein Alter mit Würde spricht: Es hat niemals Jemand aus meiner Familie einen schlechten Streich gemacht; und wenn Söhne und Enkel sich fest an ihn drängen mit der wahren feurigen Versicherung: Vater, es soll und wird auch Niemand von uns jemals etwas Schlechtes thun. Das ist mehr, als wenn manche Vornehme in ihrer Familie so oder so viele Generale und Minister mit Ordensbändern zählten. Wie traurig und verlassen ist aber das Alter eines Mannes, der keine Freude an seinen Kindern erlebt, der vielleicht jetzt wieder dafür leidet, daß er ehemals seinen Aeltern auch gar keine Freude machte! Wie niederdrückend und quälend muß es einem Vater seyn, von dessen Söhnen jeder Redliche nur mit Achselzucken spricht! Und wenn er dann fühlt, es sei sein eigenes Werk oder wenigstens die Folge seiner Unaufmerksamkeit, daß sie so und nicht besser geworden sind! Es ist kein bitterer Schmerz in der Natur, als der Gram, den uns Kinder verursachen. Möge Niemand von unsern Freunden dieses Herzeleid erleben: und wir wollen dieses Unglück selbst unserm Feinde nicht wünschen. Im Alter können wir uns erst recht leb-

haft überzeugen, wie viel auf die Erziehung in der Jugend ankommt. Nur wenn die Menschen durchaus besser werden, können wir mit Grund bessere Zeiten hoffen: und sollen die Menschen besser werden, so muß mit der Jugend der Anfang geschehen. Wer einen eigenen schönen Obstgarten ziehen will, fängt mit der Baumschule an: alte Stämme lassen sich schwer biegen und fast eben so schwer pfropfen.

Von der Dankbarkeit.

Undank ist das größte Laster, sagt das Sprichwort; und das Sprichwort redet die Wahrheit tief aus der menschlichen Natur Der Undankbare muß ein hartes, empfindungsloses, ganz verwahrlostes Herz haben; oder vielmehr, er muß kein Herz haben: denn ein solches Herz verdient nicht mehr ein Herz genannt zu werden. Das Laster des Undanks ist desto größer, da warme Empfindungen für Güte und Wohlthaten bei jedem Menschen vorausgesetzt werden müssen, der nur Vernunft hat und sein eigenes Glück fühlt und wünscht. Es ist desto größer, da die bürgerlichen Gesetze es nicht durch alle Verhältnisse und Lagen des menschlichen Lebens verfolgen und also nicht bestrafen können. Aber der Abscheu aller Redlichgesinnten verfolgt einen Undankbaren. Ein Undankbarer ist leicht fähig, von einer Stufe des Lasters herab zur andern bis zu dem schrecklichsten Verbrechen zu sinken. Leichtsinn und Unempfindsamkeit sind der Grund der Undankbarkeit. Wer erzeigte Wohlthaten nicht erkennt, wie will der im Stande seyn, einst aus Mitempfindung für das Schicksal seiner Brüder selbst Wohlthaten zu erweisen? Dankgefühl ist das Erste, was der gute Mensch in der

Freude seines Glücks äußert. Unser Dank muß zuerst zu Gott, unserm Schöpfer, Vater, Erhalter, Versorger und unendlichen Wohlthäter emporsteigen. Alles unser Gebet muß Dank seyn; denn unser ganzes Leben ist Genuß seiner Liebe und Güte. Die ganze lebendige Schöpfung, und selbst die leblose ist ein lautes Chor zu seinem Lobe: und der Mensch, das herrlichste Geschöpf, das mit Vernunft empfindet, denkt und handelt, sollte nicht mit in dem Chore seyn?

Der kleinste Halm
Ist seiner Weisheit Spiegel;
Und Luft und Meer und Wald und Thal und Hügel
Sind Gottes Loblied und sein Psalm.

Jede Empfindung der Freude durch die Natur ist ein Dank, den die Kreaturen unbewußt ihrem Schöpfer stammeln; und wir, die wir wissen und erkennen, sollten nicht heiß empfinden und laut und deutlich sprechen zu seinem Preise! Die Lerche erhebt ihr Lied in dem Saatfelde, und steigt hoch mit demselben in die Lüfte bis an die Wolken: und der Mensch, für den der Himmel die Saaten segnet, wollte zurückbleiben, und nicht sein Lob durch die Wolken und alle Himmel singen. Dankbarkeit gegen Gott, unsern allgemeinen Wohlthäter, ist der Grund unserer Erkenntlichkeit gegen alle unsere übrigen Wohlthäter auf Erden. Wer nie mit glühender Andacht seinem himmlischen Vater für alle seine tausend Segnungen dankte, wie will der seinem Bruder danken, der im Namen dieses großen Wohlthäters ihm bloß hier und da eine hülfreiche Hand gab? Aber Worte und geschmückte Reden sind kein sicherer Beweis der wahren Dankbarkeit; sind noch kein gültiger Bürge, daß der Sprechende von dem wahren, ächten Gefühl derselben durchdrungen ist. Mancher macht viel Wortgepränge, und seine Seele ist leer von Empfindungen, und mancher Bescheidene spricht

wenig, oder nichts; aber wenn gleich sein Mund verstummet, ist doch sein Herz ein lautes Gebet.

Vorzüglich sind wir sodann Dank schuldig unsern Aeltern, unsern Lehrern, unsern nähern Wohlthätern, der guten Obrigkeit und Allen, die auf irgend eine Weise thätigen Antheil an unserm Schicksal nehmen. Wer den Aeltern nicht vergilt durch Liebe und Achtung alle ihre ehemalige Sorgfalt, alle ihre Treue, mit welcher sie ihn erzogen, der verdient auch von seinen Kindern einst keinen Dank für Alles, was er für sie thut. Gute Lehrer und gute Obrigkeiten sind nach guten Aeltern die größte Wohlthat des Himmels. Wer ihre Mühe und ihre Sorgfalt nicht mit Dankbarkeit und Willfährigkeit erwiedert, der verdient nicht das Glück, das sie ihm verschaffen könnten und das er durch seinen Leichtsinn und seine Halsstarrigkeit verliert. Jede freundschaftliche Theilnahme, jeder gute Rath, jede nützliche Zurechtweisung verdient unsere Erkenntlichkeit. Der dankbare Mensch ist im Grunde gewiß ein guter Mensch, und wenn er auch viele Fehler hätte: und der Undankbare ist gewiß kein guter, und wenn er auch gleißnerisch mit mancher gut scheinenden Eigenschaft prangte. Nichts ist rührender, als eine ganze Gemeine feierlich mit Dank vor Gott zu sehen, als eine Versammlung, die einem väterlichen Wohlthäter ihre kindliche Liebe dankbar bezeigt, als einen Kreis guter Kinder, die sich mit Herzlichkeit um einen Vater drängen, welcher eine zahlreiche Familie zur Tugend und zum Glücke liebreich auferzog. Selbst die Thiere fühlen den Trieb der Dankbarkeit, und die Geschichte erzählt davon Beispiele, die in Erstaunen setzen. Der Hund wacht bei dem Lager des Herrn, der ihn füttert; das Pferd duldet nur seinen Wohlthäter nahe an sich. Sollte sich der Mensch beschämen lassen von Geschöpfen ohne Vernunft, welche nur von einem unwillkürlichen Triebe gezwungen werden. Man kann sicher unter dem Dache eines Mannes ruhen, welcher dankbar war; aber gegen den Undankbaren herrscht billig

ein allgemeines Mißtrauen. Wer Menschen nicht liebt, die ihm Wohlthaten erzeigen, wie will der Menschen lieben, die ihm ganz fremd sind?

Der Undank ist ein schwarzes Laster:
Nichts ist dem Redlichen verhaßter;
Nichts schändet mehr des Menschen Werth,
Als wenn ein Mensch für alle Gaben,
Womit ihn Gott und Menschen laben,
Nicht dankbar auch den Geber ehrt.

Die ohne Sinn die Wohlthat nehmen
Und sich des Herzens Rührung schämen,
Verdienten diese Wohlthat nicht.
Nie soll der Vorwurf uns entehren.
Daß je wir solche Menschen wären;
Erkenntlichkeit ist heil'ge Pflicht.

Von der Friedfertigkeit.

Friede und Eintracht überall ist eine der ersten Grundlagen zur wahren dauerhaften Glückseligkeit, Friede im Staate und in der Gemeine, in dem Hause und in der Seele: wer diesen Frieden muthwillig stört, ist durchaus kein guter Mensch. Hier ist die Rede mehr von der ruhigen, gefälligen, sanftmüthigen Stimmung im Umgange mit Menschen, von der friedlichen Geselligkeit des Lebens, welche durchaus so angenehm und willkommen ist, und deren Mangel sogleich alle Freude verscheuchen kann. „Selig sind die Friedfertigen!" sagt selbst der große Sittenlehrer Jesus in einer seiner wichtigsten Reden. „Wer Frieden bringt, soll Frieden

haben. Friede ernährt, Unfriede zerstört, im Hause, wie im Reiche. Er ist ein recht friedlicher Mann; man hat nie gehört, daß er mit irgend Jemand eine Zänkerei gehabt habe!" spricht man zum Lobe eines Mannes, mit dem man gern umgehet, und dessen Gesellschaft man Andern als gut und nützlich und angenehm empfehlen will. „Er sucht immer zum Besten, zum Frieden zu reden," spricht man, wenn Jemand thätigen menschenfreundlichen Antheil an den Geschäften seiner Mitbürger nimmt, und alle Zwistigkeiten, aus denen Feindschaft und Unglück entstehen könnte, mit Klugheit beizulegen sucht. Jedermann schätzt und ehrt und liebt einen solchen friedlichen Vermittler, der überall durch seine Mäßigung, seinen Ernst und seine vernünftigen Vorstellungen alle Feindschaften unvermerklich auszusöhnen weiß, Haß und Groll aus dem Herzen auswurzelt, Verträglichkeit und Liebe einpflanzt, und als ein wahrer, unermüdeter Wohlthäter im Stillen Gutes stiftet. Mit Segenswünschen erinnern sich seiner noch lange nachher diejenigen, denen er ein Friedensstifter war, und sagen bei der Erwähnung des Vorfalls: „wenn dieser nicht gewesen wäre, so hätte uns wohl unsere Hartnäckigkeit und Thorheit in großes Unheil gebracht." Der Friedliebende giebt nach, so viel er kann und darf; er ist aber darum nicht furchtsam. Eben weil er Recht hat, hat er Muth und Mäßigung. Seine Vernunft leitet ihn und nicht seine Leidenschaft. Wo er sprechen muß, wo er aus Pflicht nicht nachgeben darf, da spricht er, da handelt er immer mit fester Bestimmung, mit Ueberlegung, ohne Bitterkeit und Beleidigung. Alles, was Hader anzünden könnte, vermeidet er. Jeden Schritt, jedes Wort, jede Miene, jede Geberde hält er in Obacht, damit er Keinem, der vielleicht sehr empfindlich ist, zu nahe trete. Er selbst legt Alles zum Besten aus und benimmt sich immer so, daß Niemand das, was er thut und sagt, schlimm auslegen kann. Er übersieht Beleidigungen mit Ruhe, wenn er sie auch empfindet. Er denkt, es ist besser

vergeben zu können, als um Verzeihung bitten müssen. Er bittet aber auch willig um Verzeihung, wo er in der Sache selbst, oder in der Art und Weise gefehlt hat. Wenn Jemand etwas Schlimmes von ihm sagt, so untersucht er, ob man vielleicht wenigstens etwas Recht hat. Ist dieses der Fall, so nimmt er sichs zur Warnung und sucht sich in diesem Pnkte zu bessern. Die Feinde sagen in ihrer Bitterkeit oft heilsamere Wahrheiten, als die Freunde, welche nicht gern unangenehm werden und beleidigen wollen. Ist das Gesagte nicht wahr, so ist derjenige, der es sagte, ein Irrgeführter, ein Thor, oder ein Bösewicht. Im ersten Falle verdient er Mitleid und Belehrung; im zweiten wird er durch Verachtung gestraft. Durch stille, friedliche Mäßigung wird immer mehr und eher wieder gut gemacht, als durch Hitze, Lärm und Sturm. Die erste besänftiget, wenn sie mit Liebe und Güte verbunden ist: das zweite vermehrt die Erbitterung, bläst das Feuer höher an, giebt zu neuen Fehlern Anlaß, reizt noch mehr die Galle und legt oft den Grund zu endlosen Feindschaften. Weise Nachgiebigkeit wirkt mehr, als harte, unzeitige Unbiegsamkeit. Der Sturmwind zerbricht und zersplittert die Eiche; aber der Halm und das geschmeidige Rohr ist sicher vor seiner Wuth.

Diese äußere Friedfertigkeit, die ein so großes Glück ist für den Besitzer und Alle, die mit ihm umgehen, ist eine Frucht der innern Seelenruhe, der schönen Eintracht, die in seinem Herzen wohnt. So wahr ist es durchaus, daß wahrhaft gute Menschen auch immer gut und nützlich für die Gesellschaft sind. Wer Ruhe in sich selbst hat, wird von außen keinen Zank suchen: aber oft sucht man durch äußerlichen Lärm die innerliche Angst zu entfernen und zu unterdrücken.

In der heiligen Schrift wird die Einigkeit der Brüder mit unter die schönsten Dinge gezählt: und wir sind ja alle Brüder, Brüder in der Familie, Brüder in der Gemeine, Brüder im Vater-

lande, Brüder in der Religion; alle Brüder als Menschen auf der Erde. Habt Geduld Einer mit dem Andern; ein Jeder hat seine Fehler. Wer die wenigsten hat, ist am billigsten, weil er weiß, wie leicht es doch ist, in Fehler zu verfallen, und wie schwer es ist, alte, angewohnte Fehler abzulegen. „Ihr vertragt gern die Narren, dieweil ihr klug seid!" sagte der große Menschenkenner Paulus. An diesen Spruch sollte man oft denken, ihn aber nicht oft sagen. Denn man macht Thoren durch Vorwürfe nicht weise. Der Eule thun die Augen weh, wenn sie das Licht sieht; so wird der Unverständige wild und unbändig, wenn man ihm ohne Schonung seine Narrheit malt. Der Friedfertige hat also Geduld; aber er verbürgt es so viel als möglich, daß er Geduld haben muß. Er sucht zu belehren mit Theilnahme, zu bessern mit Liebe, zu erinnern mit Sanftmuth, zu ermahnen mit Schonung. Wenn es ihm gelingt, so ist er froh in dem Bewußtseyn, etwas Gutes und Nützliches unternommen und ausgeführt zu haben. Gelingt es ihm nicht, so zieht er sich freilich nicht ohne Unmuth, aber doch ruhig an seinen eigenen Heerd zurück, wo nach dem Segen der Schrift Gerechtigkeit und Friede sich küssen. Er hat seine Schuldigkeit gethan, wenn er auch zuweilen die kränkende Erfahrung macht, und mit Verdruß sieht; was der Vers sagt:

Vergebens bleicht man einen Mohren,
Vergebens straft man einen Thoren;
Sie bleiben beide, was sie sind.

Von der Bereitwilligkeit für unser Vaterland zu streiten.

Wenn in der Gemeine alle Mitglieder gut und gerecht wären, so hätten wir keinen Zank und keine Prozesse: wenn in der großen

Welt alle Völker und Könige gut und gerecht wären, so hätten wir keine Kriege. Kriege sind die blutigen Prozesse der Völker, da sie auf der Welt keinen Richter über sich haben. Gott wird zwar einst richten; aber hier giebt er sein Urtheil nur durch unsere Vernunft. Wo man nun Vernunft nicht hört, da ist keine Hoffnung zur gütlichen Gerechtigkeit und Ausgleichung. Man klagt oft mit vieler Bitterkeit über die Könige, und hat nicht Unrecht. Die Geschichte stellt viele Fürsten auf, die mit dem Blute ihrer Unterthanen umgingen, als wäre es Regenwasser, und mit ihrem Brote, als wären es Kieselsteine. Diese nennt die Geschichte der Wahrheit Unmenschen und Tyrannen, wenn sie auch die Schmeichelei Große, Eroberer und Helden nannte. Aber auch die Nationen, welche keine Könige hatten, die sogenannten Freistaaten der alten und neuen Geschichte, machten es nicht allein nicht besser, sondern oft noch viel schlimmer. Die Händel sind da häufiger, weil die Köpfe unruhiger sind. Die Art des Krieges ist gewöhnlich viel grausamer, weil die Gemüther erbitterter sind: und es ist in diesen Freistaaten oft viel weniger Freiheit, Gerechtigkeit und Sicherheit, sondern nur desto mehr Unruhe und Ausgelassenheit. Kriege werden wohl nicht aufhören, so lange die Menschen Menschen sind. Wenn sie nur nicht mehr so häufig, nicht mehr so oft wegen Kleinigkeiten entstehen, die der Wohlfahrt der Länder ganz gleichgültig sind; wenn sie nur nicht mehr so verheerend und unmenschlich geführt werden, so ist zum Wohl der Menschheit schon viel gewonnen. Jeder Staat muß sich also auf alle Fälle in Vertheidigung setzen; denn die Ungerechtigkeit ist leider in der Welt so groß, daß Einer auf die Freundschaftsversicherungen des Andern nicht sehr trauen darf. Dieß war so von Nimrods Zeiten an, und wird wohl schwerlich ganz gebessert werden. Etwas Anderes ist nicht immer etwas Besseres. Das Vaterland braucht Vertheidiger: wer soll es vertheidigen, als die Kinder des Vaterlandes, als Bürger und Ein-

wohner? So wie Jedermann Sicherheit und Ruhe wünscht und verlangt, so ist er verbunden, erforderlichen Falls für diese Sicherheit und Ruhe auch selbst mit beizutragen, zu arbeiten, zu streiten, sein Leben zu wagen, sein Leben für das Leben des Ganzen und für alle seine Brüder nicht zu achten. Denn Alle haben die nämliche Pflicht für ihn, und er hat sie für Alle. Nicht Besitzung und Güter und Reichthümer machen von dieser Pflicht los, sondern verbinden desto mehr und fester dazu. Je mehr Einer in dem Vaterlande und von dem Vaterlande genießt, desto mehr ist er ihm schuldig. Je mehr Einer in dem Vaterlande hat, was ihm werth ist, desto mehr ist ihm das Vaterland selbst werth. Wer also bloß mit Geld die Pflicht, das Vaterland zu vertheidigen, abzukaufen sucht, handelt auf keine Weise gut gegen das Vaterland. Die Obrigkeiten, welche auf diese Weise Handel zu treiben sich unterstehen, handeln noch schlechter. Die Bürger und Kinder des Vaterlandes sollen die Waffen tragen zu seiner Vertheidigung: es ist ein sehr ehrenvoller Beruf, für das Vaterland jede Gefahr zu wagen. Man soll das Heil des Landes nicht in die Hände von gänzlichen Miethlingen geben, denen Glück oder Unglück des Landes gleich ist, die bei dem ersten nichts gewinnen und bei dem zweiten nichts verlieren. Jeder muß etwas haben, wofür er streitet; es muß auch seine eigene Sache seyn, für die er mit Leib und Leben schlägt. Dann hat er wirklich erst Muth und Entschlossenheit und Ehrgefühl. Er weiß, seine Aeltern, seine Brüder, seine Schwestern, seine Freunde und Anverwandten werden sein Verhalten erfahren und sich über seine Bravheit und gute Aufführung freuen. Er weiß, seine Schande würde sie mit Herzeleid kränken. Der Arme, der nichts besitzt, findet überall wieder ein Vaterland, in welchem er eben so viel hat, als in dem jetzigen. Aber der Mann, welcher weiß, er ist seines Vaters Erbe zu einem guten Hofe, zu fruchtbaren Aeckern und Wiesen und Gärten, wie sollte der nicht

mit ganzer Seele die Sache des Vaterlandes verfechten? Die öffentliche Sache ist auch seine eigene. Je glücklicher also Einer in dem Vaterlande ist, desto heiliger ist die Pflicht, das Vaterland beschützen zu helfen und die Wohlthaten zu erwiedern, die er von dem Vaterlande genießt.

Auch ist es jederzeit bei allen Völkern, die einige Bildung hatten, ein großes, ja das größte Lob gewesen, wenn Jemand mit Muth und Unerschrockenheit für sein Vaterland kämpfte, wenn er unverdrossen alle Mühseligkeiten in dem Dienst desselben erduldete, keine Gefahren und keine Aufopferungen scheute und seinen Mitbrüdern in der ehrenvollen Stunde des Kampfes ein ruhmwürdiges Beispiel gab. Eine Wunde daselbst erhalten ist überall ein Ehrenzeichen; und der Tod im Streit für Vaterland und Freiheit wird immer vorzugsweise der Tod der Ehre genannt. Wir wollen den Himmel bitten, daß unser Vaterland nie in so große Gefahr kommen möge. Aber wenn der Fall einträte, so wollen wir Alle als Männer, als brave Männer, als gute Söhne des Vaterlandes standhaft und muthig unsere Pflicht erfüllen. Nicht Wildheit und Rohheit, sondern Unerschrockenheit und Ordnung und Muth sollen unsere Krieger auszeichnen; und Jeder müsse für sich dazu beitragen, diese Ehre zu behaupten. Wir selbst sind Landleute und wissen, wie wohl eine gute Begegnung thüt: es müsse also nie eine gegründete Klage über unser Betragen, sei es wo es wolle, erhoben werden. Menschlichkeit geziemt dem Krieger vorzüglich, mehr als irgend einem andern Stande; da in dem Stande des Kriegers Menschlichkeit so werth und so theuer ist. Nur der Mann, der gegen uns Waffen trägt ist thätig unser Feind; und nur so lange er Waffen trägt. Gegen alle übrigen sollen wir freundschaftlich seyn und die Plagen des Krieges so viel wir können, erleichtern. Selbst unser Feind hat Anspruch, hat ein gegründetes Recht auf Schonung und Milde, sobald er nicht mehr die Waffen

gegen uns hebt. Es ist eine Schande, einen Gefangenen zu mißhandeln; fast mehr, als es Schande ist, dem bewehrten, eindringenden Feinde den Rücken zu kehren, wenn man noch widerstehen kann. Ein alter Krieger verdient stets unsere Achtung; und desto mehr Achtung, je weniger er oft Belohnung findet. Es ist etwas sehr Wehmüthiges, wenn ein alter Mann in dem Lande, für welches er seinen Körper mit Narben bezeichnet trägt, in seinen schwachen Jahren kümmerlich sein Brot suchen muß. Wenn der Staat nicht alle seine entkräfteten Kriegsleute ernähren kann, so wollen wir, deren Pflichten sie vielleicht mit erfüllt haben, ihnen ihr Loos doch zu erleichtern suchen. Wer nicht sein Vaterland vertheidigen wollte, verdiente nicht ein Vaterland zu haben; und billig wird denjenigen vorzüglich Achtung bewiesen, welche für dasselbe und für die Sicherheit aller ihrer Mitbürger schon mit Muth ihr Leben gewagt haben.

Gott, unser Schutz, gieb Frieden unsern Zeiten,
Und Glück und Heil zu jedem Stand;
Doch ruft die Pflicht, so laß uns muthig streiten
Für unser gutes Vaterland:
Und selbst im Kampf sei mit uns jederzeit
Gerechtigkeit und Menschlichkeit.

Von den Fehlern und Lastern überhaupt.

So wie die Tugend, und nur die Tugend allein, den Menschen wahrhaft glücklich macht, so kann nur das Laster ganz allein den Menschen wahrhaft elend machen. Die Weisen mögen es nennen Laster, die Richter mögen es nennen Unrecht, die biblischen Sitten-

lehrer mögen es nennen Sünde; es ist Alles eins. Sein verderbliches Wesen ist, daß es Unordnung stiftet, jeden Frieden stört, und die Menschen zu nichtswürdigen, verworfenen Kreaturen macht, alles mögliche Glück untergräbt, die Lasterhaften mit innerlicher Pein quält, und sie und alle um sie her endlich vielleicht ohne Rettung elend macht. Die Sünde ist das Unrecht und der Leute Verderben, sagt die Schrift. Thorheit und Laster sind die Geißeln der Menschheit, sagen die weisen Männer aller Völker. Ungerechtigkeit und Bosheit schaffen alles Unheil auf den Erdboden, sagt der rechtschaffene Verwalter der Gesetze: und Alle sagen die Wahrheit, und die nämliche Wahrheit. Bei den Guten ist der Himmel, und bei den Bösen ist die Hölle. Wenn es also unbezweifelt wahr ist, daß Gutes am Ende nur Gutes, und Böses endlich Böses wirken muß, so sollen wir billig beständig mit der größten Aufmerksamkeit über uns wachen, damit nicht Fehler, üble Gewohnheiten, Unbesonnenheiten und endlich Laster in unserer Seele Wurzel fassen, ohne daß wir daran denken. Obgleich Fehler, Vergehungen und Laster wider unsere Vernunft, und also auch wider unsere Natur sind, so ist es doch so leicht, durch Unbesonnenheit und Mangel der Ueberlegung in manchen Fehler zu gerathen, ohne daß wir es uns bewußt sind, was wir thun. Endlich ist unvermerkt eine schlimme Fertigkeit daraus entstanden, von der wir uns nur mit vieler Anstrengung wieder los machen können. Nenne man dieses Erbsünde, oder Schwachheit, oder Unvollkommenheit; sie ist das Loos jedes endlichen Wesens: und wir sollen mit aller Kraft dagegen kämpfen. Wenn wir sie auch nie ganz austilgen können, weil wir immer endliche Wesen bleiben, so werden wir sie durch Uebung, Aufmerksamkeit und Fertigkeit im Guten doch immer mehr und mehr unterdrücken und sie uns und Andern immer unschädlicher machen. Wenn wir uns im Guten üben, so gewinnen wir nach und nach immer mehr Liebe zu demselben und mehr Fertigkeit da-

rin; eine gute Eigenschaft hilft der andern, eine Tugend bietet der andern die Hand. Vielleicht kostet uns der Anfang Anstrengung und Ueberwindung; aber bald wird sie leicht, dann angenehm, dann wohlthätige Neigung, und endlich Nothwendigkeit unserer Denkart und Handelsweise und unsers Wesens selbst. So auch mit dem Bösen. Anfangs hat der Mensch bei den ersten Versuchungen vielleicht Furcht und Widerwillen, sodann wird er gleichgültig, sodann leichtsinnig und unbesonnen: und endlich ist das Schlimme zur Gewohnheit geworden, in welcher ein Gedankenloser immer weiter geht, bis er am Rande des Verderbens durch den Anblick der entsetzlichsten Gefahr aufgeschreckt wird.

Sobald wir uns fest und unwidersprechlich überzeugen, daß das Gute oder die Tugend endlich unsere Glückseligkeit, daß das Böse oder das Laster endlich unser Elend bewirkt; wie könnten wir dann noch eine Minute zweifelhaft seyn, welchen Entschluß wir auf unser ganzes Leben fassen und festhalten wollen? Meistens straft sich das Laster sogleich selbst, und der Uebertreter trägt sogleich seinen Lohn mit sich: aber wo auch Verstellung und Heuchelei die sichtbaren Folgen desselben weiter hinaus entfernen, da kommen sie endlich desto schrecklicher. Und wie verächtlich und erniedrigend ist es nicht schon, seine Zuflucht zur Verstellung und Heuchelei nehmen zu müssen, und sich in seiner wahren Gestalt nicht zeigen zu dürfen! Endlich wird den Scheinheiligen und Scheinredlichen die Larve zu desto größerer Schande abgezogen, und er steht nackend und bloß da in seiner ganzen Häßlichkeit. Die Klugheit der Bösen wird bald nur zu desto größerer Thorheit: denn nur die Weisheit der Tugend und Redlichkeit, der Wahrheit und Rechtschaffenheit, der Gerechtigkeit und Menschenliebe hält immer fest und bringt ihren Verehrern immer Sicherheit.

Wir haben bisher von einigen der vorzüglichsten Tugenden ge-

sprochen, deren Ausübung zu dem Glück der einzelnen Menschen und der Gesellschaften höchst nöthig oder durchaus unentbehrlich ist. Wir wollen nun auch über einige der gewöhnlichen Fehler und Laster reden, welche das Glück der Menschen zerstören und so manches Unheil auf der Erde anrichten. So wie jene Darstellung der Tugend uns zur Tugend ermuntern sollte; so muß uns der Anblick dieser Laster von dem Laster zurückschrecken. Es war zwar bei der Betrachtung jeder Tugend sehr leicht, auch das entgegengesetzte Laster kennen zu lernen, um es zu hassen und verabscheuen zu können: da aber diese Laster in einer oder der andern Gestalt überall noch großen Schaden in der Welt anrichten, so wird es nicht überflüssig seyn, von einigen derselben noch etwas mehr zu sagen, damit wir an der Ausrottung derselben desto mehr und thätiger und glücklicher arbeiten mögen.

Von der Gottlosigkeit.

Gottlos nennt man wohl im gemeinen Leben jedes Laster, weil durch jedes der Mensch gewissermaßen Gott lästert, Gottes und seiner Ordnung und seiner ganzen Einrichtung spottet, oder zu erkennen giebt, daß er nicht wahrhaft an ihn glaubt. Aber Gottlosigkeit im engen Verstande ist entweder der gänzliche Mangel des Glaubens an Gott, oder unerhörte Unbesonnenheit in allem, was sich auf Gott, Vorsehung, Religion, Tugend und wahre Würde des Menschen bezieht. Wer ohne Gott ist, ist gottlos, so wie derjenige sinnlos ist, der ohne Sinn ist und handelt. Wer Gottes Allmacht und Weisheit und Güte läugnet, wer seinen Mitmenschen den Trost der Religion, die Hoffnung der Ewigkeit und die Vergeltung der

Thaten rauben will, ist gottlos. Wer über Dinge, die jedem guten Menschen heilig sind, über Wahrheit und Tugend spottet, ist gottlos. Wie schrecklich und entsetzlich muß der Zustand eines Menschen seyn, dem Gott, Vorsehung, Religion, Tugend, Hoffnung der Unsterblichkeit nichts ist: und wie noch schrecklicher, wie noch entsetzlicher muß der Zustand eines Menschen seyn, der Härte, Verderbtheit des Herzens und Bosheit genug hat, auch seinen Mitbrüdern diesen seligen Trost rauben zu wollen! Aber nicht allein das gänzliche Läugnen oder die vermessene Zweifelsucht an der göttlichen Wahrheit der Religion ist gottlos; sondern auch und noch mehr der leichtsinnige, unbesonnene, frevelhafte Mißbrauch dieser göttlichen Lehren. Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen, ist eines der ersten Gebote der weisen Gesetzgebung vom Sinai. Wir schämen uns schon, den Namen unserer Lehrer, unserer Obrigkeiten, unserer Fürsten, ohne Ehrfurcht und mit Geringschätzung zu nennen; und wir sollten nicht voll heiliger Ehrfurcht seyn, wenn wir den Namen des Gottes der Welten nennen, vor dem die Erden Sandkörner und die Sonnen Lichtfunken sind, und der Könige und Bettler in gleicher Wage nach ihrem wirklichen Werth wägt? Das Fluchen ist entweder Bosheit oder Unsinn: verräth entweder Finsterniß des Verstandes oder Verkehrtheit des Herzens, oft auch beides zugleich. Ein Mann, der immer die Wahrheit zu reden gewohnt ist, wie jeder vernünftige Mensch soll, hat nicht nöthig, das, was er spricht, feierlich zu betheuern. Man glaubt seinem Worte; und wenn man diesem nicht glaubt und nicht glauben kann, so glaubt man eben so wenig seinen Schwüren. Flüche und Schwüre zeigen überall einen sehr frevelhaften, rohen, ungebildeten Menschen, und sind für ein vernünftiges Wesen, das die Majestät des Schöpfers und seine eigene Würde fühlt, sehr erniedrigend. Ist es nicht unsinnig, dem Himmel durch seine Ruchlosigkeit und Verwegenheit Trotz bieten zu wollen? Gott ist kein Mensch,

daß er zürne; aber ein Mensch, der so frevelnd denken und reden kann, zeigt schon selbst eine Gemüthsstimmung, die ihn der wahren Glückseligkeit unfähig macht. Wie will der Mensch glücklich seyn, der bei jeder Gelegenheit den Zorn des Himmels auf sich herabruft und böse Geister zu seinem Verderben auffordert? Nicht der Zorn des Himmels, den er herabruft, nicht die bösen Geister, welche er auffordert, bringen ihm Verderben; sondern seine eigene Bosheit, seines Herzens Verstocktheit und seines Geistes Finsterniß. Der Himmel straft immer die Lasterhaften durch ihre eigenen Laster. Der Gottlose wird endlich fürchterlich durch allen Mangel des Trostes, durch die Pein der Seelenangst und zuweilen durch Verzweiflung am Rande des Lebens gestraft. Dem Gottseligen und Tugendhaften ist die Stunde des Todes eine Botschaft der Ruhe und des Friedens; dem Gottlosen und Lasterhaften ist sie eine Folter ohne Linderung, eine unaussprechliche Qual ohne Hoffnung. Selbst die Vernunft hat dann Schiffbruch gelitten und ist unfähig, die letzten Strahlen des Lichtes zu sehen, den letzten Weg zur Rettung und Ruhe zu finden. Es giebt fürchterliche Beispiele dieser Art, die jeden noch der Besinnung fähigen Menschen bei Zeiten abschrekken sollten, der den Weg der Sünder angetreten hat und sich schon dorthin setzet, wo die Spötter sitzen. Jedes Laster kann ein trauriges Ende nehmen; aber das Ende der Gotteslästerer und der Religionsspötter ist das gräßlichste, es mag sie noch die Pein des Gewissens ergreifen oder sie mögen dahinfahren in ihres Herzens Härtigkeit. Manchmal wird der Grund zu diesem schrecklichen Zustande durch jugendlichen Leichtsinn und Mangel eines vernünftigen Unterrichts gelegt. Wie wichtig, wie heilig muß also Aeltern und Erziehern die Pflicht seyn, über das junge Herz und den aufkeimenden Verstand ihrer Kinder und Pfleglinge zu wachen, damit sie sich nicht in diese Irrwege voll tödtlicher Gefahren verlieren. Wie wichtig, wie heilig ist die Pflicht eines jeden Menschen, alle seine

Empfindungen und alle seine Gedanken durch Vernunft und Religion prüfen und leiten zu lernen! Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Wer nicht Gott, seinen Schöpfer und Wohlthäter, ehret, wer die heilige, ewige Wahrheit seiner Religion nicht lebendig fühlt, nicht in derselben seine ganze Glückseligkeit sucht und findet, der wird nie ganz und sicher weise und zufrieden. Möchte Niemand von uns Ursache haben, vor sich selbst zu zittern, wenn er in seinen Busen greift, wenn er die geheimsten Gedanken und Empfindungen seiner Seele untersucht; möchte jeder sich an den Trost der Tugend und der Gottseligkeit halten, so lange es Zeit ist. Wer Gott nicht fürchtet, nicht liebet, als seinen Vater, der fürchtet ihn endlich mit Entsetzen als seinen Richter.

Gott, unser Trost, laß uns von dem Gedanken
An dich, an dich, nie, nie ein Haarbreit wanken;
Laß unser Ohr nie hören Spott der Spötter.
Gott, unser Retter!

Laß unser Herz stets deine Wege wallen,
Und lehr' uns thun nach deinem Wohlgefallen,
Daß hier durchaus im Glück nichts, nichts im Leide
Von dir uns scheide.

Vom Aberglauben.

Der Gottlosigkeit und dem Unglauben ist entgegengesetzt die fromme Schwärmerei und der Aberglaube. Der Unglaube will sich von nichts überzeugen und spottet über Alles; der Aberglaube glaubt zu viel und findet in seiner Schwäche des Verstandes überall Gegenstände der Furcht und Verehrung. Der Unglaube ist

stolz und verwegen; der Aberglaube ist niedrig und kriechend. Die Gestalt des Aberglaubens ist zwar nicht so schrecklich und furchtbar, aber desto trauriger und niederschlagender. Es ist nicht selten der Fall, daß der Mensch vom einen zum andern übergeht: der Abergläubige wird ein Ungläubiger, und so im Gegentheil. Der Ruchlose und Ungläubige hat über Gott und Vorsehung gespottet, hat über Wahrheit und Tugend Hohn gelacht, hat die Lehren von Seligkeit und Verdammniß wie Mährchen behandelt und in seiner kühnen stolzen Unbesonnenheit jeden für einen Schwachkopf gehalten, dem ein Begriff dieser Art heilig war. Auf einmal wird seiner Seele bange, er sinkt oder stürzt herab von seiner Höhe; und wo er vorher nichts sahe, sieht er nun lauter Schreckgestalten und Gespenster. Der Mensch, der ehemals keinen Gott fürchtete, fürchtet nun die thörichte Prophezeihung eines alten Weibes. Der Unglaube ist Verwegenheit des Verstandes in kühner Zweifelsucht; der Aberglaube ist Mangel des Verstandes in blinder Annahme von Träumereien ohne alle vernünftige Gründe. Der Unglaube verwirft mit ruchloser Verwegenheit das Heiligste, worin die Vernunft des Menschen Licht und sein Herz Beruhigung findet: der Aberglaube sieht mit Blödsinn überall Dinge, die er mit der Religion verbindet, ohne daß sie in einiger nahen Verbindung mit ihr ständen. Es ist vielleicht schwer zu entscheiden, ob Unglaube oder Aberglaube mehr Schaden stifte und den vernünftigen Menschen mehr zur Schande gereiche. Der Abergläubige ist beständig ein sehr jämmerlicher Mensch. Seine Begriffe sind eingeschränkt und thöricht: seine Handlungen sind also furchtsam, unbestimmt und ohne Werth. Er unternimmt etwas, nicht weil es Pflicht, nicht weil es gut ist, sondern weil seine Großmutter ohne Gründe es so oder so befohlen hat: er unterläßt etwas nicht, weil es schlecht, gewissenlos und pflichtwidrig ist, sondern weil irgend eine eingebildete Vorbedeutung ihn davon abhält: und so unterläßt er

oft etwas sehr Gutes und thut etwas sehr Schlimmes. Alle Raben und Kauze und Eulen sind ihm Unglücksbringer und Leichenvögel. Jeder Kreuzweg ist für ihn voll Gespenster, und jede Mitternachtstunde eine Geisterwandlung. Er fürchtet sich mehr vor einem quergelegten Besenstiel, als vor Sünde und Hölle; und hat mehr Achtung vor der Wahrsagung einer alten Sibylle, als vor allen zehn Geboten. Ein Hase oder eine Aelster setzen ihn in Angst, und etwas eben so Gleichgültiges erlöset ihn wieder daraus. Der Abergläubige sieht in jedem Irrlicht einen bösen Geist, in jedem Stückchen leuchtenden, faulem Holze einen Drachen; hört in jeder Unke eine Wehklage und hält jede schwarze Katze für eine Hexe. Nichts ist lächerlicher, aber nichts ist oft auch trauriger, als Menschen mit so verkehrtem, schwachem Verstande, welche von den gewöhnlichsten Erscheinungen der Natur in Furcht und Schrekken gesetzt werden. Solchen Leuten ist alles voll Ahnungen; und sobald die Sonne untergeht, tritt die Zeit der Angst und Bangigkeit ein. Solche schwache Menschen sehen in ihrer kranken Einbildungskraft Engel und Teufel herumwandeln: und es ist kein Winkel, kein Hohlweg, kein alter Weidenbaum, den sie nicht mit einem Geiste besetzten. Sie sehen sogleich Krieg und Blutvergießen und Hunger und Pest in einem Nordlichte und ängstigen sich über einen Schatten im Mondschein. Das Herzdrücken von schwerem Blute und den zu reichlichen Mahlzeiten halten sie für den Alp, der in sonderbaren Gestalten die Besessenen quält. Sie halten in ihrer Seelenkrankheit alle diejenigen für leichtsinnig und ruchlos, die ihre frommen, schwärmerischen Thorheiten nicht mit glauben; und fürchten, man wolle ihnen ihren Glauben nehmen, wenn man ihnen nur etwas mehr Erleuchtung und Menschenverstand geben will.

Dieser Aberglaube aller Art, dessen Umfang so groß ist, als die verkehrten Vorstellungen der Menschen mannichfaltig und verschieden sind, herrscht zwar jetzt nicht mehr so auffallend albern

und lächerlich, als ehemals in den noch ganz finstern Zeiten. Aber doch giebt es noch hier und da eine Menge Personen beiderlei Geschlechts, besonders auf dem Lande, die bald über diesen, bald über jenen Punkt ihre eigenen abergläubischen Meinungen haben. Viele bringen dergleichen Vorurtheile mit aus der Kinderkappe, wo man sie in ihrer ersten Jugend damit zu unterhalten, oder auch zu schrecken suchte. Manche Aeltern bedienen sich aus Unüberlegtheit des Mittels, fürchterliche Geschichten des Aberglaubens zu erzählen, um ihre Kleinen in Ruhe zu erhalten, ohne selbst im geringsten daran zu glauben. Aber sie bedenken nicht, was sie thun, daß sie die junge feurige Einbildungskraft der Kinder mit solchen Ungereimtheiten anfüllen, die sie dann nur sehr schwer oder auch wohl nie ganz wieder mit Vernunft herausbringen können. Gewöhnlich wird hier der Grund zu jeder Tugend oder zu jedem Laster gelegt; vorzüglich setzt sich da der Aberglaube und die lächerliche ängstliche Leichtgläubigkeit an vernunftlose Vorurtheile fest. Selten werden die Menschen ganz wieder von allen diesen verkehrten Vorstellungen geheilt und selten kehren sie ganz ruhig zu geläuterten, vernünftigen Begriffen zurück. So wie auf den Unglauben oft Aberglaube folgt, so folgt nicht selten auf den Aberglauben auch Unglaube; wenn der Mensch endlich das Lächerliche und Abgeschmackte seiner alten Meinungen einsieht, und nun in der Unbesonnenheit und der neuen Verwegenheit alles für Falschheit und Betrug hält. So irrt der Mensch sehr oft sehr gefährlich, indem er viel oder zu wenig glaubt, zu viel oder zu wenig redet, zu viel oder zu wenig thut. Gegen den Aberglauben ist kein sichereres Mittel, als entschlossener Gebrauch unserer Vernunft, unbefangene Ueberlegung, freimüthige Untersuchung eines jeden Dinges. Diejenigen, welche den Aberglauben befördern und unterhalten helfen, sei es Aberglaube in der Religion oder im gemeinen Leben, um dadurch die Menschen zu täuschen und ihren eigenen Vortheil daraus zu ziehen, sind immer

schlechte, verächtliche, schändliche Betrüger; sie mögen seyn, von welcher Art Menschen sie wollen. Und alle diejenigen, welche helle, wahre, reine Begriffe verbreiten helfen, sind wahre Freunde und Wohlthäter der Menschen; denn daraus muß immer etwas Gutes und Nützliches entstehen.

Von der Lieblosigkeit.

Es ist nichts gewöhnlicher in der Welt als Klagen. Jeder klagt über irgend etwas, und glaubt in seinem Herzen sehr vielen Grund dazu zu haben. Und diese Klagen treffen meistens die Menschen überhaupt, oder irgend einen Menschen insbesondere. Jeder beklagt sich über den Andern mit Recht oder mit Unrecht, und oft in den bittersten Ausdrücken. Diese Gewohnheit und Geneigtheit zu klagen entsteht freilich oft aus erlittenem oder gesehenem Unrecht, und hat ihren Grund: aber oft entsteht sie doch aus gänzlichem Mangel an christlicher Liebe und Geduld und Nachsicht mit menschlichen Schwachheiten. Jeder ist Mensch und hat gewiß seine Fehler und Schwachheiten, und darf hoffen, daß man diese für nicht mehr als für Fehler und Schwachheiten halten wird. Die Besten sind immer am geneigtesten zu verzeihen und Gutes zu denken. Diejenigen, die wegen ihrer eigenen Fehler die Verzeihung am nöthigsten haben, sind oft die härtesten in Beurtheilung Anderer. Wir nennen dieses Lieblosigkeit, weil es Mangel an Menschenliebe zeigt, von seinem Nächsten immer das Schlimmste zu denken, die schlimmste Auslegung von seinen Reden zu machen und überall die schlimmste Seite von seinen Handlungen aufzusuchen. Wie klein und geringschätzig muß der von dem Menschen denken, welcher ihm

gar keine aufrichtigen, redlichen Gesinnungen, gar keine edlen, uneigennützigen Handlungen zutraut? Er ist selbst ein Mensch; wer soll also von ihm etwas Gutes glauben, wenn er von Andern nichts glaubt? Hat er dieses Mißtrauen aus seinem eigenen Herzen, aus seiner eigenen Seele genommen, so müssen beide von keinem großen Werthe seyn. Ist er durch Erfahrung zu einem so allgemeinen Argwohn verleitet worden, so ist er zwar zu bedauern, aber er ist doch ungerecht und hart und lieblos. Wenn ihn einige beleidiget haben, mit welchem Recht kann er daraus schließen, daß Alle seine Feinde sind? Wenn einige böse waren, mit welchem Recht kann er darum glauben, daß Alle nichts taugen? Und wenn ein Mann lange gelebt und viel erfahren hat, so ist seine Bekanntschaft immer noch sehr klein gegen die Menge Menschen, die er nicht kennt: und selbst in seiner Bekanntschaft kennt er die wenigsten ganz. Der Grund der Lieblosigkeit ist also immer entweder Mißmuth, Schwachheit und Blödsinn, oder Schadenfreude und eigene Bosheit. Ihr sollt Alles zum Besten kehren, lautet das Gebot der Schrift; und die Schrift gebietet immer nur das Gute, Löbliche und Nützliche. Wer Alles zum Schlimmsten kehret, ist schon sehr schlimm, oder in Gefahr es zu werden. Wenn die Menschen auch gleich ziemlich eigennützig sind, wenn sie auch gleich immer vorzüglich auf ihren Vortheil denken, wenn sie auch gleich in ihrer Lage auch manchmal nicht ganz löbliche und gemeinnützige Neigungen haben und sie nähren, so sind sie doch darum nicht sogleich böse. Der Himmel erlaubt es, er will es, daß jeder für sich sorgen soll; dadurch wird viel gearbeitet: und der Zusammenhang ist in der Welt unter allen Menschen so, daß einer nie für sich allein arbeiten kann, sondern auch durch seinen Fleiß das Wohl der Andern selbst wider seinen Willen mit befördern muß. Es ist freilich nicht edel, merklich eigennützig zu seyn: aber wenn die Menschen dabei nur nicht ungerecht sind, so dürfen wir ihnen dieses schon nachsehen.

Wir können nie den Grund und die Ursachen von den Handlungen der Menschen ganz genau einsehen: und da wir dieses nicht können, wie ist es möglich, ganz richtig und unwidersprechlich zu urtheilen, ob die Handlungen wirklich so schlecht sind, als sie zu seyn scheinen? So lange wir nicht ganz gewiß sind, daß ein Mensch durchaus schlecht gehandelt habe, sollen wir immer glauben, es sei möglich, daß er noch gut, wenigstens nur leichtsinnig, wenigstens nicht aus Bosheit gehandelt habe. Durch schlimme Auslegung machen wir nichts besser und richten nur Hader und Groll an. Durch Sanftmuth, Geduld und liebevolle Zurechtweisung wird der Irrende und Leichtsinnige wieder zur Tugend gewonnen: aber durch Bitterkeit und unbarmherzige Mißdeutung wird der Unbesonnene oft vollends zum Bösewicht gemacht. Wer das große Gebot der christlichen Liebe einsieht, fühlt und übt, wird nie in solche Lieblosigkeit verfallen können.

Dadurch wird nicht befohlen, daß wir gegen das offenbare Laster nachgiebig oder gar ohne Einschränkung gütig seyn sollen. Gegen dieses ist vernünftige Strenge nöthig, um den Menschen das Lästerliche des Lasters ganz fühlen zu lassen. Wer zu einem überwiesenen Diebe „guter Freund" und zum Trunkenbolde „lieber Bruder" sagen wollte, würde ihnen schwerlich das Häßliche ihrer Vergehungen so begreiflich machen, als wenn er sich gegen beide mit dem Ernst beträgt, den sie verdienen. Wir sollen nur nicht gleich Bosheit suchen, wo vielleicht nur Leichtsinn ist; nicht Laster und Verbrechen argwöhnen, wo vielleicht nur eine Unbesonnenheit war: wir sollen alles zum Besten kehren. Wir sollen die Fehler des Nächsten nicht ausschreien, sondern sie vielmehr zudecken, damit er ihre nachtheiligen Folgen nicht zu empfindlich spüre: und ihn selbst sollen wir durch Vernunft und Güte von diesen Fehlern zurückzuziehen suchen. Die Geduld und Nachsicht, die wir mit Andern haben, werden alle Andere wieder mit uns haben; denn

Niemand ist fehlerlos. Alsdann werden wir alle wie Brüder, wie gute Kinder einer einzigen großen Familie leben, das Gute doppelt genießen und das Schlimme leicht ertragen.

Von der Zanksucht.

Der Friedfertigkeit, welche eine der schönsten menschlichen und christlichen Tugenden ist, wird die Zanksucht, eines der schlimmsten Laster, entgegengesetzt. Es giebt Leute, von denen man wohl sagt, daß sie ohne Zank und Streit nicht leben können. Es ist eine unselige Gewohnheit, sich und Andern Unruhe und Verdruß und Aergerniß machen zu müssen. Freilich meinen es dergleichen Leute nicht allemal böse und sind selbst nicht allemal schlimm; aber es läßt sich doch nur sehr schlimm mit ihnen leben. Zorn und Hitze und Eigensinn sind gewöhnlich der Grund eines solchen Betragens. Die Personen selbst, welche diesem Fehler unterworfen sind, werden eben so unglücklich dadurch, als alle diejenigen leiden müssen, welche mit ihnen umgehen. Wenn wir hohe Glückseligkeit nennen wollen, so sagen wir nur Frieden, und nennen die höchste Glückseligkeit in jenem Leben den ewigen Frieden; das Entgegengesetzte des Friedens, Krieg, Hader, Zank und Streit ist also auch das Entgegengesetzte der Glückseligkeit, ist also immer großes Elend. Wer an Hader und Streit Vergnügen findet, ist auf dem Wege der Verdorbenheit und Bosheit schon weit gekommen. Aber die Zanksüchtigen finden eigentlich wohl kein Vergnügen am Zanke, sondern sie sind nur eines so mürrischen, unleidlichen und unverträglichen Wesens, daß die geringste Kleinigkeit, die, wie man sagt, nicht nach ihrem Kopfe geht, ihre Galle reizt und sie in Aergerniß und Bitterkeit oft sehr

laut und qualvoll überſtrömen läßt. Er iſt ein böſer Mann, ſagt man wohl von einem ſolchen Manne, nicht als ob er durchaus boshaft wäre, ſondern nur weil er in dieſem Hauptpunkte des menſchlichen Lebens nicht gut iſt, und weil es ſich in ſeiner Geſellſchaft nur ſehr ſchlimm leben läßt. Die Geſellſchaft eines ſolchen Menſchen flieht man mit Recht; er richtet nur Verwirrung und Unheil an. Wohin er kommt, iſt ſogleich Krieg, er ſtört jede Freude und verſcheucht jedes Vergnügen. Du mußt ihm nicht zu nahe kommen, er iſt ein Händelmacher, warnt jeder vor ihm. Sie hat eine böſe, ſchneidende Zunge; jedes Wort, das ſie ſagt, giebt eine Wunde, ſpricht man von einem zänkiſchen Weibe. Wenn vorher die freundſchaftliche Fröhlichkeit herrſchte, ſo wird Alles ſogleich ſtumm, wo ſie erſcheinen, weil Jedermann fürchtet, ihnen durch irgend einen unbewachten Ausdruck Gelegenheit zum Streit zu geben. Der Zankſüchtige findet in jedem Worte Veranlaſſung zur Mißdeutung; jede Miene iſt ihm verdächtig, und ſogar das Stillſchweigen Anderer kann er nicht vertragen, weil er das Schweigen für Tadel und den Schweigenden für ſeinen Gegner hält. Wer von Jugend auf durch ſeine eigenen oder ſeiner Erzieher Fehler und Vernachläſſigung dieſe unſelige Gewohnheit bei ſich hat einwurzeln laſſen, dem wird es ſehr ſchwer, ſich davon loszumachen: aber deſto eifriger muß er bemüht ſeyn, damit es ihm endlich doch gelinge, dieſes böſe Laſter abzulegen. In der Jugend muß jede Tugend aufkeimen; im erwachſenen Alter koſtet es überall zehn Mal größere Mühe, einen mit aufgewachſenen Fehler auszurotten. Die Lehre und Religion Jeſu zeichnet ſich hier beſonders aus: ſie iſt vorzugsweiſe eine Religion des Friedens und der Sanftmuth, weil dieſe Tugenden vorzüglich die Glückſeligkeit der Menſchen in allen ihren Lagen begründen und befördern, ſo wie die entgegengeſetzten Fehler und Laſter es untergraben und zerſtören. Der Zänker empfindet täglich ſelbſt die unangenehmen Folgen ſeiner unglücklichen Leidenſchaft.

Er sieht, man liebt ihn nicht, und wird dadurch noch bitterer: er sieht, man flieht ihn, und wird dadurch noch mürrischer. Er geräth endlich in Zank mit sich selbst, und wie sollte er mit Andern in Frieden leben können? Möchte keiner unter uns, keiner unserer Freunde und nähern Bekannten so unglücklich seyn, auf diese traurige Weise seine eigene und seiner Brüder Ruhe und Zufriedenheit zu stören!

Von der Spielsucht.

Das Spiel ist das Verderben manches Mannes, und durch ihn mancher Familie, die auf ihn zu den schönsten Hoffnungen berechtiget war. Spiel an und für sich selbst ist zwar etwas Gleichgültiges; und wenn es den Geist erheitert und den Körper stärket, kann es sogar seinen Nutzen haben. Aber das gilt schwerlich von unsern gewöhnlichen Spielen, am allerwenigsten von dem Kartenspiel. Wenn es Leidenschaft wird, wie es oft der Fall und immer große Gefahr dazu ist, so ist es die verderblichste aller Leidenschaften. Uebungsspiele für Körper und Seele ausgenommen, ist für alle übrigen gar kein vernünftiger Grund vorhanden. Wer verlieren wollte, wäre ein Thor. Wer gewinnen will, handelt nicht ganz ehrlich und rechtschaffen, wenigstens nicht edelmüthig, sein Gegner mag seyn Freund oder Feind. Wer zum Zeitvertreibe spielen will, zeigt, daß er sehr viel Zeit übrig hat, die er sich vertreiben zu müssen glaubt. Unsere Lebenszeit ist aber so kurz und eilend, wir haben während derselben so viele große und wichtige Dinge zu thun; und wir könnten uns diese Zeit noch vertreiben wollen! Uebungsspiele sind gut und zweckmäßig und nützlich für

Knaben und Jünglinge; sie erheitern die Seele und bilden den Körper. Der Mann darf daran immer noch Antheil nehmen, wenn es ihm noch Vergnügen macht, und er der Jugend durch seine Gegenwart und durch seinen Ernst nützen kann. Aber dem Manne ziemt kein Spiel, als das Spiel, welches Erholung gewährt. Bei welchem unserer Spiele kann wohl wahre Erholung der Zweck seyn? Und wenn sie es anfangs wirklich ist, so ist doch große Gefahr, daß bald Nebenabsichten eintreten und endlich zur Hauptsache werden. Keine Gewohnheit setzt sich leichter fest und ist dann hartnäckiger, als die Gewohnheit des Spiels. Jetzt spielt man zur Erholung, dann aus Gewohnheit, dann aus Neigung, dann aus Bedürfniß; es kommt Leidenschaft und Gewinnsucht hinzu: und am Ende wird der Mensch das traurigste Opfer eines Lasters, das anfangs bloß Leichtsinn und Unbesonnenheit gewesen war. Wenn die Reichen Thoren genug sind, ihr Vermögen und ihre Zeit, weil sie von beiden zu viel haben, so unbegreiflich zu verschwenden: so werden sie oft auch bitter genug dafür bestraft. Wenn aber wir Landleute, die wir in unserer Lage jeden Groschen haushälterisch zu Rathe zu nehmen Ursache haben, so sinnlos handeln; so wird das, was sonst nur ein Fehler gewesen wäre, ein Verbrechen. Giebt es nicht zuweilen auch auf dem Lande Väter, die in dem Wirthshause ganze Tage an die Karte geheftet sitzen, ihre Geschäfte und Arbeiten, und alle ihre Pflichten und ihre ganze Familie darüber vergessen, und gewissenlos Zeit und Geld verschleudern? Das Weib eines solchen Mannes sitzt vielleicht trostlos zu Hause und weint: die Kinder fragen die Mutter, warum sie weinet, und ihre Gutmüthigkeit kann den Vater in der Traurigkeit ihres Schmerzes doch nicht bei seinen Kindern verklagen, um das Uebel nicht noch unheilbarer zu machen. Unverantwortlich ist es, diejenigen Mittel, womit er sich und seine Familie erhalten sollte und vielleicht Andern noch wohlthun könnte,

nichtswürdig im Spiele wegzuwerfen: aber grausam und unmenschlich ist es, durch dieses schreckliche Laster diejenigen Personen, denen er Nahrung und Unterhalt schuldig ist, in Mangel und Armuth und Elend zu stürzen. Und wie oft ist dieses nicht der Fall! Schulden sollen bezahlt, das Haus soll versorgt werden; und der Hausvater wirft seinen Verdienst, oder gar nach und nach sein väterliches Vermögen auf einen Kartenteller. Angst und Elend folgt dem Verluste. Und gesetzt, er gewinnt, so bringt er vielleicht Andere in die nämliche Lage, in welche er selbst hätte gerathen können. Ein Anderer klagt dann vielleicht mit Bitterkeit über ihn, wie er bei dem Verluste über den Andern würde geklagt haben. Er ist ein Spieler, ist schon eines der schlimmsten Zeugnisse, das man einem Manne geben kann, der eine Familie zu versorgen hat und Ordnung und Genauigkeit in seinen Geschäften haben soll. Wie Mancher fing mit dem Spiele an, schritt dann aus Noth zu Untreue und Betrug, ward Dieb und Verräther des anvertrauten Gutes, verlor Ehre und jede Aussicht auf Glück des Lebens, und zog seine ganze unschuldige Familie mit sich in seine Schande und in sein Verderben. Unglaublich wäre es, wenn wir nicht manche Beispiele hätten, daß Menschen so ganz sinnlos und ohne alle vernünftige Ueberlegung handeln können, ihre Zeit und ihr Geld zu verwüsten, während ihre Kinder halbnackt gehen, und kaum Brot zu essen haben. Mit welchem Gefühl muß ein solcher Mann nach einem verschwendeten Abend und nach erlittenem, schwerem Verluste, müde und mürrisch, halbbewußtlos in sein Haus zurückgehen! Und mit welcher Empfindung diejenigen ansehen, deren Stütze und Ernährer er seyn sollte, und denen er nun Unglücksstifter und Verderber ist! Wie Mancher scheint heute den völligen, ernstlichen Vorsatz gefaßt zu haben, nie wieder zu spielen; und morgen vergißt er über eine Kartenfigur jede vernünftige Ueberlegung, und eilt dem neuen Un-

glück zu, das ihn endlich an den Rand des Verderbens führt. Möchte ein Jeder von uns dieses unselige Laster in seinem Keim ersticken, damit es nicht emporwachse, wo es dann nur mit großem Kampfe ausgerottet werden kann.

Vom Trunke.

Mit dem Spiele ist ein gleich verhaßtes Laster der Trunk; und beide gehen oft zusammen, und machen verbunden desto unglücklicher, je mehr die Trunkenheit dem Menschen seine helle Besinnung raubt und ihn dann den Gefahren des Spiels noch mehr bloßstellt. Der Trunk ist eine Leidenschaft, die dem Menschen alle seine Würde nimmt, ihn zur Zeit ihrer Herrschaft fast bis unter das Vieh herabsetzt, und nach und nach alle edeln Fähigkeiten, alle tugendhaften und gemeinnützigen Entschlüsse und Gewohnheiten erstickt. Es mag vielleicht wahr seyn, daß der Gebrauch geistiger Getränke und besonders des bei uns leider so sehr herrschenden Branntweins in manchen Fällen dann und wann bei gewissem Wetter Stärkung und Arznei ist: aber es ist auch eben so wahr und von den angesehensten Aerzten bewiesen, daß er in den meisten Fällen ein schädliches Gift wird. Der Wein ist in unseren Gegenden für uns Landleute eben wegen seiner Seltenheit so schädlich nicht, und also nicht so sehr zu fürchten; aber in den Weinländern richtet er durch den übermäßigen Genuß eben so viel Unheil an, als an andern Orten gebrannte Getränke. Der Wein soll das Herz des Menschen erfreuen; aber viele Menschen ersäufen Kopf und Herz in seinem gefährlichen Zauber. Jedes Getränke, welches merklich berauscht, ist der Gesundheit schädlich, und vernünftige Menschen

müssen sich davor hüten. Der Trunk ist anfangs eben so verführerisch, als er nachher, wenn die Gewohnheit höher steigt, oder vielmehr tiefer sinkt, häßlich und abscheulich ist. Erst wird der Trinker lustig, dann ausgelassen, sodann berauscht, sodann betrunken und endlich gar besoffen. Man darf nur einen Menschen in einem solchen traurigen Zustande erblicken, um die ganze Häßlichkeit dieses Lasters sogleich zu fühlen.

Die Füße wanken, der Kopf taumelt, die Zunge stammelt, kein Glied hält fest; und der Mensch hat nicht allein keine Seelenkräfte mehr, sondern auch nicht einmal das Leben eines Thieres. Ein besoffener Mensch ist nicht einmal mehr dem Thiere gleich; er ist weit unter das Thier herabgesunken. Kein Thier überschreitet das natürliche Maß seines Futters; und der Mensch, der Vernunft hat, handelt oft so unvernünftig, daß er Seele und Leib durch das Uebermaß des Genusses erstickt. Während der Trunkenheit ist der Mensch zu allen übrigen Lastern fähig; denn er hat keine Besinnung, er hat keine Vernunft und keinen Willen mehr. Er ist sodann ganz nur das, was der Zufall aus ihm macht, oder wozu ihn Andere brauchen wollen. Ist es nicht höchst erniedrigend für einen Menschen, wenn man von ihm sagt, man muß es ihm nicht zurechnen, er hat es im Trunke gethan! Das heißt so viel, man kann es ihm nicht zurechnen, denn der Mensch war damals kein Mensch: denn dem vernünftigen Menschen kann, darf und muß man beständig zurechnen, was er redet und thut; dafür ist er eben Mensch, hat Vernunft und kennt die Verbindlichkeit zur Pflicht. Die alten Spartaner, eine Nation, die sonst strenge auf Tugend und gute Sitten hielt, erlaubten nur dann und wann ihren Knechten und Sklaven, sich zu betrinken, damit ihre Freien und Kinder durch solche häßliche Beispiele von dem Laster selbst abgeschreckt würden. Dieses zeigt von ihrem Haß gegen das Laster: aber das Mittel ist mehr grausam und tyrannisch, als menschenfreundlich, da man dem

Einen erlaubt lasterhaft zu seyn, damit die Andern dadurch gewarnt werden. Wenn ein betrunkener Mann ein häßliches Bild ist, so ist ein betrunkenes Weib die ekelhafteste, abscheulichste Erscheinung. Die vorzüglichsten Tugenden des Weibes sind Sittsamkeit und Schamhaftigkeit; und was kann wohl denselben mehr entgegengesetzt seyn, als die Wildheit, Ausgelassenheit und Unverschämtheit des Trunks, wo jedes feine Gefühl des Anstandes verschwindet und alle Eingezogenheit und Züchtigkeit aufhöret? Ein betrunkener Mann ist leider oft mit Recht ein Spott der Knaben; aber ein betrunkenes Weib ist das schlechteste, weggeworfenste Geschöpf unter allen vernünftigen und fast auch unter allen unvernünftigen Geschöpfen. Wenn man überhaupt das Laster immer nur in der Nähe zu sehen braucht, um es niedrig und nichtswürdig zu finden; so ist der Anblick dieses Lasters schon so abschreckend und abscheulich, daß man sich wundern muß, daß es noch so häufig angetroffen wird. Möchte nur Jeder von uns die erste Gelegenheit fliehen, wo er nach und nach in eine so schändliche Gewohnheit fallen kann: und Jeder, über den sie schon vielleicht einige Herrschaft gewonnen hat, mit allen Kräften arbeiten, sich derselben zu entziehen.

Vom Neide und vom Haß.

Es giebt Laster, welche man nur gewöhnlich vorzugsweise recht schwarze Laster zu nennen pflegt, weil sie eine wahre Brandmarke des Menschen sind, der ihnen unterworfen ist: und von diesen sind die schwärzesten der Neid und der Haß. Von allen übrigen Lastern war in ihrem Anfange irgend ein Grund und eine Ursache vorhanden, die nicht so böse, oder wohl gar gut war, und nur mit der Zeit

durch Verirrung schändlich wurde: aber von dem Neide und dem Hasse ist durchaus kein guter, oder nur gleichgültiger Grund aufzufinden: ihre tiefste Ursache ist Bosheit des Herzens. Keine Laster zeigen mehr von der Verdorbenheit der Seele, als diese; keine Laster peinigen mehr diejenigen, die sie an sich haben, und die ganze Gesellschaft, welche mit Lasterhaften dieser Art umgehen muß. Haß ist so erzböse, daß man nach ihm gewöhnlich alles Böse häßlich nennt. Der Haß ist die fürchterlichste, unmenschlichste Erscheinung in einer menschlichen Seele, die peinlichste Empfindung für den Besitzer selbst, und von der schrecklichsten Wirkung für die Person, welche gehaßt wird. Nichts verdient Haß in der Welt, als die reine, vollkommene Bosheit; und wie können wir, die wir nicht allwissend sind, die wir nur sehr wenig von den Herzen der Andern und von ihren Bewegungsgründen zu erfahren im Stande sind, wie können wir wissen, ob und wo der Mensch völlig böse denkt und handelt? Haß und Neid können durchaus in keiner guten Seele wohnen. Daher sucht auch unsere heilige Religion, die göttliche Lehre Christi, mit allen Kräften diesen bösartigen Lastern entgegenzuarbeiten, so sehr, daß ihr Hauptgebot in dem Gegensatze derselben, in Liebe und Wohlwollen besteht. In diesem Artikel zeigt sich die göttliche Erhabenheit derselben über alle anderen Sittenlehrer, die jemals in der Welt gehört wurden; sie will allgemeine, wirksame, wohlthätige Menschenliebe einführen und befestigen, und allen Haß und alle Bosheit ausrotten. In den heiligen Büchern spricht der Stifter nicht allein: „Liebet euern Nächsten, wie euch selbst!" sondern er spricht auch: „Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen und beleidigen und verfolgen, auf daß ihr würdige Kinder eueres himmlischen Vaters seid!" Wenn wir also selbst unsere Feinde und Verfolger noch als Menschen achten und lieben sollen; wie schrecklich ist es, diejenigen zu hassen, von denen wir nicht einmal gewiß wissen, ob sie unsere Feinde sind; wie abscheulich, selbst

diejenigen zu haſſen, von denen es ſogar wahrſcheinlich iſt, daß ſie unſere Freunde ſind!

So Jemand ſpricht: ich liebe Gott,
Und haßt doch ſeine Brüder,
Der treibt mit Gottes Wahrheit Spott,
Und reißt ſie ganz darnieder;
Gott iſt die Lieb' und will, daß ich
Den Nächſten liebe gleich wie mich.

Es iſt freilich ſchwer, gegen diejenigen noch gut und freundſchaftlich geſinnt zu bleiben, von denen wir überzeugt ſind, daß ſie uns auf alle Weiſe übel wollen, auf alle Weiſe zu ſchaden ſuchen, auf alle Weiſe an unſerm Unglück arbeiten; aber es iſt auch dieſes die höchſte, größte Pflicht des Menſchen, deren Erfüllung ihm eine Würde giebt, die ihn über alles Irdiſche erhebt. Du ſollſt deinem Bruder verzeihen des Tages ſiebenmal; nein, nicht bloß ſiebenmal, ſondern ſiebenmal ſiebenmal; das heißt, es ſoll kein Groll, kein Haß ſich in deiner Seele feſtſetzen, ſondern in deinem Gemüthe ſollen immer Friedfertigkeit und Sanftmuth herrſchen; du ſollt immer und ohne Ausnahme leutſelig, freundſchaftlich und gütig gegen deinen Nächſten handeln, wenn er dich auch noch ſo ſehr und noch ſo oft beleidigt hätte. Vielleicht ſammelſt du dadurch doch endlich feurige Kohlen auf ſein Haupt, rührſt ihn zur Beſſerung, zur Menſchlichkeit, zur chriſtlichen Bruderliebe und machſt ihn zu deinem wahren beſtändigen Freunde. Der Haß entſteht oft aus dem Neid; der Neid aus dem Geize; und ſo ſagt die bibliſche Lehre auch hier mit Recht: der Geiz iſt eine Wurzel alles Uebels; denn welches Uebel und Unglück entſpringt nicht aus dem Haſſe und dem Neide? Die Tugend wird nicht allein erſtickt, ſondern alle Laſter werden dadurch fortgepflanzt und genährt. Neid und Mißgunſt ſind ſo ſchwarze Flecken in einem Menſchen, daß wir uns ſchämen, ſie noch menſch-

lich zu nennen. Er ist neidisch wie ein Hund, sagt man, um das Niederträchtige und ganz Hassenswürdige dieses Lasters auszudrücken. Es ist unsinnig und unvernünftig, sich peinlich darüber zu quälen, daß Andere mehr Güter des Glücks und mehr Vorzüge des Geistes und Körpers besitzen, als wir. Der Schelsüchtige, der mit mißvergnügtem, gierigem Auge nach dem Glücke des Andern blickt, verliert eben darüber den Genuß, den er von seinem eigenen haben könnte, und giebt allen, die ihn kennen und betrachten, das häßliche Bild einer schlechten Seele.

Von dem Neide muß aber unterschieden werden der edle Eifer, es Andern gleich oder zuvor zu thun, auf eine löbliche Weise sich die nämlichen Vorzüge des Geistes und des Körpers oder die nämlichen Güter des Glücks zu erwerben. Dieser Eifer ist eine sehr empfehlenswerthe Eigenschaft und der Sporn zu manchem guten Entschlusse, der Antrieb zur Beharrlichkeit und Standhaftigkeit in Ausführung desselben. Nacheiferung und Wetteifer ziemen den Besten und haben manches Gemeinnützige bewirkt. Wenn diese Nacheiferung aber in Aengstlichkeit, bange Sorge und peinliche Rücksicht auf Andere ausartet, so kann vielleicht Schelsucht und Neid am Ende daraus entstehen. Mit beständiger Aufmerksamkeit sollen wir also über alle unsere Triebe, auch über die besten, strenge wachen, damit sie nicht durch Unachtsamkeit in üble Eigenschaften übergehen; damit die Sparsamkeit nicht Geiz, die Vorsichtigkeit nicht Mißtrauen, die Klugheit nicht künstliche Verstellung, die Nacheiferung nicht Neid werde. Das Uebermaß jeder guten Eigenschaft tritt in eine schlimme über; und die guten dienen sodann wegen des äußern Scheins den schlimmen oft zum Deckmantel. So will der Tollkühne für muthig, der Harte und Grausame für gerecht, der Ausgelassene für frohgesinnt, der Verschwender für großmüthig und freigebig gehalten werden, und so weiter. Haß und Groll wollen Eifer für Tugend und Gerechtigkeit scheinen; und jedes Laster ver-

steckt sich unter dem Namen einer Tugend, die in der äußerlichen Erscheinung nur etwas Aehnliches hat.

Von der Unkeuschheit.

Es ist eine fast allgemeine Klage, daß Sittsamkeit und stille, eingezogene Lebensart, Unschuld und Unbefangenheit immer mehr und mehr abnehmen. Diese Klage mag nun jetzt mehr oder weniger als sonst gegründet seyn, so zeigt sich doch, wie allgemein man das Laster zu verabscheuen Ursache hat, welches aus der Vernachlässigung und Verachtung jener liebenswürdigen Tugenden entstehet. Die Zügellosigkeit der Sitten und die Unkeuschheit beider Geschlechter ist allerdings ein Uebel, das in der menschlichen Gesellschaft unbeschreiblichen Schaden anrichtet. Die Unkeuschheit mag sich noch so sehr unter die feinen Namen der Mode verstecken, sie richtet mit ihrem Wesen immer viel Unheil an. Sie verdirbt Seele und Körper, macht zur emsigen, strengen Erfüllung aller übrigen Pflichten lässig und unthätig; sie tödtet den Geist aller wahren Freude, und bringt oft endlich die Verführten an den Rand des Verderbens, wo sie keine hülfreiche Hand mehr retten kann, und wo sie oft die Verzweiflung ergreift. Von allen Seiten betrachtet, ist die unordentliche Wollust und Ausschweifung der Geschlechter eine Quelle unendlicher Leiden, und für einige Augenblicke unbesonnener Lust bezahlt man oft mit einem ganzen Leben voll Angst und Vorwürfe, voll Reue und Gewissensbisse. Wenn die Seele einmal dem unglücklichen Hange nachgegeben hat, so wird es ihr schwer, sich wieder los zu winden; und die Bilder der Verführung drängen sich beständig mit neuem Reize wieder ein. Ist es nicht niedrig

und unwürdig, die unsterbliche Seele zur schwachen, ohnmächtigen Sklavin eines irdischen, grobsinnlichen Triebes zu machen? Und ist es nicht höchst weggeworfen, durch diese Sklaverei so den schönen Körper, den uns die Natur gegeben hat, bis zur Zerrüttung zu mißbrauchen und endlich vielleicht jämmerlich zu zerstören? Aber wenn auch dieses traurige, schreckliche Ende nicht allemal erfolgt, welches Glück der Erde wird nicht dadurch zertrümmert! Wie manche vernichten sich selbst alle Aussicht auf häusliche Zufriedenheit und allen Segen, den ihnen eine eheliche Verbindung versprechen könnte. Wie mancher vergiftet das Glück und die Ruhe einer würdigen Familie und bringt Jammer dahin, wo vorher schuldlose Freude herrschte. Wie manche junge, liebenswürdige Person wird dadurch das Opfer der Lockung und Verführung, und vertrauert sodann ihr freudenloses Leben in untröstlicher Einsamkeit. Die Wollust der groben Sinnlichkeit tödtet die reine Liebe, welche den Menschen edler, besser und glückseliger macht. Selbst die reine, edle Leidenschaft ist oft gefährlich; aber die verächtliche Ausartung derselben, die grobe Ausschweifung, ist immer Verderben für Viele. Mit Aufmerksamkeit und Ernst sollen alle Hausväter und Hausmütter über Sittsamkeit wachen und klug und weise alles zu entfernen suchen, was Leichtsinn über einen so wichtigen, den Menschen so heiligen Gegenstand verbreiten kann. Unwissenheit in Lastern ist große Weisheit; bei keinem Laster, das unter den Menschen angetroffen wird, ist diese Wahrheit so einleuchtend, als bei diesem. Ueber keinen Punkt im menschlichen Leben sollte länger unbefangene Unwissenheit und Unerfahrenheit, und bei nothwendig eintretender Kenntniß mehr Ernst und Gefühl der Menschenwürde herrschen. Das Wohl der Einzelnen und der ganzen menschlichen Gesellschaft beruht darauf. Es ist eine unselige Wissenschaft, wenn unsere jungen Leute hierin vielleicht zehn Jahre früher wissen, als ehemals; und es gehört zur Veredlung der menschlichen Natur und ihres

Glücks, die Zeit der Erfahrung nicht zu früh kommen zu lassen. Väter müssen sodann väterliche Rathgeber seyn, damit diese Erfahrung nicht zu theuer, nicht vielleicht auf Kosten der Wohlfahrt des ganzen Lebens erhalten werde. Ehrfurcht den Kindern! sagt ein altes, weises Gesetz der Heiden; und wir dürfen uns nicht schämen ihnen nachzuahmen, wo sie wirklich weise waren. Ehrfurcht den Kindern also vorzüglich in dieser Rücksicht, daß kein leichtsinniges Wort ihre jungen Herzen, kein üppiges Bild ihre jungen Seelen verderbe. Nichts muß in dem Menschen mit mehr Vorsichtigkeit bemerkt, mit mehr Zärtlichkeit behandelt und geleitet werden, als der erwachende Trieb des Geschlechts, wenn er seiner wohlthätigen Wirkung nicht verfehlen und nicht anstatt des Glücks, das er bewirken kann, großes Unheil stiften soll. Wenn überall die Betrachtung von Beispielen und Menschen, die sie durch Unbesonnenheit und Laster unglücklich gemacht haben, nützlich ist, so ist sie es gewiß vorzüglich hier. Wenn dieses Laster auch unter uns nicht so fürchterlich wüthet, als vielleicht in großen Städten, so wird doch auch hier und da viel Ruhe dadurch gestört und viel Elend gestiftet. Welche entsetzliche Folgen hat es auch zuweilen auf dem Lande! Die Erfahrung hat schon oft schreckliche Beispiele gezeigt und zeigt sie leider noch immer. Eine junge Person, die wahrscheinlich ein sehr glückliches Leben hätte hoffen können, verfällt in Sittenlosigkeit und Unzucht, in Mangel und Schande; von Unordnung zu Unordnung in Schamlosigkeit, Betrug und Dieberei: Angst und Verzweiflung erstickt sodann in einer unseligen Minute Menschengefühl und Besinnung; sie wird Mörderin ihres eigenen Kindes und endet mit unsäglicher Qual der Seele ihr Leben durch das Gesetz auf dem Rabensteine. Welche Folter muß dann in dem Herzen eines Mannes seyn, der auf irgend eine Weise zu dem Schicksal einer solchen Unglücklichen mit beigetragen hat. Wenn auch das Ende nicht immer so ganz entsetzlich und schrecklich ist, so ist doch das Elend nicht zu

berechnen, das durch die Herrschaft dieses Lasters unter den Menschen entstehet. Vieles wird gesehen, und Manches nagt geheim, aber desto tiefer und qualvoller an der Ruhe der Verführten.

Wie mancher büßt für Augenblicke
Mit seines Lebens ganzem Glücke,
Und wünschte die Erinn'rung gern
Mit blut'gen Thränen aus dem Leben!
Umsonst, der Reue Bilder schweben
Am Abendroth und um den Morgenstern.

Mit Seelenangst und ohne Schlummer
Ringt trostlos oft mit tiefem Kummer
Ein Opfer um verlorne Ruh',
Und schließt nach wenig trüben Tagen
Mit schweren halbgebrochnen Klagen
Ihr Auge nur zum Schlaf im Grabe zu.

Vom Stehlen.

Es ist ganz gewiß, daß Gerechtigkeit die Grundlage zum Glücke jeder Gesellschaft ist. Die Gerechtigkeit will, daß Jeder das Seinige habe und behalte und benutze, wie es ihm gut dünkt; und wer auf irgend eine Weise das Eigenthum des Andern anzutasten sucht, will die festeste Stütze des Wohlseyns der ganzen Gesellschaft niederreißen. Geiz und Begierlichkeit ist oft die Wurzel aller übrigen Fehler, Laster und Verbrechen, die in dieser Rücksicht die Sicherheit und Ruhe der Menschen stören. Geiz erzeugt Habsucht und Mißgunst. Mißgunst führt zum Betruge. Wer einmal den Anfang auf dem Wege des Bösen gemacht hat, geht vom Betruge bald

fort zum Stehlen. Der Dieb wird bald ein Räuber, der Räuber ein Mörder. Wenn er es anfangs auch wirklich nicht gewollt hat, so zieht ihn immer eine Verlegenheit und eine Unbesonnenheit in die andere. Ein Dieb kommt nicht nur, daß er stehle, steht in der Schrift, sondern auch, daß er würge und umbringe. So geht der Mensch oft von einem kleinen Fehler zu einem großen, von dem Leichtsinne zum Laster, von dem Laster zum Verbrechen fort.

In der Jugend, ehe die Kinder nachdenken und überlegen können, wurzelt oft schon die unglückselige Neigung und wächst zu einer fürchterlichen Stärke, wenn Aeltern nicht mit äußerster Wachsamkeit und Strenge sie auszurotten suchen. Freilich muß der Vater selbst ehrlich seyn, wenn er den Sohn ehrlich erziehen will; und die Lehren würden hier wie überall nichts fruchten, wenn der Knabe im Beispiel des Vaters das Gegentheil von seinen Worten und Ermahnungen sähe. Das Exempel der Aeltern ist durchaus die wirksamste Lehre; und vorzüglich hier. Mit aller Behutsamkeit, mit der unermüdetsten Aufmerksamkeit müssen also Väter über einen so großen, so wichtigen Punkt wachen. Wie mancher hat sein Leben durch den Strick am Hochgericht geendigt, zu dessen Verbrechen der erste Grund in der Jugend durch Vernachlässigung der frühen, strengen Bestrafung gelegt wurde. Der Knabe, welcher jetzt einen Garten plündert, kann einst ein Haus erbrechen; der jetzt eine kleine Münze stiehlt, einst einen Geldsack rauben. Der Mensch wächst stufenweise im Laster wie in der Tugend, nachdem er sich in dem einen oder in der andern übt. Wenn ihn in der Jugend strenge Lehre und die Ruthe nicht ziehet, arbeitet vielleicht einst das Zuchthaus umsonst an seiner Besserung, und er läuft unaufhaltsam seinem Verderben entgegen, ist der Wegwurf und die Schande aller seiner Verwandten und die Pest der ganzen Gegend. Es ist traurig, daß vorzüglich dieses Laster der Dieberei noch sehr

in der Welt herrscht, da doch die Abscheulichkeit desselben so deutlich einleuchtet und es so ganz aller menschlichen Ordnung zuwider ist. Es ist nichts schändlicher und niederträchtiger, als wenn man von Jemand sagt: er ist ein Dieb! Und doch sind der Diebe in allen Gestalten noch so viele! Man nennt das eine goldne Zeit, wo man nicht nöthig hatte, Riegel und Schlösser vor sein Eigenthum zu legen, wo Mauern und Zäune nur gegen unvernünftige Thiere waren: wie soll man aber die Zeit nennen, wo kein Schloß stark genug, keine Mauer hoch und fest genug gegen die Menschen seyn kann? Jeder sollte nicht allein selbst ehrlich und rechtschaffen seyn, sondern auch dafür sorgen helfen, daß es alle seine Nachbarn und Bekannte seien. Es bringt einer ganzen Gesellschaft keine Ehre, wenn ein Mitglied aus derselben so ganz schlecht, so ganz weggeworfen ist. Der Geist der Ehrlichkeit und Redlichkeit und Rechtschaffenheit muß immer mehr und mehr athmen und Kraft gewinnen, daß jede Lüge, jeder Betrug im Keime erstickt werde, und man von den groben Vergehungen und Lastern nicht mehr höre. Nicht die Schande, sondern das Laster muß man fürchten und fliehen und ausrotten; das Laster, welches die Schande nach sich zieht. Der Dieb ist ein Dieb und ein Bösewicht, wenn er auch nicht entdeckt wird; so wie jeder Lasterhafte lasterhaft ist, wenn auch die Welt nichts davon erfährt. Alle Gesinnungen und Grundsätze sollen wir zu vertilgen suchen, die uns gegen Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit gleichgültig machen könnten. Der Finder ist nicht eher rechtmäßiger Besitzer des Gefundenen, als bis er wiederholt ohne Erfolg alle Mittel angewendet hat, den wahren Eigenthümer ausfindig zu machen. Nur durch seinen Fleiß findet der Mensch auf eine ehrenvolle Weise. Man pflegt wohl leichtsinnig genug zu sagen: Ehrlich seyn bringt wenig ein! Wenn dieses wahr wäre, so wäre unsere Zeit eine sehr böse Zeit; das heißt, die Menschen wären durchaus sehr schlecht. Aber es ist nicht wahr: am Ende währt ehrlich

doch am längsten; und Ehrlich seyn bringt immer ein. Die Menschen sind nie so schlecht, daß sie nicht Redlichkeit und Rechtschaffenheit zu schätzen wüßten, auch wenn sie selbst keine besitzen. Auch die Lasterhaftesten haben vor den Tugendhaften eine Achtung, deren sie sich nicht erwehren können. Was durch Untreue und Betrug, oder gar durch Dieberei und Raub gewonnen wird, ist nie Gewinn, sondern immer Verlust. Unrecht Gut gedeihet nicht; wie gewonnen, so zerronnen. Es kommt selten auf die Erben, und brennt oft auf der Seele. Kein Betrüger kann zuversichtlich dem ehrlichen Mann ins Auge sehen; und kein Dieb kann ganz sicher und ruhig eine vergnügte Mahlzeit essen. Es soll so seyn; die Gottlosen sollen keine Ruhe haben: denn Ruhe und innerliche Zufriedenheit der Seele ist nur und soll nur das Loos der Gerechten und Tugendhaften seyn.

Eine der gewöhnlichsten Ursachen dieser schändlichen Gewohnheit ist auch die Faulheit. Wer von Jugend auf dem Müßiggang gefröhnet hat, wem Arbeit und Geschäfte Last und Plage sind, der kann sehr leicht in Versuchung kommen, ohne diese Mühe sich von der Arbeit der Andern nähren zu wollen. Der Lohn des Faulen muß Mangel seyn. Diesem Mangel will er abhelfen, ohne seine Faulheit aufzugeben: er greift also gedankenlos zu, wo er nur einige Sicherheit zu sehen glaubt. So wird der Taugenichts ein Bösewicht, der Bösewicht ein Verbrecher; und wenn der Verbrecher auch der Strafe des bürgerlichen Gerichts entgeht, so ist er doch nur desto mehr ein Verbrecher. Gott, welcher Herzen und Nieren prüfet, und alles Verborgene siehet, wird endlich fürchterlich recht richten, wird ihm geben sein Theil hier oder dort.

Von der Verstellung.

Die folgenden übeln Eigenschaften, nämlich Verstellung, Schmeichelei, Stolz und Grobheit, sind zwar unmittelbar von keiner so schrecklichen Wirkung, als die bisher erwähnten Laster: sind aber doch immer die Zeichen kleiner und furchtsamer Seelen, oder anmaßlicher und übermüthiger Menschen, und auf alle Weise sowohl Folge als Ursache mancher Vergehungen. Der Mensch, welcher sich nicht zeigen darf, wie er ist, ist schwerlich, wie er seyn soll, ist schwerlich gut; die Tugend und Wahrheit und Rechtschaffenheit brauchen nie das Licht zu scheuen. Verstellung zeigt immer entweder Bosheit oder wenigstens Schwachheit und übertriebene Aengstlichkeit an. Was man durch Verstellung gewinnt, gewinnt man nie auf eine ehrenvolle Weise und fast immer mit Unrecht. Jede Verstellung ist Anfang zum Betrug: und es wird dem Versteckten und dem Heuchler nicht schwer, bald grober Betrüger zu werden. Beispiele, daß es geschehen ist, sind nicht selten. Wenn auch die Klugheit zuweilen erfordert, nicht unsere ganze Gesinnung sehen zu lassen; so ist es doch auf keine Weise ehrlich und gut, das Gegentheil von unsern wahren Gesinnungen zu zeigen. Nur dann will die Klugheit, daß wir in der Aeußerung unserer eigentlichen Meinung vorsichtig seyn sollen, wenn wir gewiß wissen oder höchst wahrscheinlich vermuthen können, daß Andere sie zu unserm oder Anderer Nachtheil gewissenlos mißbrauchen werden. Sonst ist Offenheit, Unbefangenheit und Wahrhaftigkeit überall das Zeichen eines guten, redlichen Gemüths. Es ist nichts Falsches in ihm, sagt man dann zum Ruhme eines solchen Menschen: und, er ist ein verstellter, heimtückischer Mensch, spricht man von einem Manne, der niemals seine wahre Meinung herausgiebt. Meistentheils geschieht es deßwegen, weil man Ursache hat, sich zu fürchten. Mancher

Mann will sich nicht in seinem Hause sehen lassen, weil nur Unordnung oder noch etwas Schlimmeres darin herrscht. So will der Verstellte sich nicht ins Herz sehen lassen, weil man nichts Gutes darin entdecken würde. Es ist immer ein großes Lob, wenn man von Jemand sagt: er kann sich gar nicht verstellen, auch wenn er eine kurze Verstellung zu einer löblichen Absicht brauchen wollte. Man will Jemand mit einer Freude überraschen, kann sich aber kaum halten, ihm die Freude sogleich mitzutheilen. Derjenige freut sich unstreitig am lebhaftesten mit, der seine Empfindungen am ersten verräth. Manchen Menschen ist es zur Gewohnheit geworden, immer etwas anders zu scheinen als sie sind; und eben deßwegen weiß man endlich nicht, was sie wirklich sind. Nur so viel kann man aus allem zusammen abnehmen, daß sie nicht ganz gut seyn können. Denn wer immer nöthig hat, etwas anders vorzugeben, als wirklich ist, der muß mit sich selbst zufrieden zu seyn gar nicht Ursache haben. Wenn aber Jemand durch seine Verstecktheit Andere in Unglück bringen, oder nur von ihrer Gutmüthigkeit auf eine künstliche Weise Vortheil ziehen will, so ist ein solcher Mensch nicht besser, als ein feiner Betrüger. Wer eine Larve trägt, muß sich seines Gesichts schämen oder damit nicht sicher seyn. Der Mann von Tugend und Rechtschaffenheit zeigt sich getrost, wie er ist.

Von der Schmeichelei.

Verstellung und Schmeichelei sind so nahe mit einander verwandt, entspringen so oft eine aus der andern, daß man selten eine ohne die andere antrifft. Schmeichelei ist fast nie ohne Verstellungskunst, weil es in ihrem Wesen liegt, daß sie niemals ganz die

Wahrheit ſagen kann. Schmeichelei iſt, wenn man Jemanden erdichtete oder übertriebene Vorzüge beilegt, ihn gefliſſentlich angenehm davon unterhält, in der Abſicht, daraus ſeinen Vortheil zu ziehen. Die Schmeichelei ſei grob oder fein, der ehrliche Mann iſt niemals ihr Freund. Wenn wir dem Reichen ganz deutlich ſchmeicheln wegen ſeiner Geldkaſten, dem Vornehmen mit ſeiner Geburt, dem Gelehrten mit ſeiner Gelehrſamkeit, ſo iſt die Schmeichelei ziemlich grob: und es gehört ein dicker Eigendünkel dazu, an dergleichen Schmeicheleien Gefallen zu haben. Aber man ſchmeichelt auch wohl mit vieler Feinheit allen dieſen wegen ihres Verſtandes, ihrer Güte, ihrer Großmuth, um ſich von ihnen zu nähren. Diejenigen, welche ſich durch Schmeichelei blenden und betrügen laſſen, ſind ſchwache, eitle Leute; und diejenigen, welche ſich der Schmeichelei bedienen, um ihre eigennützigen Abſichten zu erreichen, ſind Kriecher oder liſtige Spitzköpfe. Solche Menſchen ſuchen die ſchwache Seite Anderer ausfindig zu machen, ihre Leidenſchaften und herrſchenden Neigungen auszuſpüren, um ſodann ihre Maßregeln darnach zu nehmen. Man ſollte glauben, daß die Schmeichelei immer nur in Städten und in der großen Welt zu Hauſe wäre; aber das Dorf hat eben ſowohl ſeine Geſchöpfe dieſer Art, wie die Hauptſtadt. Sie ſehen auf dem Lande nur etwas anders aus, ſind aber des nämlichen Weſens. Jeder ehrliebende Menſch ſchämt ſich, nur den Schein eines Schmeichlers zu haben und von der blinden Thorheit Anderer Vortheil zu ziehen. Schon die Ausdrücke, welche wir gewöhnlich von ſolchen Menſchen brauchen, zeigen die Verachtung an, welche wir gegen ſie fühlen. Er iſt ein Kriecher, ein Achſelträger, ein Schmarotzer, ein Speichellecker, heißt es von ſolchen Menſchen, die auf dieſe Weiſe leben. Kann etwas verächtlicher ſeyn, als dieſe Namen, die ſie mit Recht bekommen? Niemand wird ſie um den Gewinn beneiden, den ſie auf eine ſo niedrige Art erhaſchen: oder wer ſie darum beneidet, der zeigt ſchon ſelbſt

eine so niedrige Seele und ist in Gefahr, bald ihr Geselle zu werden. Er hat sich sein Gut erheuchelt und erschmeichelt, sagt man wohl von einem Menschen, der als ein solcher Kriecher zu dem Seinigen gekommen ist: und wir geben dadurch zu erkennen, daß ein solches Erwerbungsmittel durchaus die Verachtung eines Rechtschaffenen verdient. Der Schmeichler findet Alles schön und gut an dem Manne, dem er schmeicheln will, und von dem er Vortheil hofft. Jede Tugend welche derselbe besitzt, wird von ihm hervorgezogen und ungewöhnlich erhoben und gelobt: jeder Fehler und sogar jedes Laster, das er an sich hat, geschickt in eine gute Eigenschaft verwandelt. Bei dem Schmeichler heißt der Eitle ehrliebend, der Stolze ansehnlich und ernsthaft und stattlich, der Schwelger und Wüstling fröhlich und heiter, der Geizige wirthlich und sparsam, der Harte und Grausame gerecht. Alles bekommt in dem Munde des Schmeichlers eine schöne Seite, die er künstlich aufzufinden und vorzustellen weiß. Der Schmeichler ist immer der Meinung seines Gönners, oder er widerspricht ihm nur, um ihm sodann durch seinen Beifall desto mehr Ehre zu verschaffen. Mit listiger Geschmeidigkeit weiß er überall sich nothwendig zu machen, erträgt die unwürdigste Begegnung mit Geduld, nur um seine Absichten zu erreichen. Freilich kann ein solches Geschöpf bei uns auf dem Lande durch seine Niederträchtigkeit nicht so viel erwerben, als in den Häusern der Großen und Reichen: aber die Beispiele sind doch auch bei uns so selten nicht, daß ein Mann sein Vermögen aus Schwachheit und übertriebener Gutmüthigkeit an abgefeimte Schmarotzer verschwendet.

Mit der Schmeichelei muß aber nicht verwechselt werden die löbliche Eigenschaft der freundlichen Dienstfertigkeit. Gefälligkeit und gutwillige Beflissenheit, Andern angenehm zu werden, ihnen zu dienen, uns ihre gute Meinung und Zuneigung zu erwerben, auf eine Weise, die nicht mit Pflicht, Anstand und Ehrbarkeit streitet,

Bereitwilligkeit und Beförderung ihrer unschuldigen, billigen Wünsche: das alles sind Dinge, die dem rechtschaffenen Manne ziemen, und ihm sogar obliegen, wenn er sie leisten kann, ohne der Wahrheit zu schaden, ohne seine übrigen wichtigen Pflichten zu versäumen. Mancher wird also als ein Schmeichler angeklagt, der vielleicht bloß höflich und gefällig ist, und wird von Andern beneidet, welche nicht selbst diese Gabe besitzen oder nicht die Gelegenheit haben, sich die nämlichen Vortheile zu erwerben. Der Gefällige, der Dienstfertige, der Freundliche ist alles, was er ist, aus Pflicht und reiner Neigung, ohne absichtliche Erwartung irgend eines Vortheils; und er sucht nie deßwegen an Jemand das Gute zu vergrößern oder das Schlimme gut zu heißen. Dem Schmeichler ist es gleich, auf welche Weise er seine Absicht erreicht; und seine Absicht ist nicht löblich. Ihm ist es nicht um Wahrheit zu thun und als ehrlicher Mann zu handeln, sondern nur, um auf alle Fälle angenehm zu werden und zu bleiben, und dadurch bei jeder Gelegenheit seinen Eigennutz zu befördern.

Vom Stolze und der Grobheit.

Den vorigen entgegengesetzte Fehler sind Stolz und Grobheit. Stolz ist, wenn der Mensch glaubt, er allein habe für sich einen vorzüglichen Werth vor allen Andern, sei sich selbst genug und brauche in der Welt gar keines andern Menschen gute Meinung und Hülfe. Es giebt einen edlen Stolz, wenn ein Mensch fühlt, daß er wirklich etwas werth ist, und sich also nicht wegwerfen, ein guter Mensch durchaus bleiben will. Dieser edle Stolz verdient Lob und Beifall, und wird hier nicht gemeint. Es wäre zu wünschen, daß

alle Menſchen einen ſolchen edlen Stolz hätten; ſo würden ſie nichts Schlechtes und Niederträchtiges thun: er iſt ein lebhaftes Gefühl der Menſchenwürde und der Pflicht. Aber der fehlerhafte Stolz iſt eine Verachtung der Andern neben ſich; wenn man glaubt, man habe viele Vorzüge allein und in einem hohen Grade, und wenn man noch dazu den Werth dieſer Vorzüge zu hoch anſchlägt. Dieſer Stolz gehet bald über in Lächerlichkeit; er wird bald Eigendünkel, Hochmuth, Prahlerei, Hoffart. Er äußert ſich auf verſchiedene Weiſe nach der verſchiedenen Gemüthsart und nach den verſchiedenen Lagen des Menſchen. Jede Lebensart hat ihren eigenen Stolz, vor welchen man ſich hüten muß. Der Reiche iſt oft ſtolz auf ſein Geld, und wird dadurch hart und grauſam, um Andern ſeine Vorzüge fühlen zu laſſen: dieſes iſt Unmenſchlichkeit. Oder er zeigt ſich in Pracht und Prunk, Glanz und leeren Tand, Verſchwendung und Blendwerk aller Art: dieſes iſt Lächerlichkeit und Thorheit. Wer auf Kenntniſſe und Kunſt einen übertriebenen Werth legt und dieſes durch ein anmaßliches Betragen zeigt, wird leicht aufgeblaſen. Einbildung auf Schönheit, Wohlgeſtaltheit, Leibesſtärke oder andere körperliche Vortheile äußert ſich immer entweder lächerlich oder unangenehm und widerlich. Es giebt ſogar einen ſehr fehlerhaften Stolz darauf, daß man tugendhaft zu ſeyn glaubt. Die wahre Tugend hat gewiß nicht dieſen Stolz. Sie iſt voll Beſcheidenheit und Demuth; ſie weiß, daß Vermeſſenheit und Kühnheit oft den Fall befördert, und bauet ihre Sicherheit auf ihre innere wahre Kraft und auf Vorſichtigkeit. Der fehlerhafte Stolz aller Art ſteht allgemein bei den Menſchen in einer ſo übeln Meinung, daß ſie ihn immer nur mit Narrheit zuſammen ſetzen. Er iſt ein ſtolzer Narr, ſagt man, um anzuzeigen, daß der Stolz immer aus thörichten Vorſtellungen entſteht und zu thörichten Dingen verleitet. Der feinere Stolz weiß ſich zu verbergen und ſich oft ſogar das Anſehen der Menſchenfreundlichkeit und

Leutseligkeit zu geben: aber der gröbere Stolz führt fast immer Grobheit und Ungeschliffenheit bei sich. Der Grobstolze zeigt überall auf eine beleidigende Weise seine Ueberlegenheit in dem Punkte, auf welchen er stolz ist. Der Reiche, welcher groben Stolz besitzt, wirft jedem geradezu seine Armuth vor, und läßt ihn sehen, was er mit seinem Gelde alles machen kann; und rechnet es Andern zur Gnade an, wenn sie dann und wann von ihm einigen Genuß haben. Der Starke, welcher groben Stolz besitzt, thut groß und prahlet wie ein Goliath, als ob er mit seiner Faust Alles zusammendrücken und zusammenschlagen könnte, bis irgend einmal ein anderer ihm zeigt, daß Geschicklichkeit und Gegenwart des Geistes sich immer mit körperlicher Stärke messen können und ihr oft überlegen sind. So treibt der Hund, ein kleines Thier, die größten Stiere zusammen und hält die Heerde in Ordnung.

Aber auch ohne Stolz, ohne allen Uebermuth und ohne böse Meinung sind manche Menschen so ungefällig, so zurückschreckend, so grämlich und mürrisch, daß ihr ganzes Leben nichts als eine Grobheit ist. Manche von ihnen fürchten sich, man möchte sie für Schmeichler halten, wenn sie höflich wären; um dieses zu vermeiden, sagen sie Jedermann, was sie zu sagen haben, auf eine Weise, die jedem wohlgesitteten Menschen unangenehm seyn muß. Diese verwechseln Offenherzigkeit, Geradheit und biederes Wesen mit Grobheit und Trotz; und um den Vorwurf der Kriecherei und Schmeichelei zu vermeiden, fallen sie in die entgegengesetzten Fehler. Höflichkeit und zuvorkommende Dienstfertigkeit ist nicht allein eine sehr löbliche Eigenschaft, sondern auch eines Jeden Pflicht: sie gehört mit zur allgemeinen christlichen Bruderliebe. Kommt Einer dem Andern zuvor, sagt der Apostel. Jeder sollte vorzüglich auch hier denken: was du nicht willst, daß dir geschicht, das thu' auch einem Andern nicht. Jeder will gewiß freundlich, gefällig und leutselig behandelt seyn; so soll er auch jeden Andern, bei jeder Gele-

genheit, freundlich, gefällig und leutselig behandeln. Gutes Wort findet gute Statt, sagt man: und wer wollte etwas auf eine rohe, unsittliche, beleidigende Weise thun oder sagen, was er mit Anstand, Güte und Artigkeit verrichten kann?

Man legt die Grobheit wohl zuweilen vorzüglich unserm Stande zur Last. Wenn auch die Beschuldigung nicht mehr Grund hat, als gegen manche andere Stände, so ist es doch eine Warnung, daß wir uns vorzüglich vor diesem Fehler hüten, da er einer der nachtheiligsten und unangenehmsten ist. Freilich können wir Landleute keine so artigen Manieren und zierlichen Wendungen haben, wie Gelehrte und Vornehme aus der Stadt und vom Hofe; das würde uns eben so übel kleiden, als ihr Haarbeutel; aber wir können doch durchaus eine gewisse natürliche Höflichkeit und gutmüthige Gefälligkeit beobachten, welche jedem rechtschaffenen Manne ziemt und welche schon in dem gesunden Menschenverstande liegt. Dahin gehört ein freundschaftlicher Gruß und eine eben so freundschaftliche Erwiederung desselben; die Vermeidung harter Ausdrücke überall, wo man kann, und der Gebrauch sanfter, theilnehmender und freundschaftlicher Redensarten, die jedem guten Herzen eigen sind. Wer gute Gedanken und Gesinnungen gegen seinen Nachbar hat, wird leicht gute Worte finden, ihm diese guten Gedanken und Gesinnungen gelegentlich mitzutheilen. Er ist ein höflicher Mensch, sagt man zum allgemeinen Lobe von Jemand; und man hat immer schon einige Ursache zu glauben, daß ein solcher auch ein guter Mensch seyn werde. Er ist ein grober Geselle, grob wie ein Klotz, sagt man zum allgemeinen Tadel von Jemand, gegen dessen Gesellschaft und nähere Bekanntschaft man jeden Gutgesitteten warnt. Zuweilen wird ein solcher grober Mensch eben durch zuvorkommende Höflichkeit beschämt und gebessert und gutgesellig gemacht: aber zuweilen wird er kaum noch durch Verachtung überzeugt, wie verächtlich sein Betragen ist.

Auch dieſen Fehler der Rohheit, Ungeſittetheit und Grobheit muß man vorzüglich unterdrücken oder vielmehr nicht entſtehen laſſen. Es iſt ſehr ſchwer, die Gewohnheit der Jugend zu beſſern. Indeſſen wird dieſer Fehler doch vielleicht noch am leichteſten gehoben, da er nicht ſo ſehr die innere Geſinnung des Menſchen, ſondern mehr nur ſein äußeres Betragen betrifft.

Geſpräch über Tugend und Laſter.

Paſtor Friedmann. Adam Ehrlich.

Paſtor. Guten Morgen, lieber Ehrlich! Wie gehts?

Ehrlich. Guten Morgen, Herr Paſtor! Sehen Sie dort das ſchöne Wetter auf den Bergen, wie ſoll es da nicht gut gehen? Wer an einem ſolchen Morgen nicht einen guten Morgen hat, der muß ſehr unglücklich ſeyn, oder gar kein Herz haben und böſe ſeyn; und dann iſt er noch unglücklicher.

Paſtor. Brav gedacht und geſprochen, guter Ehrlich! Das iſt ſo ein Tag, wo man ſich recht ſeines Daſeyns freuen, und ohne alle andere Urſache zur Freude ſchon froh ſeyn kann.

Ehrlich. Das wiſſen oder vielmehr das fühlen wohl dort meine Buben, die ſich vor lauter Jubilo in dem ſchönen Sonnenſchein den Hügel auf- und abwälzen.

Paſtor. Es iſt das größte Lob, daß Geſchöpfe ihrem Schöpfer bringen, wenn ſie in Unſchuld und Tugend ſich freuen und froh ſind.

Ehrlich. Herr Paſtor, das habe ich auch immer gedacht,

daß unser Herr Gott Freude haben will: darum hat er Alles so herrlich und schön gemacht.

Pastor. Die Leute thun gar nicht gut, wenn sie anders von Gott denken. Er ist der allgemeine Vater, der alle seine Kinder liebt und ihnen alles Gute giebt. Die Tugend, welche er uns gebietet, ist blos das einzige sichere Mittel, beständig froh und vergnügt zu seyn.

Ehrlich. Wie es mich freut, Herr Pastor, daß ich diese Sprache höre. Es ist immer die Sprache meines Herzens gewesen. Mir hat es oft in der Seele wehe gethan, wenn man uns Gott nur immer als ganz zornig und strafend und die Tugend nur als strenge und traurig vorstellte.

Pastor. Die Menschen, welche so denken und reden, müssen die Ursache dazu in sich selbst haben. Nur den Bösen und Lasterhaften kann die Gottheit zürnen: und sie züchtiget auch diese nur, um zu bessern. Bloß diejenigen, die kein Vergnügen an der Tugend haben, können sie finster und traurig malen. Was kann heiterer und froher seyn, als der Weg zum wahren Glücke? und dieses ist die Tugend. Sie ist die Fertigkeit in allen unsern Pflichten. Die Erfüllung der Pflichten ist aber das einzige Mittel, froh und zufrieden zu werden und immer zu bleiben. Pflichten sind für die Guten kein Zwang, keine Ketten, sondern eigene lebhafte Ueberzeugung, daß es so gut und wohlgethan ist. Die Pflicht liegt in dem Wesen der Guten. Nur der Böse sagt, daß Pflichten Zwang und Ketten sind. Sie sind es aber bloß für ihn; und er giebt eben dadurch zu erkennen, daß er nicht gut ist.

Ehrlich. Unser einer kann das so nicht recht deutlich ausdrücken; aber ich fühle doch, daß das Alles wahr ist. Da habe ich eben, wie ich so hier meinen Pfirschbaum beschneide, Ihre letzte Predigt in Gedanken gehabt, welche auch darüber handelte. Man spricht da so viel über die Sache und sucht sie so gelehrt und

so schwer zu machen; und am Ende ist sie doch so leicht, daß sie sogleich der gesunde Menschenverstand einsehen und begreifen kann. Wir müssen Ihnen sehr danken, Herr Pastor, daß Sie mit uns gemeinen Leuten immer so recht gemein und herzlich sprechen. Das macht hell und rührt. Es mag indeß doch wohl so leicht nicht seyn; denn sonst würde es ja öfter geschehen.

Pastor. Es freuet mich unendlich, wenn ich den rechten Weg einschlage. Ich habe Ihn, lieber Ehrlich, immer für einen guten Kopf in der Gemeine gehalten, der auch ein gutes Herz hat: und Sein Beifall ist mir vorzüglich lieb. Wer selbst bei seiner Arbeit so gute Gedanken hat, der wird gewiß auch diese Arbeit gut machen.

Ehrlich. Ich denke eben, seine Arbeit gut machen, ist das Wichtigste im menschlichen Leben. Wenn wir das unsrige gut gemacht haben, der Himmel wird es an dem Seinigen nicht fehlen lassen.

Pastor. Sieht Er, lieber Ehrlich: das ist gerade das ganze Wesen der Tugend für den Menschen; und es gehört, wie Er sagte, in jeder Lage nur gesunde Ueberlegung dazu, um sie sogleich zu finden, und guter Wille, um sie sogleich zu üben. Es giebt nur eine Tugend, wohlwollende, vernünftige Ordnung; und was wir Tugenden nennen, sind nur verschiedene Anwendungen auf die verschiedenen Lagen und Umstände in dem Leben des Menschen. Was daraus entsteht, ist unser Glück, wenn wir es auch nicht immer sogleich einsehen und empfinden können. Nur Böses bringt wieder Böses hervor: und selbst hier weiß der Himmel, der die Boshaften durch ihre eigene Bosheit züchtiget, ihre bösen Absichten endlich zu einem guten Ausgang zu leiten.

Ehrlich. Das ist wahr; aber es giebt doch oft Unglücksfälle, welche die besten Menschen treffen, die sie gewiß nicht verschuldet haben.

Pastor. Oft hätten auch diese Unglücksfälle durch Aufmerksamkeit und Vorsichtigkeit vermieden werden können, und sind also natürliche Folgen. Aber wenn wir, wie es zuweilen der Fall ist, auch durchaus Grund und Ursache nicht finden können: dürfen wir dann wider die Weisheit des Höchsten murren? Seine Gedanken sind unendlich, und wie wenig wissen wir? Wenn wir nur aufmerken wollen, werden wir finden, daß er mit herrlicher Absicht Alles zum Besten leitet, was wir sehen. Wird er nicht auch das zum Besten leiten, was wir nicht sehen?

Ehrlich. Diese Gedanken oder so ähnliche, wenn ich sie denke und fühle, geben mir oft recht viel Beruhigung und Trost. Durch ein anscheinliches Unglück entsteht manchmal recht viel Glück. Wir hätten wohl nie unsere Nachbarn auf dem andern Dorfe für die guten Leute gehalten, die sie wirklich sind, wenn wir vor einigen Jahren hier in der Flur nicht Hagelschaden gehabt hätten, und sie uns also nicht brüderlich zu Brot und Saat unterstützt hätten.

Pastor. Sieht Er; es ist nicht alles sogleich wirklich Unglück, was wie Unglück aussieht. Und selbst das wahre Unglück soll die Menschen ziehen zur Weisheit und Vorsicht und zu jeder Tugend.

Ehrlich. Wenn man es so recht überlegt, so ist es doch unbegreiflich, wie noch so viele Menschen böse seyn können. Es liegt doch am Tage, daß sie dadurch nicht allein Andern, sondern auch sich selbst das größte Unglück stiften. Daher pflegt man wohl mit Recht von Bösewichtern und Verbrechern zu sagen, der Himmel habe sie mit Blindheit geschlagen, wenn sie von der Obrigkeit auf ihrer Bosheit entdeckt, ergriffen und gestraft werden.

Pastor. Es ist die innere Angst, das Gefühl ihrer Verbrechen, welches macht, daß die Bösewichter über ihren Uebelthaten meistens Klugheit und sogar Besinnung verlieren. Der Himmel

ſtraft allezeit die Böſen durch ſich ſelbſt, ſo wie er die Guten durch ſich ſelbſt belohnet.

Ehrlich. Wenn die böſen Menſchen aber alle recht liſtig und klug wären, ſo müßte das eine wahre Hölle ſeyn, mit ihnen zu leben.

Paſtor. Das iſt es auch. Es giebt zuweilen ſolche fürchterliche Heuchler, die eine lange Zeit die Maske der Rechtſchaffenheit tragen. Solche Leute nennt man aber auch ſchon im gemeinen Leben wahre Teufel. Zum Glück der Menſchheit liegt es ſchon in der Natur, daß ſich Laſter und Bosheit nur ſehr ſchwer eine ziemliche Zeit verbergen laſſen; ſo wie das Gute ſelten lange verborgen bleibt. Doch wird das Gute nur weniger bemerkt, da man von einem jeden Menſchen mit Recht annehmen und fordern kann, daß er gut ſei. Das Gute iſt alſo in der Ordnung: aber durch das Böſe wird ſogleich die Ordnung geſtört. Die Ordnung fällt weniger auf, eben weil ſie Ordnung iſt, als Unordnung, welche ſogleich unangenehm und ſchädlich wirkt.

Ehrlich. Es dünkt mich faſt ſo, als wenn ich mehrere Meilen eine Reiſe mache. Ich gehe gerade fort, ohne daß ich eben ſehr bemerke, daß ich gehe, und ſonſt bemerkt es auch Niemand. Wenn ich aber empfindlich den Fuß an einen Stein oder an einen Baumſtumpf anſtoße, daß ich nicht recht mehr fort kann, ſo fühle ich wohl mit Schmerzen, daß ich hinke, und Andere bemerken es eben ſo leicht.

Paſtor. Das Gleichniß iſt ganz richtig. So bemerkt man das Böſe immer leichter und eher als das Gute; eben weil es ſogleich die gute Ordnung ſtört. Wenn Jemand gewöhnlich gut iſt, ſo hat er davon kein großes Verdienſt: denn es iſt in der Natur ſo, ſeine Pflicht will es und ſein Wohlbefinden hängt davon ab. Wenn aber Jemand ſchlecht iſt, ſo verdient er ſogleich den ſchärfſten Tadel und die ſtrengſte Ahndung; denn er handelt zugleich auf

eine auffallende Weise zum Nachtheil Anderer und gegen seinen eigenen wahren Vortheil.

Ehrlich. Wenn das nur die Leute immer einsähen, oder nur immer recht bedächten; denn zu sehen ist es eben wohl nicht schwer.

Pastor. Es gehört in der That nicht viel Scharfsinn dazu, wenn man seine Pflichten erfüllt. Die Erfahrung zeigt ja Jedem täglich an sich selbst und an Andern Beispiele genug. Der Gerechte genießt Zutrauen von Jedermann; Jedermann glaubt sein Vermögen in dessen Händen so sicher, als in seinen eigenen. Der Menschenfreund wird geliebt; den Wohlthätigen ehrt man mit Dank. Der Mäßige ist gesund und heiter; der Fleißige und Arbeitsame gewinnt auf eine ehrenvolle Weise Segen: der Zufriedene ist vergnügt, auch wenn er im Schweiß seines Angesichts hartes Brot ißt; der Friedliche und Freundliche ist überall, wo er erscheint, ein willkommener Gast. Der wahre Christ ist ein wahrhaft guter Mensch, hat hier jeden Genuß des Lebens, und eine recht ruhige, frohe Aussicht in die Zukunft. Eben dieses ist der Vorzug der christlichen Religion, daß sie uns zu jeder Tugend unterrichtet, ermuntert, stärkt, und zu einem künftigen Leben zweckmäßig vorbereitet. Ihr Joch ist sanft und ihre Last ist leicht.

Ehrlich. Das sagt Jesus selbst, der wohl seine Lehre am besten muß gekannt haben; und es muß also Wahrheit seyn.

Pastor. Der göttliche Lehrer zeigt überall die Tugend so schön und liebenswürdig und stellt sie in seinem eigenen Beispiele so nachahmungswürdig dar, und giebt ihr so große Verheißungen zum Lohn, daß nur ein Thor sich von ihr wenden kann. Und er schildert überall das Laster so häßlich und verabscheuungswürdig, und zeigt, daß die Folge desselben lauter Elend sei, daß nur ein Unsinniger noch dem Laster anhängen kann.

Ehrlich. Freilich sind die Menschen nun wohl lauter Thoren, indem sie dieses thun.

Pastor. Jedes Laster führt fast immer auf der Stelle seine eigene Strafe bei sich. Der Harte und Ungerechte wird gehaßt, verwünscht und geflohen. Der Unmäßige untergräbt seine Gesundheit und macht sich selbst mürrisch und traurig; der Faule hat Mangel statt Vorrath. Der Unzufriedene darbet voll Mißmuth bei großem Gute; den Geizigen quält die Angst bei Reichthum, den er nicht genießen kann; der Zänkische und Stolze bereitet sich und Andern Verdruß, wohin er kommt.

Ehrlich. Das ist Alles wahr, Alles. Und die Ruhe, welche man hat, wenn man Recht thut; und die Unruhe, wenn man etwas gethan hat, das nicht recht war. Ich kann kaum begreifen wie es Leuten zu Muthe seyn muß, welche ohne Unterlaß Böses thun.

Pastor. Meistens schläft ihr Gewissen, und es erwacht erst, spät zu ihrer Pein. Wenn aber das Gewissen wacht und doch ruhig ist, wenn es zwar spricht, aber doch zufrieden ist; dann ist der Mensch glücklich. Und dieses Glück, das ihn über alles Irdische erhebt, kann ihm nur die Ueberzeugung erfüllter Pflichten, kann ihm nur die Tugend geben.

Ehrlich. Darum rührt mich immer der Vers so sehr, den Sie zuweilen von der Tugend in Ihren Predigten anführen, und der, wie man mir sagt, von dem guten Gellert ist.

Durch sie steigst du zum göttlichen Geschlechte;
Und ohne sie sind Könige nur Knechte!

Und wenn der Mann, der uns so viele schöne Lieder geschenkt hat in seinem Leben weiter nichts geschrieben hätte, als diese zwei Zei-

len, so sollten wir ihn schon als unsern Wohlthäter und Vater ehren.

Pastor. Es freut mich herzlich, Lieber, daß Er den Werth des Guten so tief fühlt. Bleibe Er stets bei diesen Empfindungen und Gedanken; halte er sie heilig; lasse er sie immer die Führer seines Lebens seyn. Sie werden Ihm Rath und Ruhe und Trost und immer Zufriedenheit gewähren.

Ehrlich. Das hoffe ich zu Gott, und danke Ihnen; denn Sie haben durch Ihre freundschaftliche Theilnahme, durch Ihren Unterricht und Ihre Zusprache diese Gesinnungen tiefer gegründet, als sie sonst seyn würden.

Pastor. Das ist meine Pflicht, Lieber; dafür bin ich in der Gemeine: und ich bin glücklich, wenn mir die Erfüllung dieser Pflicht gelingt. Er kann sich nicht mehr freuen, lieber Ehrlich, wenn Er seinen Garten in Ordnung seine Beete gedeihen und sein Obst gerathen sieht, als ich mich freue, wenn ich hier und da sehe, daß ich in der Gemeine etwas Gutes stifte.

Ehrlich. Das thun Sie, das thun Sie; und wir lieben Sie Alle dafür, wie unsern Vater. Und wenn ja noch einer in der Gemeine seyn sollte, der es noch nicht erkennt, der ist gewiß noch nicht gut. Aber ich hoffe, es wird Keiner seyn.

Pastor. Ich bin zufrieden, ich bin sehr zufrieden. Guten Tag, Lieber, guten Tag!

(Schüttelt ihm die Hand und geht fort.)

Ehrlich (sieht ihm nach). Der ist ein guter Mann; wenn sie doch alle so wären! Da fürchten wir uns nicht, wenn er kommt, sondern freuen uns. Nun geht er und spricht gewiß eben so traulich und nützlich von etwas Anderm mit einem Andern. Er soll auch Einige der besten haben; wenn sie nur recht gut gerathen.

(Er fährt fort an seinem Pfirschbaum zu schneiden.)

Gespräch über das Landleben.

Herr Fröhlich. Nachbar Erdmann.

Fröhlich. Gott grüß Euch, Nachbar Erdmann! Wie gehts hier zu Lande?

Erdmann. Wenn es in der Stadt so wohl geht, und überall so wohlgeht, wie hier, so gehts überall gut.

Fröhlich. Das freut mich.. Ihr seid also wohl hier recht vergnügte Leute.

Erdmann. Ei, nun wohl nicht Alle; aber doch meistens; und doch wohl etwas mehr, als in der Stadt.

Fröhlich. So, so; das glaube ich fast.

Erdmann. Wenigstens sehen bei uns die Leute nicht so langbäckig und hohläugig und grießgrämlich aus, als wohl in der Stadt.

Fröhlich. Das macht, Ihr habt hier auf dem Lande bessere, gesundere Luft, als wir dort in der Stadt.

Erdmann. Freilich haben wir gesundere Luft, als Sie dort in der Stadt: aber wir haben auch wohl noch mehr, das gesunder ist, als bei Ihnen in der Stadt.

Fröhlich. Zum Exempel, zum Exempel!

Erdmann. Zum Exempel, unsere Arbeit.

Fröhlich. Ich dächte, wir ließen es in der Stadt auch nicht an Arbeit fehlen.

Erdmann. Arbeit und Arbeit ist eben ein Unterschied. Da sitzen sie krumm und gebückt und gehen den ganzen Tag traurig. Der eine schreibt, damit Andere lachen, oder weinen; der Andere rechnet, daß ihm die Augen blinzeln; der Dritte zählt Geld, daß er

die Finger nicht regen kann; der Vierte stickt in Gold und Seide, daß ihm die Arme weh thun und der Bauch zusammenklebt.

Fröhlich. Landsmann, kennt Ihr die Stadt so gut?

Erdmann. Ich bin viel darin herumgelaufen. Sehen Sie, was wir hier thun, ist wahre Arbeit; in der Stadt ist Alles nur eine halbe, schlechte Bewegung. „Nur in der Arbeit frisch und ordentlich bei Tisch, bleibt man gesund, als wie ein Fisch!" sagte mein seliger Vater.

Fröhlich. Euer Vater war wohl ein guter Mann und ein braver Doktor.

Erdmann. Herr, das war er. Ich hoffe so zu leben, wie er gelebt hat, dann geht es wohl, und ich werde immer Ehre haben.

Fröhlich. Das glaub' ich, lieber Erdmann, das glaub' ich. Aber Ihr laßt es Euch wohl auch recht sauer werden.

Erdmann. Ich bin ja gesund und stark, und froh und munter; wie kann mirs da sauer werden? Ich stehe mit, oder etwas vor der Sonne auf. Herr, so ein Aufstehen haben Sie in der Stadt gar nicht, wo Sie nur ein Schnittchen Sonne, Mond und Sterne haben. Dann gehe ich rasch zur Arbeit; da klingt das Morgenlied und da schmeckt das Morgenbrot. Das ist Arznei, wenn ich so auf dem Hügel stehe und in Gottes schöne Natur froh hineinsehe, wenn noch die Nachtigall im Busche und schon die Lerche an der Wolke singt. Sie, Herr Fröhlich, müssen ja immer erst zu uns herauskommen, wenn Sie Ihres Namens und Ihres Lebens recht froh werden wollen.

Fröhlich. Das ist wahr, Erdmann, das ist wahr. Es ist, als ob ich gleich ein neuer Mensch wär, sobald ich bei Euch hier bin.

Erdmann. Da sehen Sie. Nun wird gearbeitet, geackert, geeggt, gehauen, gegraben, gezäunt, eins nach dem andern, und im-

mer wieder von vorn. Uns bekömmt die Arbeit herrlich: und Ihnen das Zusehen und Herumwandeln.

Fröhlich. Aber sind denn Alle hier auf dem Lande so vergnügt und zufrieden?

Erdmann. Das nun wohl nicht. Aber das ist ihre Schuld, wenn sie das nicht sind. Sie könnten und sollten es seyn. Das machen die Stadtkrankheiten und Grillen, die sie mit herausbringen, wenn sie zu Markte gehen. Aber überhaupt sind wir hier doch froher, als dort in den Mauern; das zeigen schon alle Gesichter.

Fröhlich. Das ist wahr; das macht aber eben die gute, freie, frische Luft.

Erdmann. Nun ja, Herr; gönnen Sie uns doch unsere gute, freie, frische Luft!

Fröhlich. Sehr gern, Nachbar Erdmann; ich will sie mit Euch genießen und mich mit Euch freuen.

Erdmann. Das wird uns sehr lieb seyn. Sie thun uns keinen Abbruch: unser Herr Gott hat davon einen unerschöpflichen Vorrath. Herr, Sie können nicht glauben, was das für eine Arznei, für eine Labung ist, so die Sonne aufgehen und untergehen zu sehen! Dort lagert sich die Morgenröthe auf den Bergen; die Felsenspitzen und Tannenwipfel glühen schon in ihrem goldenen Strahl; dann steigt die herrliche, majestätische Sonne durch sie herauf, schießt ihre Feuerströme dicht und immer dichter über die Hügel hinab in die Thäler und gießt sich dann in einem Meere von Flammen über die Gegend her. „Groß ist der Herr und mächtig, und groß ist, was er macht!“ singen wir dann in der Aufwallung hoher Andacht. So kann man in der Stadt nicht singen.

Fröhlich. Guter Mann!

Erdmann. Und wenn sie dort auf der andern Seite neben dem Birkenwald hinab zur Ruhe geht; wenn der große Teich wie geschmolzenes Gold flammt, wenn ihre letzten Blicke über das Saatfeld hinzittern und sinken und steigen und sich endlich in den hohen,

breiten Aesten der alten Eiche, verlieren; wenn dann der ganze Abend in feierlicher Stille dort liegt und die Röthe nach und nach wegschmilzt und nur noch leichte, kleine, weiße Wölkchen, wie Silberflocken am Himmel sich kräuseln; und wenn dann der heimtreibende Schäfer „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!" hell und rein und herzerhebend von dem Hügel herab singt; wenn dann die Nachtigallen und Amseln aus dem Wäldchen dazu schlagen, als ob sie mit dächten und fühlten: Herr, Ihre Musik in der Stadt mag sehr schön seyn; aber so, so ist sie nicht, wie diese Musik. Sie müssen ja erst Ihre Musik zu uns heraus in den Wald tragen, wenn sie ganz Musik seyn soll. Solche Konzertsäle können Sie nicht bauen, wie wir alle Abende mit Abwechselung haben.

Fröhlich. Fast möcht' ich Euch beneiden.

Erdmann. Das thun Sie nicht; Sie können das Alles auch selbst haben und genießen, ohne uns zu beneiden. Wir wollen Sie um Ihre Vorzüge in der Stadt auch nicht beneiden, sondern sie mit Ihnen theilen, so viel wir können.

Fröhlich. Lieber Erdmann, Ihr sollt mein Arzt seyn; ich will zu Euch in die Schule gehen.

Erdmann. Meine Kunst ist sehr kurz und einfach. Alles genießen, und doch Genuß sparen!

Fröhlich. Aber das Landleben mag doch wohl auch seine Beschwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten haben.

Erdmann. Welches menschliche Leben hat sie nicht!

Fröhlich. Zum Beispiel, wenn es schlimmes Wetter ist, und die Arbeit muß doch verrichtet werden.

Erdmann. Da ist es dann freilich nicht so schön, als wenn es schön ist. Aber denken Sie doch nicht, daß es so traurig ist, als Sie Sich es vorstellen. Dazu gehört Gewohnheit von Jugend auf, Unverdrossenheit, Muth und feste Gesundheit. Wir werden naß und wieder trocken, ohne uns vor Erkältung und Schnupfen zu fürchten. Der Regen schlägt uns ins Gesicht, und wir lachen:

und halten Sie es für nichts, wenn man so den lieben Tag sein Werk gearbeitet hat und den Abend recht müde und naß nach Hause kommt, daß man dann auf der Ofenbank einen trockenen Kittel anzieht und sich hinstreckt und von dem Wetter ausruht. Es ist wohl nichts Süßeres und Erquickenderes, als Ruhe nach Arbeit! Wissen Sie, was Ruhe ist? Diese süße Erquickung der Ruhe haben die Reichen nie, oder nur selten, weil sie sich dieselbe nie, oder nur selten durch Arbeit erwerben.

Fröhlich. Auch das ist wahr, Erdmann.

Erdmann. Herr, ich bin froh auf dem Lande mit aller Arbeit. Meine Kartoffeln schmecken mir so gut und wohl besser, als dem Junker der Hirschbraten. In der Stadt, in der Stadt möchte ich nicht wieder vierzehn Tage leben.

Fröhlich. Ihr lebtet also schon in der Stadt?

Erdmann. Freilich: aber ich bin froh, daß ich dem Rauche entlaufen bin. Man hat den ganzen Tag nur drei Viertelstunden Sonne, die ganze Nacht dann eben so wenig Mondlicht, und vom ganzen Himmel sieht man nur sechs Sterne. Abendroth und Morgenroth sind Dinge, die man nur aus Büchern und Erzählungen kennt.

Fröhlich. Ihr macht es auch etwas schlimm.

Erdmann. Ich mache nichts anders, als es ist. Und dann ein Donnerwetter; haben sie je in der Stadt ein schönes Donnerwetter gesehen? Und doch ist in unsers Herren Gottes Natur nichts Größeres und Prächtigeres, als ein Gewitter. Ein Mensch, der bei dem Anschauen und Anhören eines Gewitters nicht ein ehrfurchtvolles Vergnügen, eine ängstliche, heilige Freude hat, der muß ein sehr verkehrtes Herz haben, oder krank seyn. Und dann betrachten Sie unsere Ernten, von Heu und Korn und Gerste. Bei uns ist das schöne Wetter schöner, als bei Ihnen, und bei Ihnen ist das schlimme Wetter schlimmer, als bei uns. Da man doch einmal ohne Gottes Natur nicht leben kann, so kommen die Stadt-

leute zu uns heraus und nehmen in der Eile so viel davon mit, als möglich; und aus löblichem Geiz malen und konterfeien sie, oder lassen malen und konterfeien, das Beste, was ihnen vorzüglich gefällt. Aber ihre gemalte Morgenröthe ist dann gegen die Morgenröthe auf den Bergen auch gerade wie ein Irrwisch gegen die aufgehende Sonne; und der Baum auf der Tafel gegen den Baum im Walde, oder im Garten, wie der erste März gegen den sechszehnten Mai.

Fröhlich. Ihr laßt der Stadt sehr wenig Vorzüge, mein Lieber.

Erdmann. Ei die Städte sind wohl ganz gut für Leute, die daran Geschmack haben und nicht wissen, was sie mit Zeit und Geld machen sollen. Aber das Land ist besser für Jedermann. Das kann man schon daraus beweisen: unser Herr Gott hat das Land gemacht mit Wäldern und Feldern und Saat und Kräutern, damit die Menschen glücklich leben sollen; und die Menschen haben die Städte gebauet, um ihre Macht und ihren Reichthum zusammen zu bringen. Nun werden Sie doch nicht sagen wollen, daß das, was die Menschen machen, besser sei, als das, was unser Herr Gott gemacht hat.

Fröhlich. Der Beweis ist gut genug.

Erdmann. Und der Pfarrer, der ein gelehrter, kluger und guter Mann ist, sagt, alles Böse sei in den Städten ausgeheckt worden, und weiß davon sehr viel zu erzählen. Doch das mag wohl daher kommen, weil dort so viele und so viel müßige Menschen beisammen sind, die vor Angst Alle nicht wissen, was sie anfangen sollen. Ich will damit nur so viel sagen, Herr Fröhlich, daß das Landleben für Gesundheit, Wohlbefinden, Vergnügen und Zufriedenheit dem Leben in der Stadt weit vorzuziehen sei.

Fröhlich. Aber der Winter, Erdmann, der Winter!

Erdmann. Der Winter ist herrlich, wenn es ein guter Winter ist; und der schlimme ist eben nicht schlimmer bei uns, als

bei Ihnen dort zwischen den großen Mauern. Wer nichts zu thun hat, oder nichts thun will, dem wird die Zeit lang, der hat jämmerliche Langeweile; aber der Arbeiter weiß davon nichts. Da wird gedroschen, geworfelt, gefegt, aufgehoben, gezimmert am Geräthe; da wird Schnee geschaufelt; da werden Bäume geputzt, wenn es Zeit ist; auf der Tenne singt man, vor dem Thor ist man lustig. Den Abend spinnen, nähen oder stricken die Weiber, und wir schnitzen Rechen oder Tennegabeln, erzählen vom Krieg und Frieden, oder lesen in dem großen Historienbuche vom Prinzen Eugen und vom General Tilly: oder wir braten Kartoffeln, lesen Erbsen und spielen mit den Kindern. Glauben Sie, Herr, wer nicht zuweilen mit den Kindern spielen kann, der ist noch nicht geworden wie die Kinder; der wird also schwerlich in das Himmelreich kommen, wie in der Bibel steht. Sie sollten meine Jungen sehen, wie sie mir vor dem Thor entgegenschießen, wenn ich des Abends von der Arbeit zurückkomme!

Herr, da blitzt Freude vom Gesicht!
Wenn sie mir froh entgegenschwärmen,
Und laut und hoch vor Jubel lärmen;
Da tauscht' ich mit dem Fürsten nicht.

Fröhlich. Guter, glücklicher Mann!

Erdmann. Das bin ich, Herr; beides bin ich: und ich wünsche das allen Menschen. Ich hoffe, meine Kinder sollen das einst auch seyn; und ich werde es dann als ein alter Graukopf noch mehr seyn, wenn ich es sehe und mich darüber freue.

Fröhlich. Ich muß Euch öfter besuchen, wenn Ihr müßige Stunden habt.

Erdmann. Das thun Sie. Des Tages sind bei uns nun wohl der müßigen Stunden sehr wenig. Aber kommen Sie des Abends, so lange Sie hier sind, so oft Sie wollen. Sie werden uns nicht stören und uns Allen willkommen seyn. Da können Sie

mit Kartoffeln braten und in dem großen Hiſtorienbuche leſen. Vor allen Dingen aber gehen Sie nur recht oft in den Feldern herum; das ſtärkt Leib und Seele; wenn Sie auch dann und wann etwas naß werden, das thut doch wohl, wenn man ſich nur in Acht nimmt und in Bewegung bleibt. Ich verſichere Sie, das thut recht wohl.

Fröhlich. Ich werde Euerm Rathe folgen. Ich habe auch ſchon ſelbſt Luſt dazu, weil ich ſpüre, daß nichts beſſer iſt.

Erdmann. Das thun Sie. Gott ſegne nun das Land! Und da doch auch nun Städte ſeyn müſſen, ſo ſoll es auch den Städten wohl gehen. Aber glauben Sie nur, wo das Land nicht gedeihet, da gehen auch die Städte bald zu Grunde.

Betrachtung über Tod und Zukunft.

Es iſt kein Zweifel, Gott hat uns alle zur Glückſeligkeit beſtimmt; denn die ewige Güte kann nur das Heil aller ihrer Geſchöpfe wollen. Wir ſollen glücklich ſeyn in dieſem irdiſchen Leben. Aber wir leben nicht lange. Unſer Leben währt ſiebenzig Jahr, wenns hoch kommt, achtzig: und die meiſten Menſchen ſterben wohl vor dieſer Zeit. Der Tod iſt allen Menſchen gemein, dem König wie dem Bettler. Heute blühet mancher in voller Jugendkraft, und morgen hat ihn vielleicht ein Zufall auf die Bahre gelegt. Hört unſer Glück dann auf? Hören wir ſelbſt auf? Wie unglücklich wäre derjenige, der dieſes glauben könnte! Jetzt hat der Tod bloß eine traurige Geſtalt, weil wir uns trennen müſſen von Vielem, was uns hier billig lieb und werth iſt; aber dann würde er ſchrecklich, würde er entſetzlich ſeyn! Welcher unſelige Gedanke: Zerſtörung, Vernichtung ohne Hoffnung in Ewigkeit! Nur der

Unbesonnene kann ihn mit Gleichgültigkeit denken; und nur der grenzenlos Elende oder der Bösewicht kann ihn wünschen. Aber nein; so unglücklich und trostlos soll der Tugendhafte und Fromme nicht seyn, daß er aufhören sollte zu seyn, daß er nicht seinen großen Lohn in einem andern Leben, für alle seine Mühseligkeiten und Leiden, für alle seine Geduld und Standhaftigkeit im Guten einst erhalten sollte: und so glücklich soll der Bösewicht, der Spötter, der Ruchlose nicht werden, daß er vernichtet würde, daß er nicht für alle seine Bubenstücke, Unterdrückungen, Grausamkeiten und Schandthaten bekommen sollte, was sie werth sind. Wir werden leben, alle leben, um zu haben, was wir verdienen; denn Gott ist nur Weisheit und Güte und Gerechtigkeit. Wer wollte den ewigen Schöpfer lästern und sagen, er habe Geschöpfe gemacht, um sie auf dem halben Wege ihres Daseyns ohne Absicht wieder zu zerstören? Das wäre ein Widerspruch, und Widersprüche sind nicht in Gott. Die Zwecke der Gottheit sind, daß Alles so vollkommen und so glücklich werden soll, als es seiner Natur nach werden kann. Der Mensch wird hier nicht so vollkommen, so gut, so weise und so glücklich, als er wünscht, als er in sich Trieb und Muth und Kräfte fühlt. Sollte der Unendliche, die unerschöpfliche Quelle der Seligkeit, sein Schöpfer und Vater, ihm diesen Wunsch versagen, diese Kräfte umsonst gegeben haben? Unser Geist dürstet nach Weisheit, nach Wirkung und Fortdauer; unser ganzes Wesen zittert zurück vor dem Gedanken, daß es ewige Nacht werden solle. Würde Gott dem Geiste Durst gegeben haben, der nicht gelöscht werden sollte? Würde Gott den Gedanken, die Aussicht der Ewigkeit der Seele vorgehalten haben, um sie durch den Anblick der Vernichtung nur desto entsetzlicher zu quälen? Niemand denke dieses von der ewigen Liebe. Wir können Gott denken, der ewig ist; wir dauern also fort mit ihm, der uns diesen Gedanken gegeben hat und nicht nehmen wird.

Alle Völker der Erde, wilde und gesittete, rohe und gebildete,

unwissende und erleuchtete, haben ohne Ausnahme alle den Begriff und die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode, dunkler oder deutlicher, ungewisser oder fester. Keiner einzigen Nation mangelt es gänzlich an allen Bildern und Vorstellungen eines künftigen Lebens; so verschieden und thöricht auch zuweilen dieselben sind. Was allgemein, ohne Ausnahme allgemein in der Seele des Menschen ist, muß einen Grund der Wahrheit haben. Wir werden fortdauern; wir werden leben. Unsere Weisheit wird sich vermehren, unsere Kräfte werden steigen, unsere Glückseligkeit wird wachsen und sich befestigen in Ewigkeit. Dort wird Gott endlich ganz ordnen, was recht ist, und jeden dahin setzen, wozu er sich hier geschickt gemacht hat. Jeder hatte freien Willen und Vernunft, diesen Willen zu lenken: jeder wird also dort seyn, wie er sich hier bereitete. Der Gute empfängt für sein Gutes Heil; der Böse für seine Bosheit Züchtigung: jener wird getröstet, dieser gepeiniget; beide, wie sie verdienten und selbst wählten. Man zweifle nicht über die Möglichkeit, grüble nicht über die Art und Weise. Was ist dem Höchsten unmöglich, der die Welten mit einem Hauche aus dem Nichts rief! Die Natur hat schon hier manche Beispiele, die Vorbilder und Ermunterung zur schönsten Hoffnung seyn können. Die Blume stirbt den Herbst, und geht den Frühling mit neuem Schmucke verschönert aus dem Schooße der Erde hervor. Das Saamenkorn scheint todt, und erwacht bald zum Leben und bringt vielfache Früchte. Die Raupe wickelt sich in ihr Gespinnst, scheint im Staube verloren zu seyn und kommt als ein bunter Sommervogel wieder ans Licht, der seine glänzenden Farben in der Sonne spiegelt. Alles stirbt und lebt auf. Der Tod ist nur Uebergang aus einer Art des Lebens in eine andere. So auch mit uns. Wir werden sterben, das heißt, wir werden hinübergehen zu dem Leben jenseits des Grabes, wo Gott geben wird jedem nach seinen Gesinnungen und Handlungen. Wie ruhig und getrost darf also der Tugendhafte dem Tode entgegen sehen! Wie heiter und zufrieden in

das Grab hinabblicken, das für ihn eine Thür in eine bessere Welt ist! Der Leib kehrt zurück in den Staub, aus dem er genommen ist; aber die unsterbliche Seele steigt auf zu dem Ursprung ihres Wesens, zu Gott, ihrem Schöpfer, dem Vater und Geber aller Seligkeit. Wenn diese Hoffnung der Böse nicht hat, so ist das seine eigene Schuld: warum ist er böse. Nur die Guten haben Frieden im Herzen. Für die Bösen ist die Botschaft des Todes eine Forderung vor den Richter, welcher Herzen und Nieren prüfet, welcher recht richtet und unbestechlich belohnt und bestraft. Dann ergeift sie freilich Zittern und Beben, und sie möchten lieber nicht mehr seyn, als unter Angst und Qual ihrer entsetzlichen Zukunft entgegen sehen. Das Ende des Guten ist ruhiges Hinschlummern; der Tod des Ruchlosen ist Folter und Verzweiflung. Und wenn auch das Gewissen hier nicht einmal erwacht, so wird es dort mit Schrecken erwachen, wenn die Stimme Gottes spricht: Gieb Rechnung von deinem Leben!

Geht hin zu den Gräbern, ihr Menschen, und untersucht dort euer Innerstes! Denkt, bald, vielleicht sehr bald wird auch über euern Hügeln Moos wachsen, und wenn euere Seele ruhig bleibt bei dem Gedanken des Todes, des Gerichts und der Ewigkeit, so steht es wohl: aber wenn es euch bange wird ums Herz, wenn Angst sich euer bemächtiget; so verachtet nicht die Stimme in euch: sie ist eine Warnerin noch zur rechten Zeit; sie kann euch noch zu Ruhe und Freude führen. Ein Todtenschädel ist ein rührender Prediger für diejenigen, die ihn hören wollen. Am Grabe bleibt Alles zurück; Jugend, Schönheit, Stärke, Ansehen, Rang, Gold, Vermögen; nur seine Werke folgen dem Menschen nach. Am Grabe wird selbst die Welt gerecht, und lobt nur, was Lob verdient. Jenseit des Grabes fängt ein neues Daseyn an; wohl dem, der froh hinüberblicken kann. Alles in uns und um uns wünscht und harret, daß es so seyn wird: die Vernunft giebt Hoffnung und die Religion giebt Gewißheit. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, spricht mit

inniger, freudiger Ruhe der Christ, der in das Grab hinab sieht. Man frage nicht, wo werden alle die unendlichen Millionen Geschöpfe seyn, die gelebt haben und leben und leben werden? Sind nicht alle Himmel des Herrn? Streckt er nicht seine Hand ins Unermeßliche? Kann nicht jeder Stern ein Wohnplatz seyn? Und wir zählen ihrer tausende und tausende, und sind kaum am Rande, und jeder ist vielleicht tausendmal größer als unsere Erde! Wer schränkt den Allmächtigen ein; wer will den Allweisen Ordnung lehren? „In meines Vaters Hause sind viel Wohnungen," sagt der göttliche Lehrer.

Wie wird Gott belohnen? Es hats kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret, es ist in keines Menschen Herz gekommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Es wird Entzückung seyn, mit erhöheten Kräften unter den vollendeten Geistern, unter Engeln und Cherubim die großen Werke Gottes zu schauen, mehr dann mit einem Blicke zu fassen, als wir hier unser ganzes Leben entdecken konnten; den Herrn mit reinen, himmlischen Harmonien zu loben, gegen welche unsere irdischen Lobgesänge nur Stammeln waren. Die Guten werden sich freuen mit den Guten und der Herr wird mit ihnen seyn; Kummer und Klagen werden verstummen und nur die Lieder des Dankes werden gehört werden. Die Frommen werden Gott schauen. Wer kann wissen, welche Beschäftigung der Schöpfer den Seligen in der Ewigkeit anweiset? Aber ihre Arbeit wird Lust und Vergnügen, ihre Thaten werden Lob Gottes und ihr ganzes Leben Glückseligkeit und Ruhm seyn. Die Bösen werden leiden mit den Bösen und durch die Bösen. Wenn die Tugendhaften schon unter sich den Himmel haben, müssen es die Bösen sich unter einander nicht zur Hölle machen? Einer beneidet den Andern, haßt den Andern, quält den Andern, peiniget ihn, sucht sein Verderben: Alle hassen Alle, und jeder ist dem Andern ein Teufel. Muß es da nicht Hölle seyn? Und wenn der Schöpfer zu ihrer Züchtigung noch einen Ort bestimmt, der leer an Freuden und Genuß,

leer an Troſt und Hoffnung iſt, wo Gott ſelbſt nicht mehr gegenwärtig zu ſeyn ſcheint, wo nur boshafte und ſchadenfrohe Geiſter einander zur Folter ſind: iſt es da nicht wirklich Hölle? Es kommt nicht auf den Namen, es kommt auf die Sache an. Es wird alſo wirklich Himmel und Hölle ſeyn; die Vorſtellungen davon müſſen nur vernünftig ſeyn, wie ſie es ſeyn können und ſeyn ſollen. Die Spötter, welche ſpotten, zeigen den Leichtſinn und die Bosheit ihres Herzens und die Schwäche ihres Verſtandes.

Wir wollen alſo nicht erſchrecken vor dem Gedanken des Todes. Er iſt keine Vernichtung; er iſt der Bote des Friedens in das Reich des Friedens. Wir wollen nicht ängſtlich trauern über den Abſchied von den Geliebten; ſie folgen uns nach und wir ſehen ſie dort verklärt wieder, wenn ſie unſer und ihrer eigenen Beſtimmung nicht unwürdig waren. Alles Uebrige iſt irdiſch und vergeht und iſt unſerer Thränen nicht werth. Wer mit ſeiner Seele noch unauflöslich feſt an dem Irdiſchen hänget, iſt noch nicht gut, noch nicht das, was er ſeyn kann und ſeyn ſoll. Dieſes Leben iſt nur Vorbereitung zum künftigen wahren, beſtändigen Leben: die Vorbereitung iſt zwar wichtig; aber ſie iſt nicht die Sache ſelbſt. Nach einer Prüfung kurzer Tage erwartet uns die Ewigkeit. Dort, dort verwandelt ſich die Klage in göttliche Zufriedenheit. Hier übt die Tugend ihren Fleiß, und jene Welt reicht ihr den Preis. Wir leben Alle, um zu ſterben; und nur derjenige hat wohl gelebt, welcher wirklich wohl ſtirbt. Wer wollte ſich eine ewige Fortdauer in dieſer Welt wünſchen, welche Schwachheit und Unvollkommenheit, Leichtſinn, Thorheit und Bosheit gegen Gottes Abſicht oft zur Wohnung des Kummers und Elends macht: hier, wo die Tugend öfters leidet, das Laſter öfters glücklich iſt; wo man die Glücklichen beneidet und der Bekümmerten vergißt; wer wollte in dieſem Sitz der Angſt, der Schmerzen und der Ungerechtigkeit ohne Ende zu leben wünſchen! Nein, unſer Geiſt ſoll hinüberfliegen in das wahre Vaterland, in das Land der Freiheit und der Tugend, der Weisheit und der Glückſeligkeit.

Diese Aussicht soll uns leiten im Glück, und uns schon hier den Genuß dieses Lebens erhöhen; diese Aussicht soll uns warnen, wenn wir in Gefahr sind, zu straucheln an den Klippen der Leidenschaft; diese Aussicht soll uns trösten, wenn wir hier auf der Erde unter Kummer und Angst kämpfen.

Selig, wer mit Ruhe dorthin blicket,
Wo die Tugend ihren Kranz erhält,
Wo vor Gottes Herrlichkeit entzücket
Der Verklärte dankend niederfällt;
Selig, wessen Herz sich freudig hebet,
Wenn sein Auge sich gen Himmel lenkt,
Welcher kindlich hofft, nicht knechtisch bebet,
Wenn er an den Weltenrichter denkt.

Aus dem Grabe schaut er auf zum Throne
Seines Vaters, der ihn stets geliebt,
Der den Duldern dort zum großen Lohne
Frieden, Heil und ewges Leben giebt.
Lächelnd siehet er den Boten kommen,
Der ihn tröstet, wenn er Andern droht:
Ihm wird mehr gegeben, als genommen,
Und des Lebens Anfang ist der Tod.

Leben werd' ich, selig seyn dort oben;
Spricht er still, und faltet seine Hand.
Wo den Herrn die Morgensterne loben,
Dort ist meiner Seele Vaterland.
Was ist diese Welt mit ihren Schätzen
Gegen jenes Glück, das Gott verspricht!
Himmlisch wird der Himmel uns ergötzen;
Hier begreift es unser Geist noch nicht.

Träume sind die Thränen, die ich weinte;
Hier am Sarge giebt der Glaube Muth.
Reicht mir herzlich eure Hände, Freunde;
Tröstet euch und bleibet fromm und gut.
Eure Namen sind dort eingeschrieben;
Lebt, daß sie im Buch des Lebens stehn!
Weinet nicht so traurig, meine Lieben;
Gute Nacht, bis wir uns wiedersehn.

Bruchstück einer Predigt,

gehalten in Knauthain.

— — — — Unserm Gedächtnisse stellen sich die Jahre unserer Kindheit mit doppeltem Vergnügen dar. Gedenken wir nicht der Stunde mit neuer Freude, wo wir als Knaben lernbegierig in die Schule wandelten, und da die ersten Grundsätze der Rechtschaffenheit, der Religion und der christlichen Wahrheiten hörten? Jede Stufe des Lebens bringt mit jeder Veränderung des Jahres dem Tugendhaften nur Gelegenheit, sich zu freuen und die Vaterliebe seines Schöpfers zu preisen. Das Spiel des Knaben und die ernstvolle Versammlung der Alten sind gleich große Wohlthaten für beide. Der blumenreiche Frühling und der beeiste Winter laden Jünglinge und Greise, jeden zu ihren besondern Geschenken ein; und Sommer und Herbst, mit Früchten und Segen beladen, rufen mit lauter Stimme zu ihrem Vorrath. Arbeit ist Wohlthat und Schweiß ist Segen, und unglücklich und bedauernswürdig wäre der, welcher wünschen könnte, ohne Geschäfte zu seyn. Ihn würden gesunde Speisen ekeln, und die balsamische Ruhe würde von seinen Augenliedern entfliehen. Wenn des Landmanns nerviger Arm die Mühe des Tages besiegt, wenn seine Arbeit verrichtet, sein Werk vollendet ist und seine Erholungsstunde sich nahet, fühlt gewiß kein Fürst im Palaste so angenehm, so süß, was Ruhe und Schlummer ist, als er auf seiner Rasenbank. Dann genießet er sein ländliches Mahl mit mehr Heiterkeit und Geschmack, als jener seine herrlichen,

köstlichen Gerichte und fremden Getränke. Ein Jeder frage in seiner Lage seine Seele und sein Gewissen: waren nicht der Freuden viel, unendlich viel, die er in jedem Zeitpunkte seines Lebens genossen? Und ein Jeder wird freilich gestehen: deine Gnade reicht, so weit der Himmel ist, und deine Barmherzigkeit, so weit die Wolken gehen. Und diese Wohlthaten, diese Freuden, waren sie unser? War's unsere eigene Macht, die sie uns verschaffte? Waren sie unser Verdienst? Oder hatten wir selbst nur die Kraft, die Fähigkeit, sie zu schmecken und zu empfinden? Kühner, verwegener Gedanke eines Menschen, der Erde und Staub und ein Wurm vor dem Schöpfer ist! Gottes Hand überschüttet uns mit Gütern, wie mit einem Strom; seine Milde streute über unsre Fluren Segen und Wohlthat: sie gab uns Stärke, diese Geschenke als Geschenke zu genießen; sie schuf uns alle Vortheile des geselligen Lebens, die Glückseligkeit der Freundschaft und jeder angenehmen Verbindung. Durch sie leben und weben und sind wir; und wo ist der Undankbare, den dieses nicht mit frohem Entzücken erfüllen, nicht zu einer lebhaften, gerührten Ergebung zu Gott, zu einer tiefen Erkenntlichkeit gegen die belebende Güte des Allvaters auffordern sollte? Meine Freunde! laßt uns das genossene Glück durch die wiederholte dankbare Erinnerung noch ein Mal genießen! Laßt uns in herrlichen Lobgesängen die Größe des Gebers, seine Erhabenheit, seine Gnade und Vorsehung preisen und fest hoffen, daß der, dessen Zärtlichkeit für seine Kinder bisher die Pfade unsers Lebens hoch, liebreich mit Blumen bestreute, auch in Zukunft Freuden die Fülle und reiche Güter in seinem Schooß für uns haben werde. Dieß ist unsere Pflicht, dieß ist unser Vortheil. Aber nicht immer schien die Sonne, nicht immer wandelten wir im Frühlinge und nicht immer schwebten Ruhe und Zufriedenheit und stille Glückseligkeit um unser Haupt. Oft thürmte sich ein Wetter um unsern Scheitel, und drohte einen fürchterlichen Ausbruch. Wir standen voll Angst und banger Erwartung; niedergeschlagen und muthlos sah unser Blick,

nach Rettung gerichtet. Trauer und Betrübniß bemächtigte sich unserer Seele. Die Hand des Schicksals lag schwer auf uns, und fast erlag unser zagendes Herz unter seiner harten Last, fast erdrückte uns die Schwere. Ein Strahl der Hoffnung hielt uns noch aufrecht; nur noch das anhaltende Vertrauen auf die Vorsehung und ihre weise Schickung schützte uns vor Murren und Verzweiflung. Unsere Augen sahen keine Aussicht, unsere Klugheit keine Mittel, unsere Standhaftigkeit keine Stütze. Wir glaubten verloren zu seyn, als nach Furcht und Beben, gleich der Morgenröthe nach einer Gewitternacht, der Vorsicht Wege sich öffneten. Wer von uns hat nicht schon sein Theil Leiden getragen? Diesen warf eine harte Krankheit auf sein Lager; er seufzte trostlos nach Arznei und Rettung; kraftlos hingen seine matten Glieder wie eine Last an seinem Körper; langwieriger Schmerz schlich sich durch seine innersten Adern; Todtenblässe umzog sein Antlitz und das Grab öffnete schon seinen gierigen Schlund, seine gehoffte Beute zu verzehren. Da kam die Hand des Herrn und heilete den Geschlagenen, zog ihn zurück aus den Armen des Todes. Jenen drückte der Mangel, und Armuth hatte sich um seine zerfallene Hütte gelagert, Hunger und Blöße schienen ihm und seiner Familie zu drohen; aber die Huld des ewigen Erbarmers schüttete aus ihrem Reichthum Segen und Sättigung über ihn und machte ihn froh, da seine Seele nicht hoffte. Diesen verfolgten seine Feinde und suchten mit Macht und Unterdrückung, mit List und Ränken, ihn zu Boden zu stoßen; aber Gottes Rechte hielt ihn fest, stellte ihn wie auf einen Fels und schützte seine Unschuld zum Spott seiner Verfolger. Wer von uns [illegible] nicht bei mannichfaltigen Fällen bekennen: Herr, deine Hand [illegible]ttete mein Leben, und dann ausrufen: darum danket dir meine [illegible]ele! Gott bleibt immer Vater, gleich gütig und weise, wenn er [illegible]e Kinder erfreut und wenn er sie durch die Proben der Leiden prüft. Er weiß unser Bestes und wünscht unser Glück, und mit

Gelassenheit müssen wir uns unter seinen Willen beugen und ihn dankbar verehren. Aber waren nicht viele Leiden, viele Trübsale eine unfehlbare Folge unserer Fehler und unserer Unachtsamkeit? Stürzten nicht oft Leichtsinn und Leidenschaft uns in Umstände, die die gefährlichsten Wirkungen für unser ganzes Glück haben konnten? Manche, sehr Viele wird ihr Gewissen zwingen, ein ähnliches Bekenntniß abzulegen. Waren dieß nicht Leiden, die wir verdient hatten? Wenn es also unsere Pflicht ist, der Vorsicht den reinsten Dank zu opfern, die uns aus dieser Angst befreite, so ist es auch unsere Pflicht, unser jetziges Verhalten genau zu untersuchen, von vergangenen Fehlern Klugheit und von ehemaliger Thorheit Weisheit zu lernen, die uns fähig machen, künftige Irrwege zu vermeiden und vielen Gefahren, die dieselben begleiten, zu entgehen. Wenn wir aber das Schicksal verflossener Tage mit dankbarer Segnung der Seele wieder darstellen, wenn wir darin allezeit die Weisheit entdecken, wenn wir bei jeder Gelegenheit bekennen müssen, der Herr hat Alles wohl gemacht, so wird uns diese Betrachtung zu einem desto festern Vertrauen auf die Zukunft erheben und uns der Ungewißheit unsers Glücks oder Unglücks mit ruhigem Herzen entgegen sehen lassen. Der Gott, denkt dann der Geist, der die Tage des Menschen nach seinem Wohlgefallen abzählt, dessen Hand mich bisher beständig die besten Wege nach seiner Weisheit geführt hat, der mein Vater noch war, auch wenn ich fehlte, der mich zurückzog, wenn der Betrug meiner Leidenschaft mich tief auf die Pfade des Irrthums geführt hatte, der Gott wird auch ferner mit seiner Weisheit mein Loos mir bestimmen und als Vater für das Glück seines Kindes sorgen. — Und mit welcher Empfindung stehe ich jetzt hier an dieser heiligen Stelle, vor der Versammlung des Herrn, dem Angesicht seiner Majestät! Meine Gefühle drängen sich in diesem Augenblicke zusammen, und füllen meine Seele mit gerührtem Dank. Meine Kindheit, meine Knabenjahre, meine grüne Jugend

jeder Auftritt derselben schwebt mit neuer, lebhafter Erinnerung vor meinem Geiste. Jenes Schulhaus, wo ich die ersten Begriffe von Tugend und Religion hörte und anfing, mich zum künftigen Menschen und Christen zu bilden, jenes Chor, wo meine schwache Zunge mit in die Lobgesänge der Gemeine, dem Herrn ein angenehmes Opfer stammelte; diese Stelle, auf welcher ich als Knabe die eingesammelten Lehren in öffentlichen Prüfungen bekannte; von der aus reiner Quelle der Offenbarung heilsame Schätze in mein junges Herz sich ergossen; jener Altar, an dem ich den Bund der Bruderliebe schwor; die ganze Gegend, wo meine Jugend in unschuldigen Freuden hinschwand: Alles, Alles, die ganze Vergangenheit steht vor mir und fordert mich auf, mit Dank durchdrungener Seele das Bekenntniß zu thun: Herr, deine Wohlthaten sind ohne Maaß. Dieser Ort ist mir heilig, diese Versammlung ehrwürdig. Ich sehe hier die Gefährten meiner frühesten Jahre, meine ersten Schulfreunde, die ganze Gemeine, vor der ich als Knabe stand, die Lehrer meiner Jugend, und auch ihn, den großmüthigen Menschenfreund, von dessen Güte Viele, von dessen Gnade besonders auch ich die ersten Aufmunterungen eines jugendlichen Fleißes erhalten habe, dessen wohlthätige, dessen edelmüthige Theilnehmung meinem Loose eine Wendung gab, die mich der angenehmsten Zukunft entgegensehen ließ. Freude, Ehrfurcht und Dankbarkeit durchströmen heute feierlich meine Brust und erheben sie zum Throne des Allmächtigen. Vereiniget euren Dank mit dem meinigen, meine Theuren, und singt Lob dem Höchsten, dessen allweise und unveränderte Regierung die Schicksalen der Welt und eines jeden ihrer Bürger ordnet und lenkt, der mit tausendfältigem Segen das Leben seiner geliebten Erretter beglückt, und der auch dann noch Wohlthäter ist, wenn die Rathschlüsse seiner Allwissenheit erfordern, sie durch Widerwärtigkeiten und Leiden zu prüfen. Vereiniget euer Lob, euer Gebet mit dem meinigen!

O Gott, vor dem sich Erd' und Himmel beugt,
Dem sich in seiner Majestät
Der Cherub mit verdecktem Antlitz neigt,
Und tief anbetend vor dir steht,
O Gott, auch wir Geschöpfe deiner Hand,
Von Staube, Staub vor dir, ein Nichts,
Sehn hoffnungsvoll nach unserm Vaterland,
Nach deinen Wohnungen des Lichts.
Du wiegst nach deiner Weisheit festem Rath
Das Schicksal deiner Kinder ab,
Und blickst auf sie, o Vater, früh und spat
Voll Treu und Zärtlichkeit herab.
Laß uns den weisen Schlüssen deiner Huld
Voll Gottergebenheit vertraun,
Im Glück mit Dank, im Unglück mit Geduld
Und mit Anbetung auf dich schaun! Amen!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

NEW YORK FREE
CIRCULATING
LIBRARY.

NOV 26 1937